

Thomas Ertl (Hg.)

Der Ötzi pflückt das Edelweiß





Thomas Ertl (Hg.)

# **DER ÖTZI PFLÜCKT DAS EDELWEISS**

**BAUSTEINE TIROLER IDENTITÄT**

Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

2011

© Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck

xxxx

ISBN 978-3-7022-3155-2

E-Mail: [buchverlag@tyrolia.at](mailto:buchverlag@tyrolia.at)

Internet: [www.tyrolia-verlag.at](http://www.tyrolia-verlag.at)

# Inhaltsverzeichnis

Einleitung .....	7
<b>1. Ötzi – der Mann im Eis: Am Anfang war Tirol</b> .....	14
(Walter Leitner)	
<b>2. Oswald von Wolkenstein: Kämpfer, Sänger, Held und Tourismuskönig</b> .....	26
(Mark Mersiowsky)	
<b>3. Kein reicher Land. Das Goldene Dachl und die Schätze aus den Bergen</b> .....	40
(Klaus Brandstätter)	
<b>4. `S Anderl von Rinn. Landesbewusstsein und Judenfeindschaft</b> .....	54
(Thomas Ertl)	
<b>5. Symbolfiguren einer postulierten „Landesidentität“. Katharina Lanz und Andreas Hofer</b> .....	69
(Margareth Lanzinger)	
<b>6. Das „Heilige Land“ und seine Schützen</b> .....	84
(Michael Forcher)	
<b>7. Die „Wally“ und „ihr“ Geier. Eine Identifikationsfigur zwischen zwei Stühlen</b> .....	101
(Ellinor Forster)	
<b>8. Josef Freinademetz. Eine heiliger Tiroler im Kaiserreich China</b> .....	113
(Maria Heidegger)	
<b>9. Eine Topografie des Erinnerens: Südtirol im 20. Jahrhundert</b> .....	128
(Astrid Kofler und Hans K. Peterlini)	

<b>10. Authentizität im Tiroler Tourismus: Kulturgeschichtliche Reflexionen</b> .....	150
(Paul Rösch)	
<b>11. Blume des Alpen-Mythos. Das Edelweiß</b> .....	162
(Hans Heiss)	
<b>12. Eduard Wallnöfer und Silvius Magnago. Der Bauer, der Advokat und die Kunst des Machbaren</b> .....	176
(Eva Pfanzelter-Sausgruber)	
<b>13. Der Berg ruft. Die Berghelden Trenker, Buhl und Messner</b> .....	192
(Birgit Ertl-Gratzel)	
<b>14. „Hurra die Gams!“ Die Kitzbüheler Streif als mythischer Ort</b> .....	205
(Nikola Langreiter)	
<b>15. Sesshafte Knödel und Turtres, Couscous und Polenta der Fahrenden. Was alles rumpelt und pumpelt im Tiroler Bauch...</b>	217
(Wolfgang Maier)	
<b>16. Bisch a Tiroler, bisch a Mensch ... der Dialekt entscheidet</b> ..	230
(Birgit Ertl-Gratzel)	
<b>17. Auf der Suche nach dem Echten. Die Tiroler Volksmusik</b> .....	245
(Thomas Nußbaumer)	
<b>18. Swarovski – Vom Tiroler Edelweiß zum globalen Schwan</b> .....	260
(Oliver Kühschelm)	
<b>19. Europa der Regionen: GesamtTirol als Zukunftsmodell?</b> .....	276
(Birgit Ertl-Gratzel)	
 Abbildungsverzeichnis .....	 291
 Autoren .....	 292

# Einleitung

Vielleicht hat der Ötzi bei seinen Wanderungen über die Alpenpässe Edelweiß gepflückt und ins Tal getragen. Es könnte allerdings sein, dass in der Jungsteinzeit die Bewunderung für die heute bekannteste Alpenblume noch wenig stark ausgeprägt war und man einen Bund Edelweiß zu Hause mit Unverständnis und schiefen Blicken betrachtet hätte. Flora und Fauna hatten damals vorwiegend Gebrauchswert, sie dienten der Nahrung und dem Überleben; sie waren nicht schützenswert oder Sammlerware, eher musste man sich vor ihnen in Acht nehmen. Auch das Wandern in den Alpen besaß einen anderen Stellenwert als heute. Der Ötzi war nicht unterwegs, um sich zu ertüchtigen, die Lasten des Alltags für einige Stunden abzuschütteln und die Schönheiten der Bergwelt zu genießen. Auf den Weg machte man sich, weil es der Sicherung des Lebensunterhaltes diene. Bergsteigen war keine sportliche Herausforderung, weder im Sommer noch im Winter. Auch die Gefahren haben sich in der Zwischenzeit geändert. Nicht der Tod durch Pfeilschuss, wie ihn der Ötzi erlitt, sondern Überanstrengung und Übermut stellen heute die größten Gefahren im Gebirge dar. Dennoch war man zu Ötzis Zeiten schon eifrig unterwegs in den Tälern, die heute zu den Ländern Nord-, Ost- und Südtirol gehören. Denn die Berge waren bereits damals nicht nur Hindernis, sondern Schauplatz wichtiger Verbindungsstraßen und selbst florierender Wohn- und Wirtschaftsraum.

Zwar konnte noch niemand ahnen, dass nördlich und südlich des Brennerpasses einmal ein den Alpenhauptkamm übergreifendes, politisches Gebilde entstehen sollte. Aber schon damals fühlten sich die Bewohner der Alpentäler als eigene Gemeinschaft, die einen besonderen Platz in der Welt bewohnte und in der man Fremde als das betrachtete, was sie waren: eben Fremde. Ein lokales Zusammengehörigkeitsgefühl war freilich kein Spezifikum der Bergbewohner. In der kleinteiligen vormodernen Welt organisierten sich menschliche Gruppen immer in überschaubaren Gemeinschaften. Allerdings blieben auch unsere steinzeitlichen Vorfahren nicht nur unter sich. Ins Tiroler Gebirge kamen bereits in der Jungsteinzeit Kaufleute und Migrant\*innen, allerdings nicht als Touristen und nicht in großen Massen. Niemand reiste ins Land im Gebirge, um die Natur zu bewundern und Edelweiß zu suchen. Und die, die kamen, hatten bereits damals einige Mühe, die Einheimischen sprachlich zu verstehen. Noch war die Welt kleinteilig, jede Region vorrangig sich selbst genug. Trotzdem kam man ins Geschäft, auch „international“, und fand im Gebirge vermutlich auch Gefallen an den einheimischen kulinarischen Genüssen wie dem Wildbret, von dem sich einige Reste noch in Ötzis Magen befinden, sowie den kulturellen Eigenheiten des Wohnens und Arbeitens im Gebirge.

Hätte man den Mann aus dem Eis und seine Angehörigen nach ihrem Selbstverständnis, ihrer kollektiven Erinnerungskultur oder ihrer gemeinsamen Identität gefragt, hätte die Antwort wohl aus Kopfschütteln und erstaunten Augen bestanden. Das ist wenig verwunderlich, interessiert sich die historische und sozialwissenschaftliche Forschung für diese Themen doch erst seit wenigen Jahrzehnten. Das bedeutet nicht, dass es in der Vergangenheit keine Deutungsmuster der gemeinsamen Herkunft und Kultur gegeben hätte. Die gab es zu allen Zeiten menschlichen Lebens, ob erzählt, gemalt oder aufgeschrieben. Doch die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen Erinnerungskulturen und das spezifische Vokabular ihrer Untersuchung entstanden erst in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Zu einem Zeitpunkt also, in dem sich die globalen Machtblöcke des Kalten Krieges aufgelöst hatten, die Globalisierung so richtig in Schwung kam und auch die europäische Integration erstmals konkret spürbar wurde. Diese Veränderungen stellten die scheinbar stabilen Lebens- und Denkformen in den europäischen Nationalstaaten vor neue Herausforderungen. In unserer Epoche beschleunigten Umbruchs erhalten Fragen nach der nationalen Identität, nach den jeweiligen Traditionen und Eigenheiten einen erhöhten Stellenwert. Zu einem konkreten Forschungskonzept wurde die Beschäftigung mit der kollektiven Wahrnehmung von nationalen und regionalen Identitäten in Frankreich, in einem Land, in dem der Stolz auf die eigene Vergangenheit, aber auch die Auseinandersetzung mit ihr besonders stark ausgeprägt war. Die Orte, Personen, Ereignisse, Institutionen und Begriffe, an denen sich das kollektive Gedächtnis konkret manifestiert, werden allesamt als *lieux de mémoire*, Gedächtnis- oder Erinnerungsorte bezeichnet. Sie sind jene imaginären Bausteine, die in ihrer Gesamtheit die historische Selbstwahrnehmung einer regionalen oder nationalen Personengruppe mitbestimmen.

Seit zwanzig Jahren erfreut sich die Erforschung der Erinnerungsorte in allen europäischen Staaten großer Beliebtheit. Offensichtlich ist das Bedürfnis, sich mit den eigenen Traditionen auseinanderzusetzen, für Wissenschaftler ebenso wie für nichtwissenschaftliche Leser ein attraktives und aktuelles Thema. In Frankreich, Deutschland und Italien entstanden jeweils zahlreiche gewichtige, mehrere Bände umfassende Werke. Die „*Memoria Austriae*“, die Gedächtnisorte Österreichs, erschien ab 2003 ebenfalls in drei Bänden. Ein solches Großunternehmen stellen die hier versammelten Bausteine Tiroler Identität nicht dar. Allerdings nicht, weil es sich nicht lohnen würde oder es an Stoff mangelte. Kollektives Bewusstsein und Zusammengehörigkeitsgefühl stimmen in kaum einem Staat der Welt mit den nationalstaatlichen Grenzen überein. Es ist nicht die Ausnahme, sondern die Regel, dass eine Bürgerin oder ein Bürger eines europäischen Staates der Gegenwart über mehrere, sich überlagernde Identitäten verfügt. In Österreich verhält es sich nicht anders, auch hier tritt das Neben- und Miteinander von integrativ-gesamtstaatlichen und länderspezifischen Elementen der Identitätsbildung deutlich hervor. Das hat nicht zuletzt



damit zu tun, dass die Länder in der Regel älter sind als die Staaten und über ein ausgeprägtes Eigenleben verfügen, häufig weniger auf politischer als auf mentaler Ebene. Länder und Regionen stellen aus diesem Grund sinnvolle geografische Einheiten für die Erforschung von Erinnerungsorten dar. Es war also nicht der Gegenstand, der zur Beschränkung auf einen Band und zwanzig Beiträgen führte. Die Motivation lag vielmehr im Blick auf das Lesepublikum und die Lesesituation. Die drei Bände zu den Deutschen Erinnerungsorten umfassen knapp 120 Beiträge auf 2252 Seiten, haben ein Gewicht von beinahe zweieinhalb Kilo und einen entsprechenden Ladenpreis. Studiert werden diese bedeutsamen Werke vorrangig von Wissenschaftlern in Bibliotheken und gelehrten Stuben. Die Autorinnen und Autoren der Tiroler Bausteine verfolgen dagegen das Ziel, ein breites Publikum auch jenseits der engen Grenzen der Fachwelt anzusprechen, und dabei sicherzustellen, dass das Buch auch an einladenden Orten wie Sofa, Lehnstuhl, Strandliege oder Bett zur Lektüre einlädt. Die Konzentration auf wenige Themen wurde dafür in Kauf genommen. Demnach ist nicht auszuschließen, dass eines Tages auch ein mehrbändiges Werk der Tiroler Erinnerungsorte das Licht der Welt erblicken wird.

Die Geschichtsschreibung stand lange Zeit im Dienst des Staates und erfüllte eine Rolle als Legitimationswissenschaft politischer Aktionen und nationaler Einigungsprozesse. Die Erforschung der *lieux de mémoire* scheint sich vorzüglich in diesen Rahmen einzufügen, könnte doch die Betonung und Kultivierung der Orte der Erinnerung die nationale oder regionale Identität weiter stärken. Ein Wir-sind-Wir-Gefühl könnte sich auf solche Studien berufen, sich im Glanz der ausgebreiteten Erinnerung sonnen und auf den Rest der Welt herabblicken. Moderne Erinnerungsforschung verfolgt jedoch ganz andere Ziele. An Stelle der unveränderlichen und einheitsstiftenden Strahlkraft der Erinnerungsorte rücken deren Mehrdeutigkeit und Wandel in den Mittelpunkt des Interesses. Ein sorgfältiger Blick auf die Vergegenwärtigung der Vergangenheit zeigt nämlich, dass Erinnerung und Interpretation der Geschichte niemals wertfrei und einheitlich abliefern. An jedem Erinnerungsort hängen vielmehr unterschiedliche und widersprüchliche Deutungen. Der Kampf um die Deutungshoheit ist ein Kampf der Weltanschauungen und Interessen – zwar in Bezug auf die Interpretation der Vergangenheit, aber mit festem Blick auf die Gestaltung von Gegenwart und Zukunft. Auch in Tirol sind die erinnerten Stätten und Personen keine unumstrittenen, die Epochen überdauernden Bollwerke. Jeder „Ort“, ob Held wie Andreas Hofer oder Blümchen wie das Edelweiß, unterliegt den Konjunkturen der kollektiven Erinnerung. Als Firmensymbol von Swarovski beispielsweise verschwand das Edelweiß im Jahr 1988; es musste einem stilisierten Schwan weichen. Eine „Enttirolisierung“? Eine eminent politische Angelegenheit ist dagegen zum Beispiel die Geschichte der Südtiroler Erinnerungsorte des dramatischen 20. Jahrhunderts – untrennbar verbunden mit dem jeweiligen politischen Standpunkt, immer stark geprägt vom jeweiligen politi-

schen Klima. Vor dreißig Jahren hätte man eine solche Geschichte ganz anders geschrieben als heute.

Auch dem Ötzi wären beim Wort Edelweiß andere Assoziationen in den Sinn gekommen als einem Tiroler des 21. Jahrhunderts. Wo der eine an steile Pfade durch Kalksteingebirge und den eisigen Wind über der Baumgrenze dachte, erscheint dem anderen ein paradiesisches Bergpanorama mit unberührten Blumenwiesen und rauschendem Bergbach vor dem inneren Auge. Beide Bilder sind Momentaufnahmen und unterliegen dem Wandel. Diesen Wandel kritisch zu begleiten und zu kommentieren, Denkanstöße zu liefern und den Widerstreit der Argumente aufzuzeigen, ist das Ziel moderner Geschichtsschreibung. Wenn sie dabei unterhält, umso besser.

Der Ötzi konnte mit dem Edelweiß möglicherweise wenig anfangen. Dennoch reichen zentrale Faktoren, die Identitäten und Selbstwahrnehmung unserer Gegenwart bestimmen, in die steinzeitliche Epoche zurück. Dazu zählt zunächst die naturräumliche Umgebung, die Landschaft mit ihren Gefahren und Möglichkeiten. Berge und Täler bestimmten, beschränkten und lenkten das Sehen und Denken der Menschen nicht nur in den Tiroler Alpen von Anfang an. Für den Ötzi stellten sie Gefahr, Hindernis, aber auch Lebensgrundlage und Heimat dar. Grundsätzlich hat sich dies bis heute nicht geändert, wenn auch die Bergwelt ihre Aura der Unbezwingbarkeit längst verloren hat. Markanter Eckpunkt im Tiroler Denken sind die Berge dennoch geblieben. Auch wer sich nicht jeden Sonntag mit Rucksack und Freund oder Familie auf den Weg macht, trägt die Berge irgendwie in seinem Herzen – in Liebe oder Abneigung, selten ganz ohne Emotion. Und mit den Bergen auch die Tier- und Pflanzenwelt, sowie ihre kulturelle und technische Erschließung. Diese Erschließung hat deutliche Spuren hinterlassen. Keine Wiese und keine Wand ohne Schutzhütte oder Kletterhaken. Überall ein dichtes Wegenetz, Hinweistafeln, Abfall und Gipfelkreuze. Dennoch haben die Berge ihre Aura der Gefahr und der Herausforderung nicht verloren. Es sind die Heldinnen und Helden des Alpinismus und des Skisports, die stellvertretend der modernen Welt die Erhabenheit der Bergwelt und die Tüchtigkeit ihrer Bewohner vor Augen führen – und dabei vielleicht ein auch besonderes Bild von Männlichkeit erzeugen? Von den Triumphen eines Karl Schranz oder Reinhold Messner fällt ein wenig Glanz eben auch auf den Normal-Tiroler, kann es doch kein Zufall sein, dass diese Helden eben genau hier, sozusagen mitten unter uns groß geworden sind. Oder?

Auch im Tal ist die Selbstwahrnehmung der Tiroler in allen drei Landesteilen Nord-, Ost- und Südtirol von Elementen geprägt, die weit in die Geschichte zurückreichen und die schon dem Ötzi nicht der Sache, aber dem Prinzip nach vertraut waren. Die Bewohner von Eisack-, Inn- und Pustertal und den Nebentälern fühlten und fühlen sich als eigene, distinkte Gruppe, eben anders als die Bewohner des Flachlandes im Norden und Süden. Dieses Gefühl der Abgrenzung vor al-

lem gegenüber den Menschen aus den Haupt- und Großstädten prägt auch in der Gegenwart das „Tiroler sein“. Liegt doch der Gedanke nahe, dass eine intakte Natur das Spiegelbild des intakten Menschen darstellt. So konnten Bilder vom „Heiligen Land“ und Stereotype vom verweichlichten Nicht-Tiroler Flachländer entstehen. Aus dieser Perspektive verhält es sich mit den Menschen nicht anders als mit dem Edelweiß, das in luftiger Höhe prächtig gedeiht, im Flachland jedoch seinen Glanz verliert. Mit Metaphern verhält es sich bekanntlich wie mit Statistiken: Man verwendet jene, die einem gerade in den Kram passen. Zumindest ebenso interessant wie die sprachlichen Metaphern selbst ist die Tatsache, dass das Bild der Tiroler im Wechselspiel von innen und außen entstand. Ein Tirol-Bild wurde nach außen getragen, wurde rezipiert und umgeformt, kam verzerrt zurück, wurde rezipiert und umgeformt, wurde verzerrt nach außen getragen, rezipiert und umgeformt, wieder nach innen getragen ... Ein Blick auf die angeblich so authentische Volksmusik, die in Wirklichkeit im Ausland zu ihrer Form fand, macht diesen Wechselprozess besonders deutlich. Ohne Nicht-Tiroler gäbe es die Tiroler gar nicht – zumindest nicht so, wie sie sich heute selbst wahrnehmen oder von Nicht-Tirolern wahrgenommen werden. Liebstes Abgrenzungsobjekt seit Beginn des Massentourismus ist zweifellos der „Piefke“. Für die Formung der Tiroler Selbstwahrnehmung leistete und leistet die Karikatur des arroganten und schnöseligen Deutschen unbezahlbare Dienste. Man könnte sogar fragen, ob es nicht die Piefkes waren, die Tirol und Tiroler „erschaffen“ haben.

Umso näher man den Tirolern allerdings auf den Leib rückt, umso deutlicher zeigt sich, dass es den einen, einheitlichen Tiroler Menschenschlag möglicherweise gar nicht gibt, ja niemals gab. Was verbindet einen Bozner mit einem Pitztaler, was einen Ladiner aus dem Gadertal mit einem Innsbrucker? Was einen Bergbauern mit einem Bauarbeiter mit einem Rechtsanwalt mit einem Bankangestellten? Warum gibt es viele Schützen in den Dörfern und wenige in den Städten? Die Gemeinsamkeiten, die dennoch existieren, werden in diesem Buch erörtert, aber eben auch trennenden Unterschiede zwischen den regionalen und sozialen Lebenswelten. Ob die drei Tiroler Länder im 21. Jahrhundert eher zusammenwachsen oder auseinanderdriften werden, ist nicht leicht zu beantworten. Darüber nachzudenken lohnt sich aber auf jeden Fall. Vor 5300 Jahren, als der Ötzi durch die Tiroler Berge streifte, gab es sicherlich kein einheitliches, den Alpenhauptkamm überwölbendes Zusammengehörigkeitsgefühl. Sollte dieses Gefühl auch in der Europaregion Tirol fehlen, wäre das nichts völlig Neues.

Schon in der Ötzi-Zeit erzählte man sich Geschichten von mythischen Helden und großen Häuptlingen, um die eigene Gemeinschaft zu stärken, sie mit Selbstbewusstsein zu erfüllen und von den fremden Gruppen abzugrenzen – damals gegenüber Invasoren und Wandergruppen, heute gegenüber Touristen- und Migrantenströmen. Das Tiroler Gedächtnis verfügt über viele solche Lichtgestalten aus der

fernen und nahen Vergangenheit. Unangefochten an ihrer Spitze steht Andreas Hofer, Symbol des unverwüstlichen Freiheitswillens, Ausdruck aber auch der beständigen Spannung zwischen beharrenden und reformerischen Kräften im Lande. Aus den Tiefen der Vergangenheit werfen auch andere Heldenfiguren wie Herzog Meinhard II., Margarete Maultasch, Oswald von Wolkenstein oder die Geierwally ihre Schatten bis in die Gegenwart. Ferner und näher zugleich ist uns der Ötzi selbst, der Mann aus dem Eis, der älteste Held der Tiroler Geschichte – vor 5300 Jahren umgebracht und noch vor einigen Jahren heiß umkämpftes Objekt der Begierde. Auch die letzten Jahrzehnte sowie die Gegenwart brachten Sportstars, Kletterhelden, allgegenwärtige Politiker und prominente Künstler hervor, die zu festen Bezugspersonen im Tiroler Selbstverständnis wurden. Mit einigen von ihnen werden wir uns ausführlich beschäftigen. Aufstieg und Fall dieser Helden werden nicht mehr am Lagerfeuer erzählt, sondern durch das moderne Medienwesen im gesamten Land verbreitet. Dadurch entstand eine Öffentlichkeit, die es in der Vormoderne nicht oder nur in Ansätzen gab. Gegenstand und Absichten der aktuellen Diskussionen unterscheiden sich allerdings nicht prinzipiell von den Lagerfeurgesprächen vergangener Epochen. Immer ging und geht es darum, die Vergangenheit für die Gegenwart zu nutzen, in der Geschichte Argumente für die eigene Sichtweise und Orientierung für die Zukunft zu finden. Da die Geschichte jedoch keine eindeutigen Anleitungen bereithält, sind ihre Deutung und Darstellung niemals wertfrei. Die hier versammelten Bausteine Tiroler Identität versuchen daher, den Konstruktionscharakter aller Geschichtsbilder zu verdeutlichen und zur Diskussion zu stellen. Dieses Motiv spielte auch bei der Auswahl der Themen eine wichtige Rolle und führte dazu, dass beispielsweise ein Andreas Hofer nicht als singuläre Gestalt, sondern zusammen mit Katharina Lanz dargestellt wird. Direkte Vergleiche dieser Art machen besonders deutlich, dass die Historie und ihre Protagonisten wie Wachs in den Händen jeder Generation neu geformt und mit zeitgemäßem Sinn aufgeladen werden. Eine solche Geschichtsschreibung kann freilich nicht neue Sicherheiten schaffen; sie liefert stattdessen Denkanstöße, macht nicht sicherer, sondern vorsichtiger. In seliger Sicherheit schwelgen kann eben nur der Geschichtsvergessene.

Nicht zuletzt geht es in diesem Buch um eine Verortung des Tirolerischen in Österreich, in Europa und in der Welt des 21. Jahrhunderts. Den Ötzi mussten diese Themen nicht interessieren, sein Handlungs- und Denkhorizont überschritt die Bergketten nicht. Zwar lebte bereits in der Jungsteinzeit keine Region der Welt isoliert für sich allein, sondern wurde wesentlich durch wandernde Menschen, Ideen und Waren geprägt. Das war dem Ötzi und seinen Zeitgenossen jedoch vermutlich kaum bewusst. Heute hat sich dies gänzlich geändert. Die Verflechtung der Welt im Zeitalter der Europäischen Integration und der Globalisierung stellt ein wichtiges öffentliches Diskussionsthema dar. Die damit verbundenen politischen und ökonomischen Umwälzungen standen am Beginn der wissenschaftli-

chen Erforschung von Erinnerungsorten. Neue Unübersichtlichkeiten im Bereich von Politik und Wirtschaft schufen den Boden für Ideologien der Abgrenzung und Ablehnung. Für die Welt im 21. Jahrhundert stellen diese Denkformen jedoch vermutlich wenig Lösungspotential bereit. Die Globalisierung wird voranschreiten. Allerdings ist sie nicht Totengräberin von nationalen und regionalen Identitäten, sondern erzeugt ein neues Wechselverhältnis von verschiedenen Identitätsebenen. Das gilt auch für den Tiroler, der gleichzeitig Österreicher, Italiener, Europäer und Weltbürger sein kann. Ein solches Nebeneinander ist jedoch selten völlig frei von Widersprüchen, Abgrenzungen und Anschuldigungen. Wie die Europabrücke, Täler und Epochen überspannend, gleichermaßen Symbol der zukunftsfrohen Moderne und des überbordenden Transits ist, so sind die Bausteine Tiroler Identität mit internen Widersprüchen aufgeladen, dennoch aber auch feste Klammern eines positiv besetzten Landespatritismus.

Die Verflechtung Tirols mit der Welt nahm in der Steinzeit ihren Anfang und hat in der Gegenwart ein besonders intensives Ausmaß erreicht. Über die zentrale Lage des Landes und die deshalb stark befahrenen Verkehrsachsen durch die Tiroler Täler konnte man sich vor dem Zeitalter des Massentransits noch vorbehaltlos freuen, heute sieht man zunehmend die Schattenseiten. Mit den LKWs kamen Einwirkungen unterschiedlichster Art ins Land. Sie reichen von Einflüssen auf die Küche über die Wirtschaft bis hin zu Kunst und Popkultur. Mit jedem Tag wird die Welt kleiner und durchlässiger. Umgekehrt zogen aus dem Land Tirol seit Jahrhunderten Menschen, Waren und Gedanken in die Welt hinaus. Josef Freinademetz, der sich im ausgehenden 19. Jahrhundert aufmachte, den Chinesen das Evangelium zu predigen, die geschliffenen Gläser und Kristalle von Swarovski, die weltweit abgesetzt werden, oder der Export einer popularisierten Volksmusik sind nur wenige Beispiele von Tiroler Spuren fern der Heimat. Die enge Beziehung mit der Außenwelt wird andauern, für Nicht-Tiroler und noch mehr für die Tiroler ist das auch gut so.

Die wechselhafte Beziehung zum Rest der Welt trägt dazu bei, dass sich das Tiroler Landesbewusstsein und seine historischen Orientierungspunkte beständig wandeln und weiter entwickeln. In 100 Jahren wird man das imaginäre Haus Tirol mit anderen Bausteinen bauen als heute. Doch man kann dem Lauf der Zeit nicht böse sein, ohne selbst daran Schaden zu nehmen. Alles ändert sich – nur der Ötzi nicht, dazu ist er zu gut konserviert. Ein Edelweiß kann er in seiner jetzigen, reichlich beengten Seitenlage nicht mehr pflücken. Schade eigentlich, denn vor 5300 Jahren konnte er noch nicht wissen, dass diese Blume einmal zur Ikone der Alpenflora werden würde. Vielleicht wäre er darüber ebenso erstaunt gewesen, wie ein moderner Edelweiß-Liebhaber, wenn man ihm mitteilte, dass das weiße Blümchen mit seiner dichtfilzigen Behaarung eigentlich nicht eine europäische, sondern eine asiatische Pflanze ist, deren ursprüngliche Heimat die Hochflächen Zentralasiens und der Himalaja waren.

# **1. Ötzi – der Mann im Eis: Am Anfang war Tirol**

Als am 19. September 1991 am 3.200 m hohen Tisenjoch in den Öztaler Alpen die mumifizierte Leiche eines Mannes zum Vorschein kam, standen zunächst die Wissenschaftsvertreter und bald darauf auch die breite Öffentlichkeit Kopf. Denn wie sich bald herausstellte, stammte dieser Mann aus der Jungsteinzeit und hatte sich durch rund 5.300 Jahre nicht nur samt Haut und Haar, sondern auch samt Bekleidung und Ausrüstung bestens erhalten. Auch wenn wir heute aufgrund von Werkzeugfunden aus Stein und Knochen wissen, dass Jäger und Sammler Tirol schon wesentlich früher aufgesucht haben, bleibt der Fund des Mannes im Eis bis auf Weiteres unübertroffen.

## **Ein archäologischer Fund der Superlative**

Es war eine Sternstunde der Archäologie, ein Meilenstein in der Historie Tirols. Dabei war zum Zeitpunkt der Entdeckung und auch die Tage danach noch längst nicht klar, was es mit diesem Leichenfund auf sich hatte. Wären da nicht zufällig die bekannten Bergsteiger Reinhold Messner und Hans Kammerlander im Zuge ihrer „Südtirol-Umrandung“ an jenem Wochenende in der Similaunhütte am Niederjoch eingekehrt, wäre der Fall wohl weniger schnell publik geworden. Die Schilderungen des Hüttenwirtes Markus Pirpamer hatten die beiden neugierig gemacht und zu einer Inspektion der Fundstelle bewogen. Dabei fielen erste Mutmaßungen zum Alter der Leiche. Messner hat diesbezüglich auch die vorchristliche Eisenzeit in Erwägung gezogen und orientierte sich dabei an einem Metallbeil, das in unmittelbarer Nähe des Toten lag. Letztlich pendelte er sich auf das späte Mittelalter ein und hatte dabei wohl den vermeintlichen Fluchtweg Friedrichs mit der leeren Tasche vor Augen, der auf dem Weg von Konstanz nach Meran Zuflucht in den Öztaler Alpen gefunden haben soll.

Keine dieser Zeitzuweisungen sollte stimmen. Es galt zunächst die allgemeine Annahme, dass es sich hier um einen ziemlich weit zurückliegenden Unfall im Hochgebirge handelte. Die genauere Feststellung des Todeszeitpunktes und der Todesursache sowie Ermittlungen zur Identität des Toten waren den Gerichtsmedizinern der Universitätsklinik Innsbruck überlassen. Diese hatten wenige Tage

nach der Auffindung der Mumie den Auftrag wahrgenommen, die Bergung vorzunehmen, zumal von Seiten der italienischen Behörden diesbezüglich zunächst kein besonderes Interesse zu erkennen war.

Zu diesem Zeitpunkt waren Erika und Helmut Simon, die eigentlichen Finder der Mumie, schon längst wieder zuhause in Nürnberg. Angesichts der Ereignisse, die ab nun rund um den Mann im Eis hereinbrachen und tagtäglich in den Medien kolportiert wurden, musste den Simons erst richtig bewusst werden, was sie da alles ausgelöst hatten, als sie am 19. September des Jahres 1991, ihrem letzten Urlaubstag, ganz zufällig die Felsrinne querten, in der Ötzi zu Tode kam. Doch die anfängliche Euphorie und Freude der bescheidenen Leute sollte sich alsbald einschränken. Medienrummel, zwischenzeitliche Aberkennung als Entdecker, jahrelange Gerichtsverfahren um versprochenen Finderlohn und letztlich der unerwartete und tragische Tod von Helmut Simon in den Bergen des Gasteinertals bedeuteten schwere Schicksalsschläge, die Frau Simon einmal dazu bewogen, folgenden emotionalen Satz von sich zu geben: „Hätten wir gewusst, was das alles nach sich zieht, hätten wir den Fund nie gemeldet.“

Nach dem Eintreffen der Mumie am Institut für Gerichtsmedizin wurden auch Archäologen für eine Expertise beigezogen. Man erkannte bei dieser Gelegenheit erstmals den prähistorischen Status des Individuums, womit die Obduktion der Leiche in letzter Minute verhindert werden konnte. Ab dem Zeitpunkt dieser Erkenntnis wurde Ötzi zum langfristigen wissenschaftlichen Untersuchungsobjekt, das rund 150 internationale Experten fordern sollte.

Die nächsten sechs Jahre und vier Monate verbrachte der Mann im Eis in einer lichtgeschützten Kühlzelle im Keller des Instituts für Anatomie an der Universitätsklinik in Innsbruck. Temperatur und Luftfeuchtigkeit in dieser Zelle entsprachen dem natürlichen, mittleren Klimaindex in hochalpinen Schnee- und Eisschichten. Das sind minus 6 Grad Celsius und annähernd 100 % Luftfeuchtigkeit: Kalt, feucht und dunkel – wie sich herausstellte die beste Konservierungsmaßnahme, die man treffen konnte. Die Basis war gelegt und die Forschung konnte beginnen.

Die mit Spannung erwarteten, absolut-chronologischen Zahlen zur Altersbestimmung, die mittels der Radiokarbonmethode (C-14 Messung) von mehreren Labors ermittelt wurden, erbrachten ein Datum um 3.200 vor Christus. Das heißt, dieser Körper hatte sich unter den gegebenen Umständen über 5.000 Jahre weitgehend unversehrt erhalten. Die absolute Sensation bildet der komplette anatomische Befund im Vergleich mit den anderen nur als Skelette ausgegrabenen Toten der Steinzeitepochen. Die Mumie wurde zum Subjekt der medizinischen Begierde. Radiologische, computertomografische und endoskopische Untersuchungsmethoden wurden angewandt, um anatomische Anomalien und pathologische Veränderungen an einem Menschen aus dem Neolithikum zu erkunden. Jeder Zentimeter seines Körpers wurde erfasst – eine noch nie da gewesene Chance.

Es war nicht nur die Medizin, die faszinierende Resultate hervorbrachte. Die Wissenschaften der Archäologie, der Archeobotanik und Archeozoologie sowie der Mikrobiologie und der Humangenetik trugen dazu bei, ein möglichst vollständiges Bild zum Wesen dieses Mannes und seiner Lebensumstände zu erhalten. Zu den aufregendsten Ergebnissen zählt sicher die Tatsache, dass man zehn Jahre nach der Entdeckung, im Zuge neuer Röntgenaufnahmen, eine steinerne Pfeilspitze in seiner linken Schulter ortete, womit die Todesursache geklärt werden konnte. Mord aus dem Hinterhalt – ein ungelöster Kriminalfall aus der Steinzeit in den Bergen Tirols.

### ***Curriculum vitae einer Eismumie***

Auf Basis der laufenden wissenschaftlichen Untersuchungsergebnisse wurde immer wieder der Versuch unternommen, die Person Ötzi in allen Einzelheiten zu erfassen. Welches war sein Lebensraum? Welche Stellung nahm er in der damaligen Gesellschaft ein? Und vor allem: Warum musste er eines gewaltsamen Todes sterben, wer waren seine Mörder und welches Motiv hatten sie, einen alten, kränklichen Mann umzubringen?

Viele Fragen, die nach zwanzig Jahren der Forschung immer noch auf eine Antwort warten. Den Wissenschaftlern ist mittlerweile klar geworden, dass die *causa Ötzi* nie restlos aufgedeckt werden kann. Natur- und geisteswissenschaftliche Erkenntnisse helfen uns, ein Puzzle zusammenzufügen, das jedoch letztlich keine lückenlose Geschichte erzählen kann. Unbenommen dessen wird weiterhin nichts unterlassen, was der Erhellung dieses einzigartigen Befundes dienlich sein könnte. Die bisherigen Fakten und Daten zusammennehmend können immerhin einige sichere Eckdaten im Lebenslauf des Mannes im Eis festgehalten werden.

Die genetischen Studien an Ötzi versichern, dass es sich um einen Mitteleuropäer handelt. Mehr noch – es war ein Alpenbewohner, der während seiner Jugendjahre im Eisacktal in Südtirol ansässig gewesen sein musste, den späteren Lebensabschnitt hingegen im Vintschgau im oberen Etschtal zugebracht hat. Isotopenanalysen an seinem Zahnschmelz, in dem, den Bodenverhältnissen der Region entsprechend, mineralische Spurenelemente gespeichert werden, führen zu dieser Erkenntnis.

Ausgehend von der Dichte jungsteinzeitlicher Fundplätze ist das Gebiet zwischen Brixen und Klausen am ehesten für seinen Aufenthalt als Kind und Jugendlicher in Betracht zu ziehen. Diese Phase seines Lebens bleibt uns weitgehend verborgen. Mag sein, dass er aus einer Sippe stammt, die in den frühen Kupfer- und Feuersteinhandel involviert war. Rückschlüsse dazu wären aus dem Besitz seiner wertvollen Kupferaxt und seinen Steingeräten aus qualitativem, südalpinem Feuersteinmaterial zu ziehen. In seinen Haaren konnten Spuren von Arsengehalt nachgewiesen wer-



den, was man mit einem Aufenthalt in kupfererz-verhüttenden Werkstätten in Verbindung bringen könnte. Vielleicht hatte er hier Kenntnisse der frühen Metallverarbeitung erlangt, die ihm später zu Rang und Namen verholfen haben.

Bessere Voraussetzungen in Zusammenhang mit Gütertauschgeschäften und Verbindungswegen mögen Anlass gewesen sein, das Eisacktal aufzugeben und sich im oberen Etschtal, wahrscheinlich zwischen Algund und Schlanders, niederzulassen.

Dort dürfte sich der erwachsene Ötzi in einer Weise etabliert haben, die ihm einen höherrangigen Status, zumindest innerhalb eines größeren Siedlungsumfeldes, einbrachte. Ausschlaggebend werden dabei seine Beziehungen zu Händlerkreisen, aber auch eine gewisse Kompetenz in der Heilkunst gewesen sein. Eine Reihe von linearen Tätowierungsmalen in den Gelenksregionen seines Körpers können als Relikte einer schmerzlindernden therapeutischen Maßnahme gegen arthritische Krankheiten verstanden werden. Eine Art Akupunktur in der Steinzeit. Auch die bei ihm vorgefundenen Stücke des Birkenpohrlings müssen dank ihrer Inhaltsstoffe als Medizinschwämme interpretiert werden. Ötzi musste demnach mit medizinischen Heilmaßnahmen einigermaßen vertraut gewesen sein. Dass ihm das zusätzliche Würden als Schamane oder Priester eingebracht hat, ist nicht auszuschließen.

Der an Erfahrungen reich gewordene Mann erreichte ein Alter jenseits der gängigen jungsteinzeitlichen Lebenserwartung von etwa 40 Jahren. Am Gipfel seiner Macht und Autorität dürfte Ötzi nicht nur Freunde gehabt haben. Seine Gegner sind nach und nach stärker geworden. Machtkämpfe in den eigenen Reihen dürften die Folge gewesen sein. Die politische Position des Mannes wurde mehr und mehr geschwächt. Schließlich musste es sogar zu tätlichen Auseinandersetzungen mit folgenschweren Verletzungen gekommen sein, die ihn letztlich veranlassten, sein Heil in der Flucht zu suchen. Der Vertriebene setzte auf ein Zufluchtsambiente hoch in den Ötztaler Alpen – und verlor.



Abb. 1: Obwohl Ötzi über 5000 Jahre im Eis gelegen hatte, bevor seine mumifizierte Leiche entdeckt wurde, waren Körper, Ausrüstung und Bekleidung teilweise gut erhalten. So könnte der „Mann im Eis“ in etwa ausgesehen haben.

Seine Verfolger ließen ihm keine Chance. An einem Herbsttag vor ca. 5.300 Jahren wurde das Schicksal Ötzis besiegelt. Ein aus dem Hinterhalt abgeschossener Pfeil durchschlug seine Schulter und verletzte eine Hauptschlagader, sodass der Mann in kurzer Zeit verblutete. Um keine Spuren zu hinterlassen, entfernte der Mörder den Pfeilschaft und suchte das Weite. Schon bald verschwand der Tatort unter einer dichten Schneedecke und das Verbrechen blieb wahrscheinlich ungesühnt.

## **Ein Märtyrer seiner und der heutigen Zeit?**

Die bis heute in seinem Körper verbliebene steinerne Pfeilspitze vermittelt uns eine Momentaufnahme im Leben eines Steinzeit-Mannes aus dem späten 4. Jahrtausend vor Christus, der offensichtlich eine turbulente Vergangenheit hatte und letztlich eines gewaltsamen Todes sterben musste. Es war kein Heldentod im Zuge eines fairen Zweikampfes. Die Position des Pfeilgeschosses macht deutlich, dass ein vorsätzlicher Mord geplant war. Welches Motiv hatten der oder die Mörder, Ötzi zum Märtyrer zu machen? Hatte er eine Kollektivschuld zu sühnen oder lag dem Desaster eine persönliche Feindschaft zugrunde? Letzthin wurden sogar Überlegungen wach, es könnte sich um einen Ritualmord gehandelt haben. Wem „gebührt“ ein solches Ritual? Hier reichen unsere Kenntnisse bei weitem nicht aus, um Definitives zu sagen. Man ist aber allgemein geneigt zu behaupten, dass Ötzi aufgrund seiner wahrscheinlich überdurchschnittlichen spirituellen Fähigkeiten und nicht zuletzt ob seines bizarren „Outfits“, das sicherlich nicht der jungsteinzeitlichen Alltagsbekleidung entsprach, als ein Sonderling gesehen wurde. Brachten diese Umstände den Ausschlag für sein dramatisches Ende mit sich? Eine Art letale Sonderbehandlung?

Über die forensische Medizin versucht man akribisch Einzelheiten über die Zusammenhänge, sein Ableben betreffend, zu diagnostizieren. Damit begann auch der zweite Leidensweg dieses Mannes. Er musste unzählige Untersuchungen über sich ergehen lassen. Um medizinische Eingriffe überhaupt erst zu ermöglichen, musste sein Körper jedes Mal aufgetaut werden. Endoskopisch eingeführte Sonden mit optischem Aufsatz gewährten Einsichten in das Innenleben seines Körpers. Faszinierende Bilder des Kehlkopfs und der Herz-Lungen-Region wurden veröffentlicht. In letzterer zeigten sich dunkle Flecken als Folge der permanenten Inhalation von Rauch und Rußpartikeln am offenen Feuer. Beobachtbar waren auch Eiskristalle, die sich in der Lunge gebildet haben, was verdeutlicht, dass der Körper gelegentlich im Schmelzwasser gelegen haben muss. Erspart blieb Ötzi, dass er von Maden zerfressen oder von Aasfressern angeknabbert wurde.

Schneefall, der unmittelbar nach seinem Ableben einsetzte und sein Felsen-  
grab auffüllte, verhinderte dies. Erst geraume Zeit später verbiss sich ein Tier an  
seiner Hüfte und nagte den Gelenkknöchel des linken Oberschenkels frei. Zu  
diesem Zeitpunkt dürfte die Austrocknung des Körpers jedoch schon derart fort-  
geschritten gewesen sein, dass selbst Aasfresser wählerisch wurden. Die klini-  
schen Untersuchungen an der Mumie muten mitunter wenig einfühlsam an. Es  
wurde geschnitten, gesägt, trepaniert, punktiert und beprobt. Diese maximalin-  
vasiven Eingriffe waren und sind unentbehrlich für die Forschung. Dazu war  
der „Patient“ zu einzigartig und auch zu teuer. Allerdings musste man in Kauf  
nehmen, dass der Ötzi bald aussah wie ein medizinischer Adventkalender. Über-  
all ausgestanzte Türchen zum Aufklappen und darunter verbergen sich lauter  
medizinische Überraschungen.

Die grazile, knapp 1,60 m große Gestalt Ötzis, der zu Lebzeiten nicht mehr als  
50 kg gewogen haben dürfte, ist zum Teil arg in Mitleidenschaft gezogen worden.  
Von ärztlicher Seite werden äußere und innere prä- und postmortale Verletzungen  
diagnostiziert. Manche sind natürlichen Ursprungs, andere wiederum wurden in-  
tentional zugefügt. Klar zu erkennen sind diverse Knochenbrüche an Rippen und  
Nasenbein sowie Hiebverletzungen an Hand und Unterarm, Schnitt- und Risslä-  
sionen auf der gesamten Körperoberfläche. Durch Druckeinwirkung der Eis- und  
Schneemassen kam es weiter zu Deformationen im Gesichts- und Thoraxbereich.  
Als genetisch bedingte Anomalien seien das Fehlen des zwölften Rippenpaares  
und der Weisheitszähne sowie eine auffällige Lücke (Trema) zwischen den oberen  
Schneidezähnen erwähnt.

Zudem sind pathologische Veränderungen an den Weichteilen, die an einer  
5.300 Jahre alten Mumie schwer oder gar nicht mehr auszumachen sind, nicht  
auszuschließen. In jedem Fall dürften dem Mann im Darm nachgewiesene Wurm-  
parasiten (*trichurus trichiura*) erhebliche Beschwerden bereitet haben. Was aller-  
dings die Verkalkung der Gefäße und die Abnutzungserscheinungen des Gelenk-  
apparates anlangt, konstatieren die Ärzte in Relation zum fortgeschrittenen Alter  
des Mannes eher unauffällige Werte.

Die für sein Martyrium ausschlaggebende Verletzung rührt klarerweise von  
dem aus dem Hinterhalt und auf kurze Distanz abgeschossenen Pfeil her. Er besie-  
gelte das Schicksal Ötzis auf dramatische Weise und beschwor einen ungelösten  
Kriminalfall aus der Steinzeit herauf. Alle Überlegungen und Hypothesen zu Her-  
gang und Motiv müssen hinken. Wir wissen lediglich, dass die Mörder offensicht-  
lich kein Interesse an der wertvollen Ausrüstung Ötzis hatten und somit ein Raub-  
mord auszuschließen ist. Dass es sich unter diesem Aspekt eher um einen  
Auftragsmord im Rahmen eines politischen Machtspiels handelte oder gar um eine  
kultische Hinrichtung, ist durchaus in Betracht zu ziehen, kann aber wohl nie  
bewiesen werden.

Im Zusammenhang mit dem Tod des Mannes im Eis ist ein höchst interessanter Umstand zu erwähnen, der dem Fall möglicherweise einen Hauch von Geschichte verleiht. Rund 20 km Luftlinie vom Todesort Ötzis entfernt liegt das Örtchen Latsch im Vinschgau. Von dort kennt man einen wichtigen archäologischen Fund. Eingemauert in den Altartisch der Kirche „Unsere liebe Frau vom Bichl“ wurde im Jahr 1992 ein sogenannter Figurenmenhir aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. entdeckt. Ähnliche Steinstatuen kennt man auch aus dem Eisacktal und aus dem Etschtalabschnitt zwischen Meran und dem Gardasee. In Zusammenhang mit der Entdeckung Ötzis bekommen diese Monumente mit anthropomorphen Zügen einen völlig neuen kulturwissenschaftlichen Stellenwert, zumal auf ihrer Oberfläche Waffen und Geräte sowie Gewandteile eingraviert sind, die man unter den Ausrüstungsgegenständen beziehungsweise der Bekleidung Ötzis wiederfindet. Die Menschen, die sich mittels dieser Statuen verewigen ließen, mussten mächtige und reiche Personen gewesen sein. Es ist durchaus denkbar, Ötzi auf Grund dessen dieser elitären Gruppe zuzuordnen. Aber der Menhir von Latsch birgt ein zusätzliches Geheimnis. Auf seiner Rückseite findet sich nämlich die eingemeißelte Darstellung eines Bogenschützen, der im Begriff ist, seinen Bogen zu spannen, um auf eine vor ihm stehende Person zu zielen. Es ist klarerweise gewagt, hier einen direkten Zusammenhang zum Todesschicksal Ötzis zu sehen, zumal der Mann im Eis zeitlich um ein paar Jahrhunderte früher anzusetzen ist, aber ganz von der Hand zu weisen ist es nicht. Seit eh und je begegnen wir dem Phänomen der lang anhaltenden mündlichen Überlieferung. Ilias, Odyssee, die Nibelungen, große Epen der abendländischen Kulturgeschichte, sie alle wurden erst viele Jahrhunderte später niedergeschrieben. Zur Zeit der Menhirbauer gab es noch keine Schriftzeichen, aber das Motiv ist eben als Bilderschrift in Stein gemeißelt überliefert worden. Der Mord an Ötzi dürfte wohl nicht ganz verborgen geblieben sein und hinter vorgehaltener Hand hat seine dramatische Geschichte letztlich einen Steinmetz geraume Zeit später dazu bewogen, sie festzuhalten. Vielleicht das älteste Epos der Menschheit – eine faszinierende Vorstellung.

## **Museum und Ethik**

Am 18. Jänner 1998 war es soweit. Nach sechs Jahren und drei Monaten Zwischenstopp in Nordtirol trat Ötzi im optimal konservierten Zustand die Reise nach Südtirol – seiner ursprünglichen Heimat – an. Er wechselte vom Institut für Anatomie der Universitätsklinik Innsbruck in das Archäologiemuseum nach Bozen. Dort hatte man alle Anstrengungen unternommen, das altherwürdige Gebäude in der Museumstrasse 43, das vormals die k. u. k. Notenbank der österreichisch-

ungarischen Nationalbank beherbergt hatte und später Sitz der Banca d'Italia war, auf Vordermann zu bringen. Hinter der historisch wirkenden Fassade verbirgt sich nunmehr eine hochtechnisch eingerichtete Infrastruktur, die den Anforderungen eines modernen Museums bestens entspricht. Das Haus nimmt die gesamte Landesarchäologie von der Steinzeit bis zur Völkerwanderungszeit auf. Aber das absolute Highlight bildet der Fundkomplex des Mannes im Eis.

Stars wollen eskortiert werden – auch über den Tod hinaus. Diese Ehre wurde dem Ötzi in höchstem Maße zuteil. Die 120 km lange Strecke zwischen Innsbruck und Bozen befand sich im Ausnahmezustand, als sich der Konvoi in Bewegung setzte. Der Zeitpunkt des Transfers wurde bis zuletzt geheim gehalten. Ein riesiges Polizeiaufgebot zu Land und in der Luft begleitete unter strengsten Sicherheitsvorkehrungen den Zug Richtung Süden. Ab dem Brenner übernahmen die Italiener das wertvolle Transportgut. Vor dem Museum in Bozen hatte sich inzwischen eine riesige Menschenmenge angesammelt und die dorthin führende Museumsstraße wurde zu einer regelrechten Fanmeile. Alle wollten die so lang geheim gehaltene Sensation Ötzi sehen.

Die neue Bleibe der Eisleiche ist ein auf wenige Quadratmeter beschränkter Raum im ersten Stock des Hauses. Was im ersten Moment als nüchterne Zelle erscheint, ist in Wahrheit eine elektronisch-technische Wunderkammer. Die Mumie liegt rüclings auf einer Unterlage, die gleichzeitig die Funktion einer Körperwaage innehat und laufend Gewichtsschwankungen anzeigt. Um Kühlung und Feuchtigkeit zu unterstützen sind die Wände der Zelle mit Eisfließen ausgelegt, und zugunsten eines möglichst keimfreien Ambientes wird der Sauerstoff in der Kammer durch Stickstoff ersetzt. Eine Schaltanlage mit Hunderten von blinkenden Anzeigen ermöglicht eine genaueste Kontrolle von auch nur geringsten Veränderungen des Zustandes der Mumie.

Die wissenschaftliche Forschungsarbeit zeichnet sich nämlich als langfristiges Projekt ab und all diese aufwendigen Vorkehrungen dienen einer bestmöglichen Konservierung des mumifizierten Körpers für zukünftige Forschergenerationen. So absurd es klingt, aber hier wird versucht, die natürliche Vergänglichkeit eines menschlichen Organismus künstlich aufzuhalten. So spannend das für die Wissenschaft auch sein mag, in der Öffentlichkeit hat die Zurschaustellung der Leiche zunächst zu gewissen ethischen Bedenken bis hin zur Entrüstung geführt. Das begann schon bei der Bergung Ötzis aus dem Eis. Die von der Gerichtsmedizin durchgeführte Aktion vor laufenden Kameras wurde weltweit ausgestrahlt und wirkte angesichts der etwas rau angewandten Methode des Heraushackens aus Eis und Schnee pietätlos. Als sich die Gemüter angesichts der phantastischen Ergebnisse nach und nach beruhigt hatten, kamen die ethischen Bedenken im Zuge der musealen Exposition der Mumie wieder zum Vorschein. Beschwichtigungen, dass humane sterbliche Reste aus archäologischen Grabungen in vielen Museen ausgestellt sind, ließ

man nicht ohne weiteres gelten. Sind es die vermeintlichen Gesichtszüge, sind es die noch vorhandenen Organe und der sie umhüllende Hautschlauch, die diesen Corpus menschlicher machen? Sicherlich natürliche, psychologische Effekte, die sich auf den Museumsbesucher übertragen und damit ethisch moralische Grundsätze wachrütteln. Was muss dieser Mensch alles über sich ergehen lassen! Die Toten soll man ehren und längst schon gebührte dem Mann die verdiente ewige Ruhe! Stimmen aus diversen Umfragen, die durchaus ihre Berechtigung haben. Mittlerweile dürfte es jedoch weitgehend gelungen sein, der Öffentlichkeit klar zu machen, dass die Forschungen an Ötzi im Dienste der Menschheit erfolgen. Bis zu 270.000 Besucher stürmen jährlich das Archäologische Museum in Bozen und nehmen dabei stundenlange Wartezeiten in Kauf. Man findet sich ab, dass man im Gänsemarsch am Guckfenster vorbei muss und in der Regel nur kurz verharren kann, um sich das Konterfei des Steinzeitmannes einzuprägen. Die Atmosphäre im abgedunkelt gehaltenen Raum ist durchwegs eine andächtige und es wird spürbar, dass der Geist der Vorgeschichte die Gedanken der Besucher erfasst.

Die durchwegs positiv kolportierten Eindrücke zur Ausstellung relativieren die ursprünglich gespaltene Rezeption und ermutigen die Wissenschaft, diesen Fund der Nachwelt mit allen Mitteln zu erhalten.

## **Ötzi als Werbeträger Tirols**

Bei allem Mitleid und aller Ehrfurcht, die man dem Mann im Eis zollen sollte, gibt es auch eine nicht zu verachtende wirtschaftliche Komponente, die sich über so manche ethische hinwegsetzt. Aber das war nicht zu vermeiden – und man wollte es auch nicht. Zuviel Geld hatte man in die causa investiert, also sollte sich die Geschichte auch amortisieren.

So eigenartig es auch klingen mag, die Eismumie Ötzi wurde tatsächlich zu einem effizienten Werbeträger für Tirol. Zunächst ereiferten sich die Printmedien rund um die Welt jeweils das Neueste zum Thema zu bringen. Fette Schlagzeilen auf den Titelseiten der Tageszeitungen und Coverstories in internationalen Magazinen – Ötzi wurde zum Dauerbrenner. Bald versuchten sogar diverse Firmen, ihre Produkte mit dem „Gütesiegel aus der Kälte“ in Verbindung zu bringen. Vom Kühlgerät über warme Schuhe bis hin zu Getränken und auch Süßigkeiten reicht die oft geschmacklos beworbene Warenpalette. Aber Gott sei Dank behielt die wissenschaftlich-kulturelle Werbung die Nase vorn. Auf dem Gebiet der Öffentlichkeitsarbeit wurde Vorbildliches geleistet. Diskussionsrunden im Fernsehen, Sonderausstellungen, Doku-Sendungen und sogar ein Kinofilm kurbelten den Bekanntheitsgrad Ötzis mächtig an. Unzählige Vorträge führten Wissenschaftler rund um den Globus. Es war fast wie eine Weltmission mit dem Erfolg, dass die Öztaler Alpen und Tirol ei-

nen noch höheren touristischen Bekanntheitsgrad erzielten. Geführte Wanderungen zum Fundort verkauften sich gut und alsbald zierte eine weithin sichtbare Steinpyramide den Ort der Entdeckung hoch in den Alpen.

Die Zeit war gekommen für ein Museum der Superlative. Die Menschen sollten sich endlich von der Echtheit der „Marke“ Ötzi überzeugen können. Lange genug war der gesamte Fundkomplex zum Zwecke der optimalen Restaurierung und Konservierung seiner Ausrüstungsgegenstände und Kleidungsstücke der Öffentlichkeit vorenthalten worden.

Die lange Wartezeit hatte sich gelohnt. Aus den ursprünglich unansehnlichen Fundresten entstand das fast komplette Outfit eines Mannes aus der Jungsteinzeit – ein prähistorisches Erscheinungsbild, das bis zu diesem Zeitpunkt nur theoretisch vorstellbar war. Das gab Anlass für die Entstehung von zahlreichen zwei- und dreidimensionalen Rekonstruktionen, die in vielen archäologischen Museen ein optisches Highlight darstellen. Es entstanden archäologische Freilichteinrichtungen, in denen nicht nur auf die Fundsituation Ötzis im Speziellen eingegangen wird, sondern auch auf die allgemeine Lebensweise der Menschen in jener Zeit. Hausbau, Handwerk, Ackerbau und Haustierhaltung, Religion, Kult und Bestattungswesen können hier praktisch im Maßstab 1:1 veranschaulicht werden, sodass es dem Besucher viel leichter fällt, sich in den jungsteinzeitlichen Alltag hineinzuzusetzen.

Und so trug das eine wie das andere dazu bei, Ötzi zu einem Aushängeschild für Tirol zu machen. Als bezeichnendes Beispiel sei unter anderem angeführt, dass bei einer Werbeveranstaltung in den Vereinigten Staaten neben der Darstellung der Natur, der Küche und der Folklore auch ein Vortrag mit Hauptdarsteller Ötzi im Werbegepäck mitreisen durfte.

## **Helden sind unsterblich**

Knapp 100 Meter sind es, um die Nordtirol umgefallen ist, wenn es um die politisch-topografische Zuordnung des Ötzi-Fundes geht. Aber die ursprünglichen Spannungen diesbezüglich sind weitgehend ausgeräumt und die militanten patriotischen Grüppchen, die im Zuge der Transaktion über den Brenner laut geworden sind, haben sich beruhigt. Schließlich ist Ötzi ja nicht aus der Welt und nur wenige Dutzend Kilometer nach Süden versetzt worden, wo er nebenbei eine würdige und angemessene Bleibe bekommen hat. Die Beherrschung der Mumie bedeutet letztlich eine hohe wissenschaftliche Verantwortung und gleichzeitig eine finanzielle Herausforderung, die es zu bewältigen gilt. Der Mann im Eis stellt die weltweit am besten behütete Mumie dar. Sie hat den Status einer Ganzkörperreliquie angenommen und ist programmiert, eine kleine Ewigkeit zu überdauern, vorausgesetzt die Technik spielt mit. Tatsächlich ist die Konservierung des Körpers das



größte Problem. Was die Natur durch die Jahrtausende locker geschafft hat, kann künstlich nicht so ohne Weiteres umgesetzt werden und man muss sich fragen, wie lange uns Ötzi unter den derzeitigen Ausstellungsbedingungen noch erhalten bleibt. Der wenn auch nur äußerst geringfügige Gewichtsverlust seines Körpers durch Feuchtigkeitsabgabe muss täglich bekämpft werden, will man die Mumie vor Austrocknung bewahren.

Die Jahrzehnte vergehen, aber der Wissensstand um die älteste Tiroler Persönlichkeit ist immer noch lückenhaft und es zeichnet sich ab, dass der Fall wohl nie in allen Details erfasst und aufgedeckt werden kann. Kommt es zu einer unendlichen Geschichte?

Wir wissen mittlerweile, dass der Mann braune Augen hatte, dass er sich kurz vor seinem Ableben den Magen vollgeschlagen hatte und dass sein genetisches Muster laut DNA-Untersuchungen mit den rezenten alpinen Populationen schwer vergleichbar ist. Und so werden uns in Zukunft noch etliche medizinisch-naturwissenschaftliche News erreichen. Archäologisch gesehen tapen wir allerdings noch weitgehend im Dunkeln und die eigentliche Mission unseres Helden ist nicht transparent. Vielleicht geben die ständig zurückweichenden Gletscher neue Funde frei und führen uns so näher an des Rätsels Lösung heran. Auch die parawissenschaftliche Schiene ist Bestandteil der Ötzi-Dokumentation. Personen, die felsenfest beteuerten, Ötzi in Visionen mehrfach erlebt zu haben, ja sogar die Reinkarnation des Eismannes zu sein, konnten letztlich nicht dazu beitragen sein Lebensbild nachweislich zu erhellen.

Es bleibt zu wünschen, dass dem Mann im Eis noch viele Geheimnisse entlockt werden können. Allein die Tatsache, dass Wissenschaft und Öffentlichkeit derart intensiv bemüht sind, die längst vergangene Bedeutung eines unbekanntes Alpenbewohners zu klären, ist bezeichnend. Veranschaulicht durch den großen wissenschaftlichen Aufwand, gehört Ötzi eindeutig zum kleinen Kreis der Ausnahme-Persönlichkeiten Tirols. Ein bisschen sarkastisch gesagt, avanciert er sogar zur Figur mit dem größten internationalen Bekanntheitsgrad.

Tirol ist also um einen Helden reicher geworden – ein Mann aus dem Steinzeitalter, der nicht etwa aus dem Dunst des großen Sagenkreises des Landes entstammt, sondern Realität ist. Von den anderen Helden liest man mittlerweile nur mehr aus Büchern und Berichten – bei Ötzi schnipselt man immer noch an seiner Leiche herum. Das ist ein Punkt, der in der Öffentlichkeit zur Frage geführt hat, wann denn seine sterblichen Reste endlich die ewige Ruhe finden werden. Ein Dilemma zwischen Wissenschaft, Ethik und Religion, sodass eine Antwort darauf derweilen noch ausbleiben muss. Vorerst muss sich der Mann im Eis mit einem schlichten Denkmal begnügen, das man ihm in Form einer vier Meter hohen Steinpyramide auf dem Tisenjoch gesetzt hat. Vielleicht bleibt es auf immer und ewig eine Art Kenotaph für einen unbekanntes Helden aus grauer Vorzeit.



## Weiterführende Literatur:

- Egg, Markus /Spindler, Konrad, Kleidung und Ausrüstung der kupferzeitlichen Gletschermumie aus den Ötztaler Alpen. Der Mann im Eis, Band 6 (Monografien des Römisch-Germanischen Zentralmuseum, Band 77), Mainz 2009.
- Fleckinger, Angelika, Ötzi - der Mann aus dem Eis. Alles Wissenswerte zum Nachschlagen und Staunen, Wien / Bozen 2002.
- Höpfel, Frank /Platzer, Werner /Spindler, Konrad (Hg.), Der Mann im Eis, Band 1 (Veröffentlichungen der Universität Innsbruck Nr. 187). Innsbruck 1992.
- Rastbichler-Zissernig, Elisabeth, Der Mann im Eis. Die Fundgeschichte. Die Interpretation der Quellen als Grundlage für die Rekonstruktion des archäologischen Befunds, Innsbruck 2006.
- Spindler, Konrad, Der Mann im Eis. Neue sensationelle Erkenntnisse über die Mumie aus den Ötztaler Alpen, München 2000.
- Südtiroler Archäologiemuseum / Fleckinger, A. / Samadelli, M. (Hg.), Die Gletschermumie aus der Kupferzeit, Bd. 1–3 (Schriften des Südtiroler Archäologiemuseums Bd. 1, 3 und 4), Wien / Bozen 1999–2003.

## 2. Oswald von Wolkenstein: Kämpfer, Sänger, Held und Tourismusikone

Am 8. Juli 2011 wurde die große Sommerausstellung auf Schloss Tirol, dem Südtiroler Landesmuseum, eröffnet und sie ist Oswald von Wolkenstein gewidmet. Selbstverständlich ist es eine wissenschaftlich fundierte Ausstellung, sie wurde durch ein großes Kolloquium im Jahre 2009 vorbereitet und mit viel Aufwand umgesetzt. Und doch dient sie nicht nur wissenschaftlichen Zwecken, denn ihre Veranstalter hoffen, viele Tirolerinnen und Tiroler, aber natürlich auch zahlreiche Sommertouristen auf den Stammsitz der Grafen von Tirol zu locken. Seit vielen Jahren sind die Jahresausstellungen auf Schloss Tirol und ihr Beiprogramm ein wichtiger Beitrag zum Tiroler Kultursommer und -herbst. Und es dürfte nicht nur das Bedürfnis der Wissenschaft, sich wieder einmal dem Südtiroler Adeligen des späten 14. und frühen 15. Jahrhunderts zu widmen, gewesen sein, das Oswald zum Objekt einer kulturpolitischen Großveranstaltung hat werden lassen, sondern die sichere Annahme, mit diesem klingenden Namen Besucher anzuziehen.

Nicht nur auf Schloss Tirol und nicht nur in diesem Sommer laufen Tirolerinnen und Tiroler wie auch Touristen Gefahr, Oswald von Wolkenstein über den Weg zu laufen. Seit 1983 findet in Seis am Schlern, Völs, Schloss Prösels und Kastelruth alljährlich der Oswald-von-Wolkenstein-Ritt statt. Inzwischen müssen sogar Ausscheidungswettbewerbe vorgeschaltet werden, da nicht alle Bewerber an dem Wettbewerb teilnehmen können. Der Ritt startet bei der Trostburg oberhalb von Waidbruck und führt über Tagusens auf den Kofl in Kastelruth, wo ein erstes Turnierspiel, das Ringstechen, stattfindet. Der Ritt geht dann nach Seis, wo eine weitere Turnieretappe, der Ritt durch ein Labyrinth, zu absolvieren ist, und zum Völser Weiher, wo die Mannschaften im Galopp verschiedene Hindernisse passieren müssen. Als Höhepunkt wird der sogenannte Torritt auf den Wiesen bei Schloss Prösels beworben. Der glückliche Sieger erhält neben dem Preisgeld eine geschnitzte Wandertrophäe mit einem Bild des Namensgebers. Auf der eigenen Homepage wird unter dem Schlagwort „Erneut gesattelt im Zeichen Oswalds!! [sic]“ zum größten „Reitspektakel Südtirols“ geladen, mehrere Dutzende Vierer-Mannschaften sollen „sich einen beinharten Kampf im Sattel liefern“. „Sei ritterlich – fahr mit dem Bus“, blinkt uns das News-Kästchen regelmäßig entgegen und möchte uns auf den Shuttleservice aufmerksam machen. Bis 2002 konnte man bei

dieser Gelegenheit Oswald sogar persönlich treffen, denn er wurde regelmäßig durch Oswald Baumgartner verkörpert. Zwar trug dieser ein Kostüm des 16. Jahrhunderts (was machen schon 50 oder 100 Jahre mehr oder weniger?), war aber eindeutig als Oswald zu erkennen, denn er hatte sich beim ersten Ritt 1983 ein Auge mit Theaterkleber zugeklebt. Im darauf folgenden Jahr wiederholte er dies, doch ließ sich der Kleber nun nicht mehr lösen, so dass sich das Auge heftig entzündete. Seit diesem Erlebnis trug Oswald „von Wolkenstein“ nun eine an Hollywood-Piraten gemahnende Augenklappe.

Ob Oswald-Ausstellung oder Oswald-Ritt, keine mittelalterliche Figur ist derzeit in Tirol so präsent wie der Wolkensteiner. Das ist kein Wunder, denn im kollektiven Gedächtnis der Region, aber auch weit über sie hinaus, hat Oswald einen Stamplatz, irgendwo zwischen Ötzi und dem Edelweiß.

## Der historische Oswald

Oswald von Wolkenstein erblickte vermutlich im Jahre 1376 und wohl auf Burg Schöneck im Pustertal als zweiter Sohn des Friedrich von Wolkenstein und seiner Gemahlin Katharina von Villanders-Trostburg das Licht der Welt. Er durchlief eine typische adelige Sozialisation, über die wir durch seine Gedichte besonders gut informiert sind. „Es fügt sich, do ich was von zehen jaren alt, / ich wolt besehen, wie die werlt wer gestalt.“ Frühe Trennung von der Familie, ein unstetes und oft gefährliches Leben im Tross eines Ritters waren das Schicksal vieler junger Adeliger, wenn auch wenige die Gabe hatten, der Nachwelt ihr Schicksal so plastisch zu vermitteln wie der Südtiroler Dichter:

„mit ellend, armüt mangan winkel, haiss und kalt, / hab ich gebawt bei cristen, Kriechen, heiden. / Drei pfenning in dem peutel und ain stücklin brot, / das was von haim mein zerung, do ich loff in not.“

Selbst wenn der Dichter hier vielleicht übertreibt, so dürften diese Jahre hart gewesen sein, sie bereiteten Oswald und seine Leidensgenossen auf das entbehrungsreiche Leben eines Adligen vor, für den militärischer Einsatz und Gewaltbereitschaft im Kriegsdienst wie in der Durchsetzung seiner Rechte im Lebensmittelpunkt standen. Oswald hatte nicht das Glück, der älteste überlebende Sohn und somit Haupterbe zu sein. Nach dem Tod des Vaters Friedrich von Wolkenstein im Jahr 1400 übernahm dessen ältester Sohn Michael, Oswalds älterer Bruder, den Familienbesitz und die väterlichen Lehen. Erst 1407, als Michael von Wolkenstein das Landgericht Kastelruth als Pfand erhalten hatte und so seine Existenz auf eine neue materielle Grundlage gestellt hatte, wurden Oswald

und sein jüngerer Bruder Leonhard in einer Vermögensteilung mit eigenen Gütern versehen, allerdings nur aus dem mütterlichen Erbe. Oswald erhielt unter anderem einen Drittelanteil an der Burg Hauenstein bei Seis am Schlern. Manche Nachrichten über Kreditaufnahmen Oswalds aus den Jahren, in denen der ältere Bruder ein strenges Regiment führte, lassen vermuten, dass Oswald und Leonhard finanziell an der kurzen Leine gehalten wurden.

Wohl in die Jahre der finanzielle Abhängigkeit vom älteren Bruder fällt die sowohl in Oswalds Liedern wie in einer späteren Zeugenaussage dokumentierte Affäre, in der Oswald und Leonhard in Abwesenheit ihres Bruders Michael und seiner Gattin deren Kleinode an sich nahmen. Die Gemahlin hatte ihr Kästchen mit Geld und familiären Schmuckstücken unverschlossen auf einem Balken auf der Trostburg stehen lassen und war nach Meran gefahren. Auf dem Weg fiel ihr diese Unachtsamkeit ein und sie schickte einen Boten zu ihrem Mann, er möge das Kästchen an sich nehmen. Unterdessen hatten Oswald und Leonhard die Gelegenheit genutzt und bereits einen Burschen namens Schöberlin an einem Strick in das offensichtlich verschlossene Gemach heruntergelassen, das Kästchen an sich gebracht und die Beute unter sich geteilt. Als Michael das Fehlen bemerkt, behauptete Oswald dreist, dessen Gattin habe die Schmuckstücke wohl mit ihren Liebhabern versetzt. Allerdings findet Michael einen Teil der Schmuckstücke bei einem Goldschmied, der sie von Leonhard erhalten hatte. Dieser leugnete zunächst, doch als Oswald schließlich in Abwesenheit des Bruders auch noch dessen Einkünfte abkassierte, griff dieser zur Selbsthilfe, verwundete Oswald schwer, nahm ihn in Gefangenschaft und zwang ihn zu einem rechtsförmigen Geständnis und zur Herausgabe von Geld und Schmuck.

Was auch immer die Hintergründe dieser Affäre gewesen seien mögen, so ist die Bereitschaft Oswalds zu solchen Handlungen sicher durch erhebliche Finanzprobleme bedingt gewesen. Wie vielen Adeligen garantierte die materielle Grundlage nach der Teilung der familiären Eigengüter Oswald kein gedeihliches oder gar standesgemäßes Auskommen, und so suchte er in Kontakt und Dienst zu den wichtigsten Fürsten zu kommen. Der Dienst für den habsburgischen Landesherren, Herzog Friedrich von Österreich, Graf von Tirol, und den Bischof von Brixen, aber auch für die Grafen von Görz war vielversprechend, waren doch wichtige militärische und richterliche wie verwaltende Funktionen für Adelige reserviert und wurden entsprechend besoldet. Als überregionale Gewalt bot auch noch der römisch-deutsche Königshof Karrierechancen. Seine erste wichtige Position hatte Oswald 1409 als Hauptmann des Gotteshauses Brixen, also als Statthalter des Bischofs in weltlichen Angelegenheiten während dessen Abwesenheit, inne. Wie stark Brixen in diesen Jahren Bezugspunkt Oswalds war, lässt 1407 seine Stiftung einer eigenen Kapelle mit zwei Kaplanen im Dom zu Brixen erkennen. Leider ist sie nicht erhalten.

Der adelige Alltag, der sich in einer Vielzahl unterschiedlicher Dokumente, vorwiegend Urkunden, niederschlug, bestand aus der Wahrnehmung von Rechten und Pflichten an Höfen und in der Verwaltung, in militärischen oder gerichtlichen Diensten wie eigener Gerechtsame. Herrschaft und Verwaltung mussten vor Ort durchgesetzt werden und erforderten persönliche Präsenz. Einen Gutteil seines adeligen Lebens verbrachte Oswald deshalb nicht auf der Burg, sondern im Sattel. Da seine eigenen Ämter und Besitzungen sich auf einen bestimmten Raum konzentrierten, war er überwiegend dort unterwegs. Regional begrenzte Mobilität war ein Wesenszug adeligen Alltags der Zeit. Kriegszüge, Heidenfahrten, Pilger- und Ritterreisen zu Höfen oder einem Konzil sprengten diesen regionalen Bezugsraum, waren aber für den abendländischen Adel ebenso selbstverständlich wie der regionale Aktionsraum. Die Liste der großen Fahrten Oswalds ist eindrucksvoll. Er selbst thematisiert sie immer wieder, so in einem seiner berühmtesten Gedichte:

„Durch Barbarei, Arabia, / durch Hermani in Persia, / durch Tartari in Suria,  
/ durch Romani in Türggia, / Ibernica, / der sprüng han ich vergessen. /  
Durch Reussen, Preussen, Eiffenlant, / gen Litto, Liffen, übere strant, / gen  
Tennmarckh, Sweden, in Prabant, / durch Flandern, Franckreich, Engellant /  
und Schottenland / hab ich lang nicht gemessen, / Durch Arragon, Kastilie,  
/ Granaten und Afferen, / auss Portugal, Ispanie / bis gen dem vinstern  
steren, / von Profenz gen Marsilie./“

Ob er wirklich in Armenien, Persien, der Tartarei, Syrien, Rumänien, Schweden, Dänemark, Brabant, den verschiedenen Königreichen in Spanien bis Cap Finistere gewesen war, ist im Einzelnen nicht nachzuweisen. Doch steht außer Zweifel, dass er zahlreiche weite Fahrten durchlebte: er nahm wohl 1401/02 am gescheiterten Italienzug König Ruprechts teil, war wohl 1409–1411 im Heiligen Land auf Pilgerreise, und nahm vielleicht im Dienst König Sigmunds 1412/13 an dessen Krieg gegen Venedig teil. 1415 wurde er in Konstanz auf dem Konzil gegen eine jährliche Zahlung zum Diener König Sigmunds. 1415/16 war er im Gefolge Ludwigs III., des Pfalzgrafen bei Rhein, und unternahm mit diesem eine große Gesandtschaftsreise im Auftrag des Königs über England nach Schottland, die ihn dann über Irland per Schiff nach Portugal führte. 1415 war er nach eigener Auskunft an der Eroberung des nordafrikanischen Hafens Ceuta (Septa) durch die Portugiesen beteiligt und machte Station in Granada und Pamplona, wo er wieder auf König Sigmund traf. Seine Ehrung durch die aragonesische Königswitwe Margarita de Prades, die ihm zwei Goldringe in die Ohren steckte und einen in den Bart flocht, hat er in einem Gedicht verewigt. Wohl bei dieser Gelegenheit wurde er auch in den prominenten aragonesischen Kannenorden aufgenommen. Die Mitgliedschaft in solch einem Orden war eine hohe Ehre, die seine Position in der internationalen

Adelsgesellschaft manifestierte. Doch bei aller Internationalität der Adelswelt gab es doch eine gewisse Provinzialität. In einem Gedicht schildert Oswald, wie ihn König Sigmund und sein Hof wegen der Ringe verspotteten.

Auf dem Rückweg über das savoyische Chambéry und Paris war Oswald in Sigmunds Gefolge. Die französische Königin aus dem Hause Wittelsbach Isabeau de Bavière schmückte bei dieser Gelegenheit Oswalds Bart mit einem Diamanten. 1419 reiste er an den Hof Sigmunds in Preßburg und nach Ungarn, 1420/21 war er in Böhmen an Kämpfen gegen die Hussiten beteiligt. Doch noch andere Souvenirs seiner Reisetätigkeit sind bezeugt. In seiner Brixener Oswaldkapelle ließ er nicht nur ein Motivbild für seine Errettung aus Seenot im Schwarzen Meer malen, sondern 1408 vermutlich vor seinem Aufbruch zur Heiliglandfahrt auch einen Grabstein mit seinem Bildnis aufstellen, auf dem bei seinem Tode das Datum nachgetragen werden sollte; er steht heute auf dem umhegten Platz zwischen Dom- und Pfarrkirche von Brixen.

Wie Oswalds Verhältnis zu seiner eigenen Familie war auch jenes zu seinen Lehens- und Landesherren keineswegs ungetrübt. 1406 war Oswald an der Gründung des Elefantenbundes, eines Zusammenschlusses Tiroler Adelige, beteiligt. Solche Adelsbünde sollten ein Gegengewicht zu den Landesherren bilden. Schon 1411 ist Oswald mit dem Bischof von Brixen zerstritten, seine zunächst wohl auf zehn Jahre angelegte, ab 1410 gerechnete Dienstzeit wird in gegenseitigem Übereinkommen 1413 aufgelöst, aber erst nach längeren Streitigkeiten und Schiedsgerichten. Immer wieder stand Oswald in Opposition zu Herzog Friedrich mit der leeren Tasche. Zeitweilig gehörte er sogar zu den Protagonisten der Adelsopposition gegen den habsburgischen Landesherren. Nach Streitigkeiten mit dem König und seinem eigenen Bruder versuchte Herzog Friedrich ab 1417 in energischer Weise die Macht des Adels zu beschränken. Vor allem die Starkenberger, Schlandersberger und Wolkensteiner agierten gegen Friedrich, Oswald war ihr Kontakt zum Königshof. Die erwartete königliche Unterstützung für die Adelsopposition – König Sigmund wollte eigentlich persönlich nach Tirol ziehen – blieb aus, der Konflikt wurde 1418 beigelegt.

Seinen Prestigegewinn aus dem Königsdienst münzte Oswald wohl im Sommer 1417 um und heiratete Margarethe von Schwangau aus altem, schwäbischem Adel. Sie bezogen ihren Sitz auf Burg Hauenstein am Schlern, einer Burg, an der Oswald nur ein Drittel besaß, was ihn aber nicht hinderte, auch die Einnahmen der übrigen Berechtigten zu kassieren. Die Geschädigten, Barbara und Martin Jäger, griffen zur üblichen Selbsthilfe, mobilisierten ein Netzwerk von Helfern und Unterstützern und nahmen Oswald im Herbst 1421 gefangen, vielleicht wurde er sogar gefoltert. Sein eigenes Netzwerk bemühte sich unter Führung seiner Brüder Michael und Leonhard um Unterstützung und nahm ihrerseits Protagonisten der Gegenseite in Haft. Schließlich schaltete sich der Landesfürst ein und übernahm

den Gefangenen. Im März 1422 wurde Oswald gegen die gewaltige Bürgschaft von mehr als 6000 Gulden entlassen, womit der Herzog ein Druckmittel gegen ihn hatte und ihn zur Willfährigkeit zwingen konnte. Oswald floh zu König Sigmund nach Preßburg und wurde eine Schlüsselfigur im Versuch des Königs, nochmals einen Reichskrieg gegen Herzog Friedrich zu entfachen. Doch die Einigung zwischen dem König und dem Herzog, weil Sigmund die habsburgische Unterstützung gegen Hussiten und Türken brauchte, entzog Oswald wie der gesamten Tiroler Adelsopposition den Rückhalt. Die letzte Reise Oswalds an den Königshof 1425 verlief frustrierend. Während sich seine Brüder mit Herzog Friedrich einigten, gerieten Oswald und die Starkenberger immer in Isolation.

Auf den ersten Blick eignet sich Oswald von Wolkenstein eigentlich nicht als Südtiroler Integrationsfaktor, geschweige als Lokalheld der Seiser Alm, denn seine Heimatverbundenheit war nicht ungebrochen. Im Anschluss an die oben zitierten Fernreisen kommt er nämlich auf seine engere Heimat zu sprechen:

„In Races vor Saleren, / daselbs belaiß ich an der e, / mein ellend da zu meren  
/ vast ungeren. / Auff ainem runden kofel smal, / mit dickem wald umbfangen,  
/ vil hoher berg und tieffe tal, / stain, stauden, stöck, snee stangen, / der sich  
ich teglich ane zal. / noch aines tüt mich pangen, / das mir der klainen kindlin  
schal / mein oren dick bedrangen, / hand durchgangen./“

Bitter empfand er den Kontrast zwischen weiten Reisen und dem Alltag in Ratzes am Schlern unter dem Ehejoch: auf einem einsamen Berg sitzt er mitten im Wald, umgeben von hohen Bergen und tiefen Tälern; zahllose Steine, Stauden, Stöcke, Schneestangen sieht er täglich, überdies ist er geplagt vom Geplärre der Kleinkinder.

„Wie vil mir eren ie beschach / von fürsten, künigin gefach, / und was ich  
freuden ie gesach, / das büß ich als under ainem dach. / mein ungemach, /  
der hatt ain langes ende. / Vil gütter witz, der gieng mir not, / seid ich müß  
sorgen umb das brot, / darzu so wirt mir vil gedrot, / und tröst mich niema  
mündli rot. / den ich ee bott, / die lassen mich ellende. / Wellent ich gugg,  
so hindert mich / köstlicher ziere sinder, / der ich e pflag, da für ich sich /  
neur kelber, gaiss, böck, rinder. / Und knosspot leut, swarz, hässeleich, / vast  
rüßig gen dem winder; / vor angst slach ich mein kinder / oft hin hinder“.

Materielle Sorgen plagen den Dichter, und er findet im Umgang mit Kälbern, Geißen, Böcken, Rindern und plumpem Volk nur schlechten Ersatz für seine früheren Kontakte mit Fürsten und Königinnen. Seine aggressiven Ausbrüche gegen die Sprösslinge münden unweigerlich im Ehekrach:

„So kompt ir mütter zü gebraust, / zwar die beginnt zu schelten; / gäb si mir aines mit der fawsst, / des müsst ich ser engelten. / si spricht: ,wie hastu nu erzausst / die kind zu ainem zelten!‘ / ab irem zoren mir da graust, / doch mangeln ich sein selten / scharpf mit spelten.“

Verständlicherweise war Margarethe wenig begeistert davon, wie Oswald die Kinder zu Brotlaiben verdroschen hat.

Wie wenig die Bevölkerung der Gegend um Kastelruth und der Seiser Alm trotz solcher Töne sich an Oswald stört, zeigt schon der eingangs erwähnte Wolkenstein-Ritt. Und ganz falsch liegen sie nicht damit, diese Worte nicht zu sehr auf die Goldwaage zu legen, dürfte doch dieses Gedicht durch die aussichtslos scheinende Situation 1426/27 veranlasst gewesen sein, als sich Oswald nach dem Zusammenbruch des Widerstands gegen Herzog Friedrich auf den Hauenstein zurückziehen musste und seinen Frust wirkmächtig in Zeilen goss.

1427 lud Herzog Friedrich Oswald auf einen Landtag nach Bozen, dem sich der Wolkensteiner durch Flucht zu entziehen suchte, aber er wurde gefangengesetzt und eingekerkert. Oswald musste die Berechtigten an Hauenstein entschädigen, vor allem aber gelobte er Herzog Friedrich Unterwerfung und Treue, versprach, dem Landesherrn zu dienen, verzichtete auf Dienstverhältnisse und Bündnisse mit auswärtigen Mächten und erkannte die Gerichtshoheit des Herzogs an. Dennoch war Oswald nicht willfährig und sann auf Ausweichstrategien: er ließ sich zum Freischöffen der westfälischen Feme machen und reiste dafür 1427/28 über Heidelberg bis an den Niederrhein, nach Köln und Aachen. Mehrfach versuchte er diesen privilegierten Rechtsweg zu seinen Gunsten zu nutzen. 1430/31 war Oswald wieder in Diensten König Sigmunds in Nürnberg und Schwaben aktiv. In dieser Zeit wurde er auch in den von Sigmund gestifteten ungarischen Drachenorden aufgenommen. 1432 nahm er am Italienzug König Sigmunds und am Basler Konzil teil, 1434 am Ulmer Reichstag. In den Zwanziger- und Dreißigerjahren des 15. Jahrhunderts entstanden unter Oswalds Aufsicht übrigens auch die beiden großen Handschriften, in denen sein Werk weitestgehend überliefert wurde. Ab 1435 ist Oswald nur mehr in Tirol nachzuweisen, doch heißt das nicht, dass sein Leben stabil und beständig wurde. Ständig zog er in regionalem Rahmen umher, wie dies für den spätmittelalterlichen Adel so üblich war. Erst nach dem Tode Herzog Friedrichs 1439 konnte Oswald sein Verhältnis mit dem neuen Landesherren verbessern. Am Ende seines Lebens war er eine der wichtigsten Gestalten in der Tiroler Adelswelt. Oswald von Wolkenstein starb am 2. August 1445 in Meran und wurde in der Neustifter Stiftskirche begraben.

In vielem ist Oswald ein typischer Vertreter des spätmittelalterlichen Ritteradels. Seine Aggressions- und Gewaltbereitschaft mag heute abschrecken oder faszinieren. Seine ständigen Geldprobleme, seine Übergriffe auf das Eigentum ande-



rer wirken befremdlich. Seine Vorstellungen von Ehre sind mit einem bürgerlichen Moralkodex nicht immer zu vereinbaren. Aber wir dürfen bei aller scheinbaren Modernität nicht vergessen, dass Oswald in einer anderen Kultur mit eigenen Wertesystemen, aber auch eigenen Zwängen lebte und sich mehr oder minder erfolgreich durchschlug.

## Der Dichter und Sänger

Die historische Bedeutung Oswalds von Wolkenstein war zweifellos groß gewesen. Zudem ist sein Leben hervorragend dokumentiert. Es ist das Lebenswerk des Ehepaars Anton und Ute Schwob, das in mühseliger Kleinarbeit diese Splitter zusammengefügt und in einer inzwischen drei Bände umfassenden wissenschaftlichen Edition der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht hat. Doch allein sein historisches Wirken hätte Oswald kaum in das kollektive Gedächtnis eingeschrieben. Dazu bedurfte es mehr, und dieses mehr ist sicher zu einem Gutteil in seinem künstlerischen Schaffen zu suchen. Oswald von Wolkensteins umfangreiches Werk umfasst etwa 130 Lieder. Eine ganze Reihe davon wurde mit Notation versehen, so dass nicht nur die Texte, sondern auch die Melodien greifbar sind.

Das Themenspektrum seiner Gedichte ist weit: Autobiografisches, derbe Schilderungen von Landleuten, Liebesdichtungen, Schlachtenlieder und ähnliches. Ein buntes Panorama entfaltet sich vor dem Leser. Seit dem 19. Jahrhundert wurde er als „letzter Minnesänger“ missverstanden. Die tatsächlichen Verhältnisse sind komplizierter, denn er schuf eine neue Sprache sinnlicher Wahrnehmung bei gleichzeitig starkem Rückgriff auf das klassische Vokabular des Minnesangs. Seine autobiografische Lyrik gilt als neues Kapitel der deutschen Literaturgeschichte. Formal habe er auf die Vergangenheit des Hochmittelalters verwiesen, doch inhaltlich und sprachlich weit in die Neuzeit gewirkt. So gilt er heute als der bedeutendste spätmittelalterliche deutschsprachige Lyriker und Höhepunkt zwischen Walter von der Vogelweide und Johann Wolfgang von Goethe.

Im ausgehenden Mittelalter war Oswald längst nicht so präsent, wie es uns heute scheinen mag. Seine wichtigsten Werküberlieferungen sind die großen Handschriften aus seinen Lebzeiten und aus der Zeit kurz nach seinem Tod, von denen eine Herzog Albrecht von Österreich geschenkt wurde und die beiden anderen für das familiäre Umfeld bestimmt und einem größeren Publikum nicht zugänglich waren. Nur wenige Streuüberlieferungen seiner Werke, von Einzelnotizen Oswalds oder Mit- und Nachschriften seiner Vorträge abgeleitet, existierten neben den großen Corpora. Sie zeugen von seiner großen Bekanntheit zu Lebzeiten, doch seiner begrenzten Sichtbarkeit in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Erst spät wurde Oswald wiederentdeckt.

So blieb sein Bild zuvorderst in der familiären Gedächtniskultur erhalten, die ja so typisch für den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Adel ist. Im Festsaal des Schlosses Trostburg ist Oswald in einer Reihe von Familienvorfahren als Statue dargestellt, mit einer Harfe in der Hand und so als Dichter verewigt.

## Der Medienzampano und sein fernes Echo

Ist es die Lebendigkeit seiner Gedichte und Lieder, oder ist es die mediale Präsenz, die ihn uns viel näher bringt als etwa Walther von der Vogelweide? Walther, zumindest im 19. Jahrhundert ebenfalls Südtiroler Symbolfigur, erscheint nur einmal ganz prosaisch als Unkostenfaktor in einer Rechnung des Passauer Bischofs Wolfger von Erla, weil dem Sänger am 12. November 1203 bei Zeiselmauer aus der bischöflichen Kasse fünf lange Schillinge für einen Pelzrock geschenkt wurden. Das ist alles, was wir außerhalb der Gedichte von Walther wissen. Ganz anders Oswald von Wolkenstein: seine emotional mitreißenden Lieder lassen sich mit zahlreichen Spuren, die er in Archiven an vielen Orten hinterlassen hat, zusammenbringen. Doch ein weiteres kommt hinzu. Für seinen großen Nachhall bis in unser mediales Zeitalter ist es wichtig, dass wir über mehrere Portraits Oswalds verfügen und sich so die derben Gedichte mit einem Bild zu einer Ikone verbinden.

Überhaupt kann Oswald dem modernen Beobachter fast als vorweggenommener Medienzampano erscheinen, denn er setzte sich nicht nur in seinen Liedern und Gedichten selbstbewusst und stolz in Szene, sondern inszenierte sein Werk, indem er es in zwei prächtigen Handschriften zusammenstellen ließ, die er jeweils mit seinem eigenen Bild schmückte – so, wie er von der Welt gesehen werden wollte. Die eine liegt heute als „Codex Vindobonensis 2777“ in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien, die andere ohne Signatur in der Universitäts- und Landesbibliothek Innsbruck. Beide Bilder zeigen ihn selbst, stets modisch. In der Wiener Handschrift ist er in voller Gestalt zu sehen und trägt einen reich besetzten Rittergürtel, an dem ein Dolch steckt. Um den Hals trägt er eine goldene Ordenskette, Beweis seiner Zugehörigkeit zu einem exklusiven Zirkel. In den unteren Bildecken stehen seine Wappen. Das Beinkleid ist zweifarbig, der Mantel pelzgefüllt, er trägt eine Pelzmütze. Reichtum und Stand vermittelt dieses Bild dem damaligen Betrachter, der die Zeichen noch feiner zu deuten wusste, ebenso wie dem heutigen Menschen.

In der Innsbrucker Handschrift ist die Selbstdarstellung noch gravitätischer gelungen. Im reichen, brokatsdurchwebten Hofkleid mit pelzgefütterter Mütze und den Insignien von Kannen- und Drachenorden zeigt er sich uns mit seinem Manko, dem verletzten Auge, voller Selbstbewusstsein. Wie wichtig gerade dieses Bild Oswalds war, lässt sich schon an der Tatsache erkennen, dass es bereits 1835 in dem Reiseführer „Tyrol“ des Berliners August Lewalds in einem Stich reproduziert wurde.

## Das Nachleben

Sieht man von der familiären Erinnerung ab, setzte erst um 1800 die Entdeckung des Wolkensteiners ein. Obwohl schon der Schwabe Ludwig Uhland eine Ausgabe der Gedichte Oswalds forderte, war die Oswaldforschung lange in Tirol konzentriert. Die Liste der Biografen Oswalds beginnt im 19. Jahrhundert mit dem für die Tiroler Landesgeschichtsschreibung so bedeutenden Joseph von Hormayr. Der Marienberger Benediktiner Beda Weber veröffentlichte 1825 im Allgemeinen Nationalkalender für Tirol und Vorarlberg sein Gedicht „Oswald von Wolkenstein“ und eröffnete damit einen Reigen von historischen Gedichten und Dramen. Webers eigene Beschäftigung mit der historischen Figur ging auch nach dem Gedicht weiter. 1847 legte er nach langjähriger Vorbereitung einen Teil der Lieder Oswalds im Druck vor. Von viel durchschlagenderer Wirkung war sein 1850 verfasster, von Tiroler Patriotismus getragener Roman „Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche“, nach Webers eigenem Zeugnis eine „Darstellung der Tirolischen Landesfreiheiten“. Ausgehend von diesem Buch wurde Oswald in Tirol populär. Die prallen, lebensvollen Züge in seinen Gedichten faszinierten die Dichter, vor allem aber sein vermeintlicher Kampf für die Tiroler Freiheit. 1890 schrieb Angelica von Hörmann: „Und nennt Tirol die besten Söhne, / So strahl' aus ihren stolzen Reih'n / Als Held und Meister süßer Töne / Der Sänger Oswald Wolkenstein.“

Neben dem Dichter stand der Held, insbesondere der Held der Tiroler Freiheit. Die Tiroler Heldenverehrung nutzte die zeitüblichen Formen, nämlich Denkmäler, Gedenkfeste und Festumzüge. 1889 wurde in Bozen feierlich das Denkmal für Walther von der Vogelweide enthüllt, dem der Bozener Franziskaner Patriz Anzoletti 1870 Südtiroler Herkunft zugeschrieben hatte. Gedacht war dieses Denkmal, so Anzoletti selbst, „zur Abwehr gegen unberechtigte Gelüste und Anmaßungen der italienischen Nachbarn.“ Ein Jahr später wurde als „Nachfeier zum vorjährigen großen Waltherfeste“ eine „Gedächtnisfeier“ für Oswald von Wolkenstein veranstaltet. Die Teilnehmer, neben der veranstaltenden Sektion Bozen des Deut-



Abb. 2: Oswald von Wolkenstein – wie er gesehen werden wollte. Darstellung aus der Innsbrucker Handschrift

schen und Österreichischen Alpenvereins auch der Bozener Männergesangsverein, zogen zum Fuße der Burg Hauenstein und huldigten dort dem „alten Sänger“. In einem Bericht über das Fest wird Oswald als „letzter Minnesänger“ und „Kriegsheld“ bezeichnet. Noch heute ist die damals gesetzte Inschrift zu lesen: „Was hier von Treu und Minne / Sang Oswald Wolkenstein / Mit ritterlichem Sinne / Darf nie verklungen sein.“ Pater Anzoletti hielt die Festrede, Oswald wurde als „vielerfahrener, hochgebildeter Mann, ein Held und Sänger, am damaligen Sternenhimmel der Poesie der einzige Fixstern“ beschrieben. Ein richtiges Denkmal wurde zwar geplant, kam aber nicht zur Ausführung.

Eine solche Gestalt eignete sich auch für den Kriegseinsatz. Im Ersten Weltkrieg diente Oswald gleich an mehreren Fronten: die Innsbrucker Sängergemeinschaft „Wolkensteiner“ ging zur moralischen Aufrüstung mit seinen Liedern auf Tournee, eine Oswaldstatue ging als „Eiserner Wehrmann“ auf Spendensammlung für ein Witwen- und Waisenwerk. Nach dem Ersten Weltkrieg erreichte vor allem der Roman „Zwei ohne Gnade“ von Hubert Mumelter mit seiner Darstellung der Hassliebe zwischen dem unmäßigen Oswald und dem Weibsteufel Sabina, Erstauflage 1931, weite Kreise und sollte sogar in den 1930er-Jahren von der UFA verfilmt werden – im Zuge des Hypes der Luis-Trenker-Filme.

Einen ganz anderen Ansatz verfolgte der promovierte Neugermanist und Schriftsteller Dieter Kühn im Jubiläumsjahr. Seine erfolgreiche Biografie „Ich Wolkenstein“ schilderte den spätmittelalterlichen Adligen als Vorläufer moderner Individualisten. Geschickt und mit literarischem Anspruch montierte Kühn Szenen seiner eigenen Beschäftigung mit Oswald und seinem Werk mit sorgfältigen Übersetzungen von Oswalds Gedichten. Das Buch wurde ein großer Erfolg, mehrfach neu aufgelegt und bearbeitet und über Rundfunk und Fernsehen einem großen Publikum nähergebracht.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts entdeckte man Oswald auch als Komponisten, seine Lieder wurden für Männerchöre eingerichtet. 1911 gründete sich aus dem „Deutschen Männergesangsverein Innsbruck“ eine neue Sängervereinigung der Wolkensteiner, die sich die Pflege seiner Lieder zur Aufgabe machte. 1952 hat der Salzburger Komponist Cesar Bresgen ein szenisches Oratorium auf der Basis von Werken Oswalds erarbeitet, das er dann in überarbeiteter Form noch mehrfach vorstellte. Zum musikalischen Oswald-Boom kam es aber erst unter den Bedingungen des tonträgergestützten Musikgeschäftes, der Radioausstrahlung und der Wiederentdeckung der „Frühen Musik“ im Zusammenhang mit der „Historischen Aufführungspraxis“ vor allem seit den 1950er-Jahren. Musikalisch sind über 170 Aufnahmen einzelner Titel und ganze Schallplatten und CDs entstanden, meist in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Auch in der bildenden Kunst fand Oswald Nachhall. Der Südtiroler Künstler Markus Vallazzo legte 1973 einen Zyklus von 25 Radierungen vor, angeregt von

Liedern Oswalds, und stellte ihn damit in eine Reihe mit Homer, Horaz, Dante, Giacomo Casanova, Edgar Allan Poe und Friederike Mayröcker, denen er ähnliche Arbeiten widmete. Heute hängt ein poppigiges Gemälde mit Oswald vor den Dolomiten in Reinhold Messners Mountain Museum Firmian.

Mit dem Aufschwung der historischen Wissenschaften im 19. Jahrhundert verwissenschaftlichte sich die Beschäftigung mit Oswald, von den Arbeiten Anton Noggler in den 1880er-Jahren bis zur quellengesättigten Biografie Arthur Graf von Wolkenstein-Rodeneggs 1930. Nicht zufällig spielte die Universität Innsbruck hier eine wichtige Rolle. Einen gewaltigen Aufschwung nahm die Forschung durch die kritische Gesamtausgabe der Werke Oswalds im Jahre 1962 unter der Leitung von Karl Kurt Klein. Die Veranstaltungen zum 600-jährigen Jubiläum Oswalds, das man 1977 feierte, haben nochmals einen wahren wissenschaftlichen Hype ausgelöst, ebenso die immer noch gültige biografische Arbeit aus der Feder von Anton Schwob. All dies hat Oswald weit über die Fachwissenschaft hinaus bekannt gemacht.

### **Vom Freiheits- zum Freizeithelden: Oswald und die Event-Kultur**

Schon früh in der touristischen Entwicklung Südtirols vereinnahmte man auch Oswald von Wolkenstein. 1835 rühmte der Berliner August Lewald in seinem Reiseführer „Tyrol“ Oswald und stellte ihn als Vorläufer Lord Byrons dar. Die 1840 erschienenen „Wanderungen durch Tyrol und Steyermark“ des Johann Gabriel Seidl enthielten bei der Beschreibung der Wanderung zum Hauenstein ein Gedicht zu Ehren Oswalds. Sie eröffneten eine Reihe von Arbeiten zum Südtiroler Dichter, die vor allem an kommerziellem Erfolg interessiert waren. Die ursprünglichen Initiatoren des Oswald von Wolkenstein-Rittes hatten – so kündigt Hanspeter Demetz unter „Wie alles begann“ – nach einer Woche von Warmwasser- und Weinbädern in der südlichen Toskana den Gewinn einer Pferdewette auf der Piazza del Campo in Siena in Chianti und Lardo di Colonnata investiert. „Wein gab es in Völs auch, dazu halt Speck, Rösser müssen sich auch noch irgendwo auftreiben lassen, aber da war noch eine wunderbare Landschaft mit bizarren Gebirgen, Burgen und Schlösser mit Geschichte, Höfe mit Bauern, Gasthäuser bei den Kirchen, Wiesen, Wälder und ... Oswald von Wolkenstein!“ Also erst Wein, Speck, Pferde, die Ferienlandschaft Südtirols, dann Oswald. Die Erfolgsstory des Rittes wurde 2002 mit dem Untertitel „Von der Schnapsidee zum Großereignis“ in Buchform vorgelegt. Die Homepage der Seiser Alm stellt Oswald als den „wohl berühmtesten Ritter des ausgehenden Mittelalters“, der aber „mehr als ‚nur‘ ein Ritter“ war, vor. Bezeichnenderweise ist der Oswald-von-Wolkenstein-Ritt als Vereinigung, an der die örtlichen Tourismusvereine und der Tourismusverband, die interessierten ört-

lichen Körperschaften sowie Privatpersonen sich beteiligen können, organisiert. Natürlich werden die sportlichen Events von Bieranstich, Festeinzug, Pferdesegnung und Dorffest in Seis flankiert. Im Juni 2011 wird den Gästen des 29. Rittes flankierend zum Event ein buntes Programm geboten: eine kulturhistorische Wanderung zur Burgruine Hauenstein mit „Oswald von Wolkenstein-Picknick“, eine Führung auf Schloss Tirol, wo eine Oswald-Vorstellung vorbereitet wird, dann das Dorffest zum Ritt in Seis und auf Schloss Prösels erhalten die Besucher schließlich eine Einführung in Oswalds Alltag, hautnah präsentiert. „Wie und was aß Oswald und wie schmeckt es uns heute? Wie schwer ist ein Kettenhemd? Was trug die Dame und was die Magd? Wie klingen Oswalds Lieder?“

Im Eventbetrieb des 21. Jahrhunderts geht eine komplexe historische Figur all ihrer Dimensionen verlustig und wird auf ein Abziehbild – oder hier auf eine Trophäe in Holzbüstenform – reduziert. Gut, dass Oswald auch einmal in Heidelberg war. Friedhelm Schneidewind, nach eigener Auskunft „freier Autor, Journalist, Verleger, Musiker und Dozent“, stellt seit mehreren Jahren nicht nur eine Internetseite zu Oswald zur Verfügung, sondern verkündet seinen Lesern: „Seit über 20 Jahren mache ich Mittelaltermusik. Von Anfang an hat mich die Musik von Oswald von Wolkenstein fasziniert, und ich nahm einige seiner Lieder ins Programm auf. Wenn ich alleine, als Einzelbarde, auftrete, nehme ich seit Jahren manchmal seine Identität an.“ 2011 bietet er regelmäßig Auftritte im Schloss Heidelberg und in der Heidelberger Altstadt an. Er möchte, „dass die Zuhörenden und Zuschauenden sich wie in der Zeit fühlen, möchte ihnen die Atmosphäre und das Lebensgefühl näherbringen.“ Na denn ... Oswald allerorten.

Und selbst wenn Oswald gar nicht mehr im Bewusstsein ist, so werden seine Hinterlassenschaften von unserer modernen Freizeitgesellschaft adaptiert. Die Ruine der Burg Hauenstein war 1890 Schauplatz der Würdigung Oswalds und Enthüllung seiner Gedenktafel. Als der Autor im September 2010 Oswald und dem Hauenstein gegen Abend seine Referenz erweisen wollte, war gerade eine Gruppe Südtiroler Bergsteiger bemüht, aus dem aus dem Fels ausgeschlagenen Graben die Burg zu erklimmen und nutzten so fröhlich und ohne jede Zurückhaltung mit ihren bunten Seilen das Denkmal als Sportgerät.

### **Weiterführende Literatur:**

Klein, Karl Kurt (Hg.), Die Lieder Oswalds von Wolkenstein. 3., neubearbeitete und erweiterte Auflage von Hans Moser, Norbert Richard Wolf und Notburga Wolf (Altdeutsche Textbibliothek 55), Tübingen 1987.

Wachinger, Burghart und Brunner Horst (Hg.), Oswald von Wolkenstein, Lieder: frühneuhochdeutsch, neuhochdeutsch, Stuttgart 2007.

- Schwob, Anton (Hg.), Die Lebenszeugnisse Oswalds von Wolkenstein. Edition und Kommentar, 3 Bde., Wien u. a. 1999–2004.
- Schwob, Anton, Oswald von Wolkenstein. Eine Biografie (Schriftenreihe des Südtiroler Kulturinstitutes 4), Bozen 1977, 3. Aufl. Bozen 1979, mehrere Nachdrucke.
- Schmidt, Sigrid, Oswald von Wolkenstein. Zur Lebenswelt eines Niederadligen im Spätmittelalter, in: Die Wolkensteiner. Facetten des Tiroler Adels in Spätmittelalter und Neuzeit, hg. von Gustav Pfeifer und Kurt Andermann (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 30), Innsbruck 2009, 53–74.

### **3. Kein reicher Land. Das Goldene Dachl und die Schätze aus den Bergen**

Das Goldene Dachl ist zweifellos das bekannteste Bauwerk Innsbrucks und ganz Tirols – wohl allen Tirolern dürfte dieser Prunkerker ein Begriff sein. Und nicht nur das: Das Dachl zählt mit Sicherheit zu den berühmtesten Bauwerken Österreichs, und der einzigartige „Wiedererkennungswert“ des Gebäudes ist auch einer der Gründe dafür, warum Innsbruck in aller Welt bekannt ist (eine Nachbildung des Originals kann mittlerweile in Südkorea bewundert werden). Es versteht sich, dass das Goldene Dachl Touristenattraktion Nr. 1 ist und bei jeder Sightseeing-Tour zum Pflichtprogramm gehört. Eine geschäftstüchtige Vermarktung bietet sich in einem solchen Fall geradezu an: Schokolade-Schindeln in „goldener“ Alufolie wären dafür nur ein Beispiel unter vielen.

Der Umstand, dass mit Maximilian I. ein römisch-deutscher König und späterer Kaiser den Erker in Auftrag gab, trägt wohl zusätzlich zum Renommee des Goldenen Dachls bei. Gold ist ein Symbol für Reichtum, der in Tirol zur Zeit der Errichtung des Gebäudes aus den Bergen kam und dem Land zu europaweiter Bekanntheit sowie – während eines kürzeren Zeitraums – Geltung verhalf. Auch dies dürfte vielen Tirolern durchaus im Bewusstsein sein, sind doch gerade in den letzten Jahren nicht wenige Bergbau-Museen eingerichtet und Schaubergwerke als Erlebniswelten gestaltet worden. Ob Innsbruck um 1500 und unter Maximilian geradezu als Hauptstadt des Römisch-Deutschen Reiches bezeichnet werden könne – darüber hat man sich vor etwa 15 Jahren gestritten, als das Goldene Dachl aus Anlass seiner 500-Jahr-Feier im Jahr 1996 im Mittelpunkt einer wissenschaftlichen bzw. populärwissenschaftlichen Kontroverse stand, die auch in der Öffentlichkeit breites Interesse fand. In der Hauptsache ging es damals aber um die Frage: Wie alt ist der Erker wirklich?

#### **Das Goldene Dachl**

Unweigerlich zieht das Goldene Dachl durch seine goldschimmernde Deckung den Blick auf sich. Das von Maximilian I. (1486/1493–1519) im Herzen der Innsbrucker Altstadt in Auftrag gegebene Bauwerk ist überdies reich mit Fresken und figürlichem Schmuck versehen: Gleich oberhalb des bis zum Boden reichenden



Unterbaus, der den Erker eigentlich zum Söller macht, präsentiert ein Wappenfries den doppelköpfigen Kaiser- und den einköpfigen Königsadler sowie die Wappen von Ungarn, Österreich, Burgund, Mailand, Steier(mark) und Tirol. Darüber schwingen links und rechts neben dem Fenster zwei gerüstete Bannerträger die Fahnen des Römisch-Deutschen Reiches und Tirols. Im Anschluss an diesen Mittelteil im ersten Stock folgt als Hauptelement des Gebäudes eine offene Laube, die das „goldene Dach“ trägt – es ist mit 2657 feuervergoldeten Kupferschindeln gedeckt. In der üppig dekorierten Loggia selbst findet sich neben zahlreichen kleinen Figürchen und Wappenschilden an der Rückwand ein großes Fresko, das offensichtlich Szenen aus dem höfischen Ambiente vor Augen führt und einzelne, ins Gespräch vertiefte Personengruppen zeigt. Besonders eindrucksvoll ist die Reliefreihe an der Brüstung der Loggia. Die beiden Porträtreiefs in der Mitte zeigen Maximilian, einmal mit seinen beiden Gemahlinnen, Maria von Burgund und Bianca Maria Sforza von Mailand, und ein zweites Mal flankiert von einem „Ratsherrn“ und einem Hofnarren; links und rechts davon schließen sich acht Reliefs mit jeweils zwei Moriskentänzern an, die den um 1500 beliebten, durch wildes Springen und akrobatische Körperverdrehungen charakterisierten Tanz praktizieren. Alle diese Reliefs, deren Originale sich heute im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum befinden, werden von Schriftbändern mit hebräischen und hebräisierenden Buchstaben begleitet. Während die Fresken Jörg Kölderer, Hofmaler Maximilians, zugeordnet werden können, dürfte für die architektonische Umsetzung und den Skulpturenschmuck der Steinmetz und Baumeister Niklas Turing d. Ä. bzw. seine Werkstatt verantwortlich zeichnen.

Dass man vor einigen Jahren intensiv über das Alter des Gebäudes debattieren konnte, liegt einerseits in dem Umstand begründet, dass das Goldene Dachl wie zahlreiche andere historische Gebäude auch über einen längeren Zeitraum hinweg errichtet wurde, sodass als Zeitpunkt für eine Jubiläumsfeier grundsätzlich der Baubeginn, die markante Schindeldeckung bzw. die endgültige Fertigstellung zur Verfügung standen. Im Falle des Prunkerkers kam hinzu, dass die Quellen kaum konkrete Anhaltspunkte bereitstellten (eine angemalte Jahreszahl verweist auf die Fertigstellung der Fresken zum Jahr 1500, und eine Rechnungsnotiz belegt im selben Jahr getätigte Ausgaben für die vergoldeten Schindeln) und mit der Datierung auch die Frage nach dem Zweck des Gebäudes in Zusammenhang zu stehen schien.

Hatte die ältere Forschung immer von einer Vollendung des Goldenen Dachls zum Jahr 1500 gesprochen, so führte Franz-Heinz Hye in einem 1966 verfassten Aufsatz aus, dass dies nicht ganz zutrefte, da nämlich die südseitigen Wappenreliefs geschlossen nach 1508 ausgewechselt worden seien, findet sich dort doch das kaiserliche Wappen, das Maximilian erst nach seiner 1508 erfolgten Kaiserproklamation zu führen berechtigt gewesen sei. Außerdem handle es sich um keinen Neubau, sondern vielmehr um einen Umbau, denn das Gebäude des „Neuen

Hofes“, das Herzog Friedrich IV. seit 1420 allmählich als Residenz nutzte, ebenso wie sein Sohn Sigmund, bis dieser in die neu errichtete Hofburg am Ostrand der Altstadt umzog, sei bereits unter Erzherzog Sigmund mit einem Erker versehen worden. Nachdem dieser 1490 die Regierung in Tirol an Maximilian abgetreten hatte, findet sich zum Jahr 1494 eine Absichtserklärung Sigmunds, den „Neuen Hof“, also die ehemalige Residenz, künftig als Wohn- bzw. Alterssitz zu verwenden. Hye ging nun davon aus, dass der Erker anlässlich der zweiten Vermählung Maximilians mit Bianca Maria Sforza im April 1494 neu gestaltet worden sei und setzte daher den Baubeginn in dieses Jahr. Da außerdem das am Goldenen Dachl angebrachte Wappen von Sigmunds Gemahlin Katharina von Sachsen Elemente aufweise, die nach dem Tod des Erzherzogs und ihrer erneuten Vermählung (Juli 1496) nicht mehr möglich gewesen seien, war seiner Meinung nach der Erker selbst (freilich noch ohne Freskenschmuck) bereits 1496 fertiggestellt.

Auf dieser Grundlage der Einschränkung der Bauzeit für den Erker selbst auf die Jahre 1494–1496 und der (freilich nicht gänzlich neuen) Deutung als Hochzeitserker schlug nun Hye, mittlerweile Direktor des Stadtarchivs der Stadt Innsbruck das Jahr 1994 als Termin für die 500-Jahr-Feier vor. Der Stadtsenat entschied sich allerdings für 1996, wofür wohl werbestrategische Gründe ausschlaggebend waren, feierte Österreich doch im selben Jahr den 1000-jährigen Namenstag. Jedoch mehrten sich allmählich die ablehnenden Stimmen. Im Februar 1995 veröffentlichte die Tiroler Tageszeitung einen Leserbrief der Kunsthistorikerin Johanna Felmayer mit dem programmatischen Titel: „Die 500-Jahr-Feier wird erst im Jahre 2000 fällig“. Damit war die Kontroverse eröffnet, die u. a. auch im Rahmen einer Radiodiskussion im Oktober 1995 fortgesetzt wurde; die spontane Äußerung des anerkannten Maximilian-Experten Hermann Wiesflecker, dass das Gebäude mit dem Goldenen Dachl erst 1497–1500 erbaut worden sei, verschaffte den Opponenten Hyes Auftrieb, und im Vorfeld der 500-Jahr-Feiern ging man erneut in die Offensive: In der Wochenendausgabe der Tiroler Tageszeitung vom 23./24. März 1996 findet sich ein Artikel des ORF-Journalisten Norbert Hölzl mit dem Titel: „Das Mysterium des Dachls. Gibt sich Innsbruck mit einer falschen Interpretation des Goldenen Dachls und Jubiläumsfeiern zum falschen Zeitpunkt ‚der Lächerlichkeit preis‘?“. Hier gab er Deutungsversuchen Johanna Felmayers breiten Raum, die im Goldenen Dachl keinen „Hochzeitserker“ erblicken konnte, sondern von der bewussten Errichtung des Gebäudes im und zum Jahr 1500, also zur „Zeitenwende“, am „Beginn der Neuzeit“, ausging, sei doch die Zahl „1500“ von den Zeitgenossen als „etwas Magisches empfunden“ worden. Bedenke man, so Hölzl, dass das Goldene Dachl als das „weltweit einzige Werk der ‚Wendezeit‘“ gelten müsse, so werde die 1996 begangene Feier automatisch „in den Schatten von 1000 Jahre Österreich gestellt“; damit degradiere man „das bedeutendste Jubiläum seiner Geschichte zu einem Provinzereignis“.

Die Debatte wurde nicht zuletzt durch die „Österreich-Bild“-Sendung Norbert Hölzls in ganz Österreich, aber auch in Südtirol aufmerksam verfolgt und in mehreren Zeitungen kommentiert. Diese Sendung vom 24. März 1996 trug den bezeichnenden Titel „Eine Wahrheitssuche“ und bemühte sich, in geschickter Zusammenstellung einzelner Aussagen von Wissenschaftlern die Thesen von Hye als blanken Unsinn zu entlarven und die eigenen Überzeugungen als unumstößliche Wahrheit zu verkaufen. Josef Riedmann, Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Innsbruck, sprach in einem Leserbrief von einer „unfairen ‚Hinrichtung‘ eines Kollegen“ und protestierte gegen „diese Art der Darstellung“. Wichtig war jedoch, dass die Kontroverse dazu beitrug, eine dendrochronologische Untersuchung in Auftrag zu geben. Das Ergebnis verkündete der Bürgermeister am 17. Mai 1996: Demnach wurde das für den Dachstuhl verwendete Holz im Winterhalbjahr 1497/1498 geschlägert. Freilich änderte dies weder etwas an den grundsätzlichen Überzeugungen der Opponenten noch am offiziellen Termin der Jubiläumsfeier (15. Juni 1996).

Letztlich ist klar, dass die Entstehung des Goldenen Dachls über mehrere Jahre hinweg erfolgte und aufgrund der unzulänglichen Quellenlage nicht auf einen präzisen Zeitraum festgelegt werden kann. Immerhin steht mit dem Jahr 1500 ein Termin zur Verfügung, für den die Fertigstellung des Freskenschmuckes und die Golddeckung belegt werden können. Insofern wird man den nach Abschluss der Kontroverse veränderten Text auf der offiziellen städtischen Tafel am Denkmal akzeptieren, wonach das Goldene Dachl „als Auftragswerk unter Kaiser [sic!] Maximilian I. von Niclas Turing d. Ä. errichtet und laut Inschrift im Jahre 1500 fertiggestellt“ wurde.

Dennoch ist auch nach Ende der Debatte eine Reihe von Fragen bis zum heutigen Tag ungeklärt geblieben. Muss von einer Auswechslung des Wappenfrieses nach 1508 ausgegangen werden oder lässt sich das Kaiserwappen auch als Anspruch deuten? Schließen die heraldischen Argumente Hyes tatsächlich einen Baubeginn nach 1496 aus? Wie ist das große Wandgemälde in der Loggia zu interpretieren – bezieht sich die Darstellung auf konkrete historische Personen? Das den Brüstungsreliefs unterlegte Schriftband beflügelt immer wieder die Phantasie und lässt – ganz abgesehen von absurden Deutungsversuchen – viele vermuten, dass es sich nicht nur um Zierrat handeln könne (freilich wird sich dies schon aufgrund des Umstandes, dass die hebräischen Buchstaben keine zusammenhängenden Worte ergeben und die hebräisierenden Buchstaben sich per definitionem einer klaren Deutung entziehen müssen, wohl niemals definitiv feststellen lassen). Offen bleibt schließlich auch die Frage nach Zweck und Anlass. Ältere Überlegungen, dass der Erker als Zuschauerloge errichtet worden sei, um von hier aus Turniere und Festlichkeiten auf dem Stadtplatz zu beobachten, sind aufgrund der geringen Breite der Loggia und der Höhe der Brüstung wenig plausibel. Während nicht mit Sicherheit feststeht, ob

das Goldene Dachl tatsächlich als „Hochzeitserker“ konzipiert wurde, so entbehren jene spekulativ gewonnenen Überlegungen, wonach das Gebäude aus Anlass der „Zeitenwende“ entstanden und Sinnbild für das „Goldene Zeitalter“ sei, „das sich Maximilian I. mit dem Anbruch der ‚Neuzeit‘ unter der Führung der Habsburger erhofft“ habe, jeglicher Plausibilität. Dass aber das Goldene Dachl Zwecken der fürstlichen Repräsentation diene, die in vielerlei Hinsicht im Mittelpunkt aller Überlegungen Maximilians stand, dürfte in jedem Fall keinem Zweifel unterliegen. Offenbar war dies durchaus von Erfolg gekrönt, denn im 1558 gedruckten Tiroler Landreim des Gerold Rösch von Geroldshausen ist zu lesen: „Das guldin Dach gar wol bekhandt / sein Ruemb erschollen in weytte Lanndt.“

## Tirol und Maximilian

Anlässlich der Feierlichkeiten im Jahr 1996 hat die Stadt im Gebäude des Goldenen Dachls mit dem „Maximilianeum“ (seit 2007 „Museum Goldenes Dachl“) ein dezidiert dem Initiator des Prunkerkers dienendes Museum eröffnet. Nicht zufällig wurde damit neben dem Zeughaus und dem Grabmal in der Hofkirche ein weiterer Erinnerungsort für jenen Habsburger geschaffen, dessen Andenken wie jenes keines anderen Fürsten so tief in Tirol verwurzelt und so positiv besetzt ist. Bedingt durch die Abdankung Erzherzog Sigmunds (1490) waren Tirol und die Vorlande die ersten von Maximilian erworbenen österreichischen Länder. Dies trug entscheidend dazu bei, dass die Bindung des Fürsten an Tirol zeit seines Lebens sehr eng und durchaus von Emotionen getragen war, auch wenn sich angesichts der immer neuen Steuerforderungen und der vielen Kriegszüge im Laufe der Zeit die Beschwerden seitens der Tiroler Stände häuften. Dennoch: Für den Herrscher war Tirol äußerst attraktiv, und mehrere Gründe trugen dazu bei, dass er dieses Land zum Zentrum seiner Herrschaft machte. So boten sich für den begeisterten Jäger gerade hier ausgezeichnete Möglichkeiten, seiner Leidenschaft nachzugehen. Jörg Kölderer hielt die Freizeitaktivitäten des Herrschers mehrfach im Bild fest und porträtierte Maximilian bei der Gämsenjagd und beim Fischfang. Mehr noch aber war die günstige Lage Tirols zwischen West und Ost und vor allem zwischen Nord und Süd von Bedeutung, nahm dieses Land doch eine Mittelposition zwischen den östlichen habsburgischen Ländern und den vordesterreichischen, sowie vor allem den durch das burgundische Erbe angefallenen Besitzungen ein. Außerdem fiel insbesondere die Nähe zu Italien, zu den Fürsten des Reiches und nicht zuletzt zu den in Augsburg sitzenden Financiers ins Gewicht. An erster Stelle schlug wohl die Finanzkraft Tirols zu Buche, und wiederholt konnte Maximilian in seinen zahlreichen Kriegen auf Unterstützung hoffen – die Verhandlungen mit den Tiroler Landständen gestalteten sich weit weniger

schwierig als jene in den östlichen österreichischen Ländern, wo Maximilian sich mit mächtigen Landherren konfrontiert sah; auf diesem Weg avancierte Tirol zur „finanziellen Hauptstütze seiner ganzen Politik“ (Wiesflecker).

All diese Gesichtspunkte trugen dazu bei, dass Tirol „zeitweilig in den Mittelpunkt der österreichischen Länder, des Reiches und der habsburgischen Kaiserpolitik“ trat. Innsbruck wurde neben Augsburg zum häufigsten Aufenthaltsort und Sitz der oberösterreichischen Verwaltungsbehörden. Dementsprechend kümmerte sich der Herrscher um die Gestaltung seiner Residenzstadt, er ließ Straßen pflastern, Tore neu gestalten und den „Mitterhof“, die alte Residenz Sigmunds, für seine Gemahlin zur Hofburg ausbauen, und der Hof war Auftraggeber namhafter Künstler. Gleichzeitig wurde Innsbruck eine Zentrale des weitverzweigten Nachrichten- und Postnetzes, und aufgrund Maximilians Begeisterung für Turnier, Waffenhandwerk und Artillerie erhielt hier auch das Rüstungshandwerk einen gewissen Schwerpunkt. Gerade während der vielen Italienzüge bildete Tirol „Schatzkammer, Waffenschmiede, Zeughaus und Aufmarschraum“ zugleich. Seit 1500 schmiedete er auch Pläne für sein monumentales Grabmal, das zwar ursprünglich für die St. Georgs-Kapelle in der Wiener Neustädter Burg vorgesehen war, aber in Innsbruck in Auftrag gegeben wurde. Die 28 überlebensgroßen Erzstandbilder verblieben letztlich in Innsbruck, wo sie als „Schwarze Mander“ 1585 in der eigens dafür errichteten Hofkirche rund um das leere Grabmal aufgestellt wurden. „Sie haben das Gedächtnis des Kaisers in Tirol auf besondere Weise festgehalten“ (Wiesflecker).

Die Vorzüge Tirols strich Maximilian wiederholt heraus und er sparte nicht mit Lob. Tirol verglich er mit einem „guten Bauernrock, der warm halte, eine Geldbörse, in die man immer wieder greifen könne“ (Wiesflecker). Der Herrscher trug sich sogar mit dem Gedanken, dem Land Tirol die Würde eines Kurfürstentums zu übertragen, wohl um die kurfürstliche Opposition zu schwächen. Wenn auch dieses Vorhaben misslang, so vermochte er das Land doch in seinen Grenzen maßgeblich zu erweitern und damit auch zu stärken: Das Görzer Erbe mit Osttirol und dem Pustertal kam 1500 zu Tirol, 1504 folgten nach dem Bayerischen Erbfolgekrieg die Unterinntaler Gerichte Kufstein, Kitzbühel und Rattenberg, und als Resultat des Brüsseler Friedens von 1516 wurde das bis dahin venezianische Cortina d’Ampezzo zu Tirol geschlagen – damit waren die Grenzen für Jahrhunderte festgelegt. Wenn auch die Reformversuche Maximilians insgesamt Stückwerk blieben, so bestimmten einige administrative Maßnahmen doch die künftige Entwicklung; das Landlibell von 1511 sollte während der gesamten frühen Neuzeit die Grundlage zur Steuererhebung bilden. Es war demnach eine Reihe von Elementen, die zur intensiven Erinnerung an den Habsburger beitrug, wie sich dies ebenso an der literarischen Gestaltung des Maximilian-Stoffes zeigt; einzelne hochdramatische Legenden – wie etwa das Abenteuer in der Martinswand – unterstützten die Memoria.

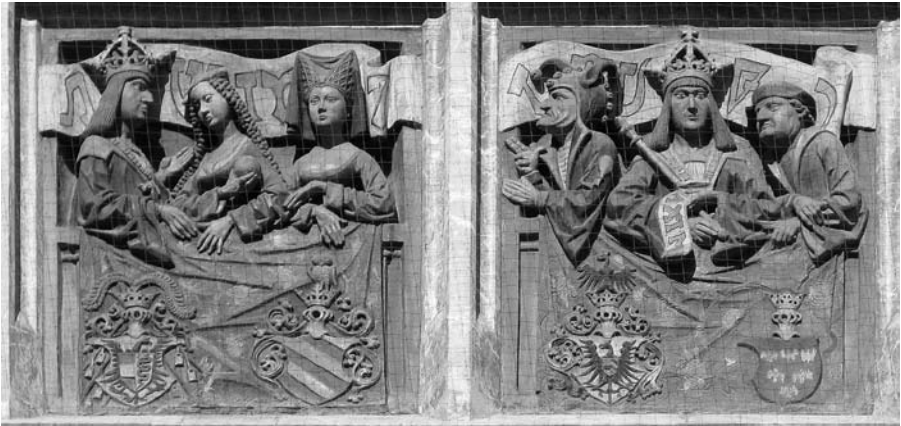


Abb. 3: Das ist ein Blindtext. Das ist ein Blindtext xxxxxxx Das ist ein Blindtext. Das ist ein Blindtext xxxxxxx

Wenn die vergoldeten Schindeln am Goldenen Dachl auf sagenhaften Reichtum des Herrschers verweisen sollten, dann war es doch auch eine Tatsache, dass Maximilians Kassen angesichts der ungemein großen Ausgaben oft genug leer waren, so dass Finanznot geradezu als Charakteristikum für seine Regierungszeit gelten darf. Nicht nur die zahlreichen Kriege verschlangen ungemein viel Geld, auch großzügige Aufwendungen aus Anlass von Feierlichkeiten und für Prestigezwecke schlugen zu Buche; bezeichnend ist der Ausspruch Maximilians, die Habsburger hätten schon immer mehr „durch Freigebigkeit gewonnen, als andere mit Sparen“. Umso verständlicher wird die enge Bindung des stets geldbedürftigen Herrschers an das finanzstarke Tirol, das immer wieder die Hauptlast zu tragen hatte: Allein im Zeitraum von 1505–1515 brachte Tirol um die 2 Millionen Gulden Kriegshilfe auf, während alle anderen österreichischen Länder zusammen nur etwa 1 Million leisteten. Dass Tirol in der Lage war, derartige Beträge aufzubringen, war ausschließlich in den reichen Bergschätzen begründet, und Maximilian bemühte sich, diese bestmöglich für seine Zwecke zu nutzen. Nicht zufällig fällt unter die ersten Regierungshandlungen Maximilians in Tirol die Verkündung einer neuen Bergwerksordnung für Schwaz, und scherzhaft wies der Herrscher einmal gegenüber den Reichsständen darauf hin, es sei ein glücklicher Umstand, dass „seine Schätze größtenteils in den Bergen verborgen lägen und schwer zu fördern seien, denn sonst würde er sie sämtlich für das Reich hingeben haben“ (Wiesflecker). Die hohen Einnahmen aus den Bergwerken machten es möglich, gegen Verpfändung der Einkünfte laufend Darlehen bei reichen Bankiers – insbesondere bei den Fuggern – aufzunehmen, und dieses Kapital sollte nicht nur praktisch Grundlage für alle größeren kriegerischen Unternehmungen sein, sondern auch eine entscheidende Rolle bei der zukunftssträchtigen

habsburgisch-ungarischen Doppelhochzeit von 1515 ebenso wie bei der Wahl seines Enkels Karl zum Nachfolger als römisch-deutscher König 1519 spielen.

## Der Bergbau-Boom

Ein heute beim Goldenen Dachl befindlicher Wappenstein Erzherzog Sigmunds weist freilich darauf hin, dass schon der Vorgänger Maximilians Profit aus dem Bergsegen zu ziehen vermochte: *Sum dux ille pius, Scipio velut alter amicis / Aere salutiferam do pietatis opem ...* („Ich bin ein bekanntlich gütiger Fürst, den Freunden gleichsam ein zweiter Scipio / Mit meinem Erze gewähre ich gütige Hilfe ...“). Tatsächlich wurden während seiner Regierungszeit (1439/1446–1490) aus den Bergwerken bereits große Mengen an Silber und Kupfer gefördert, die eine spendable und verschwenderische Politik möglich und süddeutsche Handelshäuser auf die Schätze aus den Bergen aufmerksam machten. Die Anfänge des Bergbau-Booms fallen jedoch in die Regierungszeit seines Vaters, Herzog Friedrich IV. (1404/1406–1439), der nicht so arm war, wie es sein Beiname „mit der leeren Tasche“ vermuten lassen könnte.

Wenn es auch Bergbau in einem gewissen Umfang selbstverständlich bereits in früheren Zeiten gegeben hatte, so ist die Boomphase doch eine Sache des 15. Jahrhunderts. Einer späteren, sagenhaften Überlieferung nach soll 1409 eine Magd oberhalb von Schwaz, beim Kogelmoos, beim Hüten des Almviehs einen Stier beobachtet haben, wie er mit seinen Hörnern den Boden aufwühlte und glänzendes Gestein freilegte; die späteren Falkensteiner Stollennamen „Kandlerin“ und „St. Jakob am Stier“ seien darauf zurückzuführen. Aus den verfügbaren Quellen lässt sich freilich kein konkretes Datum ermitteln, wohl aber geht daraus hervor, dass in Schwaz erst in den 1420er-Jahren mit gewissem Erfolg geschürft wurde, wobei zu diesem Zeitpunkt dieses Revier noch klar im Schatten von Gossensaß bei Sterzing (Schneeberg) stand. In jedem Fall finden sich mehrere Hinweise darauf, dass sich gegen Ende des zweiten Jahrzehnts des 15. Jahrhunderts die Suche nach den begehrten Bergschätzen intensivierte, die vom Fürsten alsbald gefördert wurde, beanspruchte er doch einen Anteil am Ertrag des Bergbaus: 1419 bevollmächtigte er seinen Kanzler Ulrich Putsch, alle Verleihungen zur Ausbeutung der Schätze an Edelsteinen, Gold, Silber, Kupfer und Blei in seinem Namen durchzuführen,

„wann manigerlai ertz vnd bergkwerckh in der grafenschaft Tirol, an der Etsch und im Innthal sind vnd teglich funden werden, die aber manigerlay lewt haimlich vnd offenlich arbeiten vnd die in solher mass nicht bestehen, daz vns vnsre recht als ainem landsfursten dauon werden mugen.“



Als landesfürstliche Rechte wurden bereits zu diesem Zeitpunkt „Fron“ und „Wechsel“ aufgezählt. Entsprach die Fron dem zehnten Teil des gewonnenen Roherzes, so wurde der Wechsel vom ausgeschmolzenen Silber eingehoben.

Möglicherweise hatten also Zufallsfunde zu einer Art unkontrolliertem „Goldrausch“ geführt, weshalb der Landesfürst daran ging, das unregelmäßige Vorgehen in seinem Sinne zu gestalten. Erst jetzt nahm der Bergbau einen sprunghaften Aufschwung, nahezu überall wurde Erz gesucht und vielfach auch gefunden. Am ertragreichsten war zunächst der Bergbau zu Gossensaß. Seit 1423 berichten Quellen über den Abbau, alsbald wachte ein landesfürstlicher Amtmann vor Ort über die Wahrung der Rechte des Herzogs, und 1427 wurde schließlich nach dem Vorbild des Schladminger Bergbriefes (1408) eine Bergordnung erlassen, die gleichzeitig auch für alle anderen Bergwerke in der Grafschaft Tirol Geltung haben sollte. Zum Jahr 1426 liegt eine erste Abrechnung über die landesfürstlichen Einkünfte aus den bei Gossensaß abgebauten Erzen vor, die einen beträchtlichen Reingewinn von mehr als 8000 Gulden auswies, was immerhin mehr als 10 % der für dieses Rechnungsjahr angeführten Gesamteinnahmen des Fürsten ausmachte.

Für Schwaz sind seit 1427 landesfürstliche Verleihungen belegt, und eine erste, leider nicht erhaltene Abrechnung über die Schwazer Silberproduktion datiert zum Jahr 1434; in den Rechnungsbüchern aber werden stets nur Einkünfte aus Gossensaß verbucht. Erst nach dem Tod Herzog Friedrichs IV. setzte ein rasanter Aufschwung in Schwaz ein, und durch die Menge der hier bereits um die Mitte des 15. Jahrhunderts geförderten Erze wurden alsbald alle anderen Tiroler Bergwerke weit in den Schatten gestellt. Erstmals ist zum Jahr 1456 ein Vertrag mit der Augsburger Gesellschaft Ludwig Meuting belegt, die Sigmund ein Darlehen von 35000 Gulden gegen Überlassung des in Tirol erzeugten Silbers gewährte. Spätestens seit den 1470er-Jahren wurde Schwaz aufgrund seiner Silberschätze europaweit bekannt, und seit diesem Zeitraum sind auch die rasch ansteigenden Produktionszahlen überliefert: Zwischen 1460/1470 und 1529 wurden aus den Stollen der Alten Zeche 200 t Silber und etwa 14.000 t Kupfer erwirtschaftet, vom Ringenwechsel 220 t Silber und 15.000 t Kupfer und vom Falkenstein, dessen Stollen und Strecken sich über eine Gesamtlänge von 76,5 km hinzogen, bis 1525 590 t Silber und mehr als 43.000 t Kupfer. Die Erze enthielten also einen weit größeren Anteil an Kupfer, das freilich rund 250 mal weniger wert war als das begehrte Silber. Um 1500 lieferten die Tiroler Bergwerke jährlich 100.000–150.000 Gulden an Fron, Wechsel- und Vertragsgeldern in die landesfürstliche Kammer, und insgesamt machten die Einkünfte aus dem Bergbau etwa die Hälfte der jährlichen Gesamteinnahmen aus. Im Jahr 1523 sollte die Silberproduktion einen absoluten Höhepunkt erreichen: Damals wurden 15695 kg Silber (und über 1098 t Kupfer) gewonnen und damit 62 % der Silberproduktion der fünf führenden europäischen Reviere erwirtschaftet; alles in allem wurde im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts



in Schwaz mehr als die Hälfte des in diesen fünf Revieren erschmolzenen Silbers produziert. Angesichts solcher Zahlen verwundert es nicht, dass an bergmännischem Know-how aus Tirol in ganz Europa Interesse bestand.

Allein am Falkenstein waren 1526 4576 Knappen und sonstige Arbeiter tätig, für Schwaz wird man insgesamt von ca. 10.000 Beschäftigten ausgehen müssen, und noch weit größer war die Anzahl jener, die indirekt vom Bergsegen profitierten, denn die Kaufkraft der Bergleute war ein immens wichtiger Faktor für die einheimische Wirtschaft: Die Bauern steigerten die Produktion, und die Handwerker hatten für den Bedarf der Bergwerke an Gerätschaften und Materialien zu sorgen. Die Vermittlung dieser Güter erfolgte durch Händler, die letztlich die größten Gewinne erzielten. Aber auch die Regierung war gefordert und hatte eine Fülle von neuartigen Problemen zu lösen, wie Fragen der Unterbringung, der Lebensmittelversorgung und der Hygiene. Überdies hatte man sich mit Lohnforderungen auseinanderzusetzen und Arbeitszeitregelungen durchzuführen. Die Erschließung der reichen Schwazer Silbervorkommen seit der Mitte des 15. Jahrhunderts war im Übrigen auch ausschlaggebend dafür, dass die Münzstätte im Jahr 1477 von Meran nach Hall verlegt wurde. Die hier unter Sigmund geschlagenen Silbermünzen sollten als im böhmischen Joachimsthal nachgeahmte „Taler“ dem Dollar den Namen geben.

Das Bedürfnis, zur Steigerung der Produktion in immer größere Tiefen vorzudringen, führte allmählich zur Verdrängung der Gewerken der ersten Stunde, da immer mehr Kapital zu investieren war. Und so ging um 1500 die Zeit der einheimischen Gewerken, die vielfach der reichen Händlerschaft der Tiroler Städte angehört hatten, zu Ende; sie wurden durch einige wenige kapitalkräftige Augsburger Gesellschaften, allen voran die Fugger, abgelöst. Nachdem Ulrich Fugger 1488 Erzherzog Sigmund ein erstes Darlehen von 150.000 Gulden gegen Überlassung der Schwazer Silberproduktion gewährt hatte, wurde die erfolgreiche Augsburger Familie vor allem für Maximilian unentbehrlich. Als die Produktivität in den größeren Tiefen und aufgrund der technischen Probleme (wie etwa zunehmende Wassermengen) jedoch spürbar nachließ und eine Gesellschaft ihre Anteile 1557 an den Landesfürsten verkaufte, entstand daraus der „Österreichische Berg- und Schmelzwerkshandel“, und dieser landesfürstliche Bergwerksbetrieb hatte schließlich seit 1575 praktisch nur noch die Fugger als Konkurrenten. Europäische Geltung kam dem Schwazer Bergbau allerdings nur noch bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts zu. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war die Produktion immer noch beträchtlich, denn zwischen 1560 und 1605 wurden 214 t Brandsilber und 15.700 t Kupfer gewonnen. Eine stark rückläufige Tendenz war freilich unübersehbar, und dies ließ die Anzahl der Bergknappen deutlich sinken: Zum Jahr 1606 finden sich nur mehr 1500 Beschäftigte. Zu diesem Zeitpunkt führten die Fugger den Betrieb nur aus dem Grund weiter, weil sie keinen Käufer fanden, schließlich gingen ihre Anteile 1657 ohne Entschädigung an den Landesfürsten über. Dass der nunmehr rein staatliche Betrieb noch bis 1827 fortgeführt

wurde, hängt auch mit dem Bemühen zusammen, den Knappen ihren Arbeitsplatz zu erhalten. Ab 1856 erfolgten Versuche zur Wiederbelebung durch einen privaten Bergwerksverein. 1912 erfolgte die erneute Einstellung des staatlichen Bergbaus, während sich der Bergwerksverein bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs um die Aufrechterhaltung eines kleinen Betriebs bemühte. Schließlich engagierten sich auch die Montanwerke Brixlegg am Falkenstein. Diese bauten allerdings kein Silber mehr, sondern seit 1957/1958 nur noch Dolomit zur Schottergewinnung ab.

## Das weiße Gold

Unter Maximilian führen die Rechnungsbücher jährliche Erträge aus der Haller Saline von ca. 10.000 Gulden an, was nur etwa einem Zehntel der Einnahmen aus dem Erzbergbau entsprach. Zu bedenken ist aber, dass die Landesfürsten die Saline quasi als Bank nutzten, an die Zahlungsanweisungen aller Art übermittelt wurden. Der zuständige Amtmann hatte eine ganze Serie von landesfürstlichen Schuldscheinen zu begleichen, sodass die tatsächlichen Erträge aus der Salzproduktion um ein Vielfaches höher zu veranschlagen sind, als die in den Rechnungsbüchern ausschließlich ausgewiesenen Nettogewinne. Tatsächlich stellte die Saline über Jahrhunderte hinweg eine der verlässlichsten Einnahmequellen dar, denen die Landesfürsten daher stets große Aufmerksamkeit widmeten. Da die Erzeugung des „weißen Goldes“ bereits im 13. Jahrhundert einsetzte, kamen die hier gemachten Erfahrungen – insbesondere hinsichtlich der problematischen Holzversorgung der auf diesen Rohstoff in großem Ausmaß angewiesenen Bergwerke – dem Silber- und Kupferbergbau des 15. Jahrhunderts zugute, und letztlich sollte das Haller Salz noch von Bedeutung sein, als die Blütezeit von Schwaz längst vorüber war.

Dass das in unmittelbarer Nähe zu Innsbruck liegende Hall im Jahre 1303 zur Stadt erhoben wurde, war letztlich der Entdeckung von Salzlagerstätten im Halltal ein halbes Jahrhundert zuvor zu verdanken. Nahe am Innufer entstand ein Sudhaus, in dem die Sole in Pfannen ausgekocht wurde, und im Umkreis bildete sich allmählich eine Siedlung aus, für deren wirtschaftlichen Werdegang die Salzproduktion in vielfacher Weise Ausgangspunkt war. Für das Auskochen der Sole benötigte man riesige Mengen an Holz, das vorwiegend innabwärts nach Hall geflößt wurde. Zum Auffangen der Holzstämmen dürfte man bereits im 13. Jahrhundert einen Holzrechen quer über den Inn errichtet haben, und dies führte automatisch dazu, dass der Haller Hafen nunmehr zum Endpunkt der Innschiffahrt und die Stadt zum bedeutenden Umladeplatz wurden – ein Umstand, der von größter Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung Halls werden sollte.

Für den Landesfürsten hatten die Einnahmen aus dem Salzbergbau seit Meinhard II. grundlegende Bedeutung – sie waren ein stabiler Faktor im landesfürstli-

chen Budget, und aufgrund der hier in großem Umfang vorhandenen Bargeldmengen wurde der Amtmann zum ersten Adressaten der Fürsten, wenn es um die Bezahlung von Ausgaben aller Art ging. Der hohe Stellenwert der Haller Salzerzeugung zeigt sich auch in der Konkurrenzsituation zu weiteren alpinen Salinen. 1410 begründeten die Herzoge von Bayern ihren kriegerischen Einfall in Tirol sogar mit dem nach Österreich verhandelten Haller Salz, welches das Reichenhaller Salz konkurrenzierte, und aus diesem Grund legten die Bayern damals besonderen Wert auf die Zerstörung der Röhren, die die Salzsole nach Hall transportierten. Die Gründung von neuen Salinen in den Nachbarregionen (z. B. im Gebiet der heutigen Schweiz) im Laufe der Frühen Neuzeit führte allerdings zu Absatzproblemen, und zeitweilig mussten sogar zwei der vier Sudpfannen außer Betrieb genommen werden. Hatte die Saline in ihrer Blütezeit etwa 700 Personen beschäftigt, so waren es 1628 nur noch 480. Bereits 1617 waren Klagen über den starken Rückgang in der Salzherstellung laut geworden, und insgesamt sank die Salzproduktion von etwa 16.800 t um 1600 auf ca. 9.500 t im Jahr 1670. Im 19. Jahrhundert war der Absatz bereits fast ausschließlich auf das Inland beschränkt. Zur Ankurbelung des Fremdenverkehrs wurde 1930 ein städtisches Kurhaus errichtet, und der Name der Stadt wurde in diesem Zusammenhang 1938 in „Solbad Hall“ geändert. Wegen mangelnder Rentabilität erfolgte aber schließlich 1967 die Einstellung der Salzerzeugung durch die Generaldirektion der Österreichischen Salinen, und als offizieller Name dient daher seit 1975 wieder das einfache „Hall“.

## **Bergbau und Gegenwart**

Im späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit wurde in Tirol an vielen Orten Erz abgebaut. Neben Schwaz und Gossensaß wären etwa auch Kitzbühel, Klausen, Taufers oder Primiero im heutigen Trentino zu nennen, wo für kürzere oder längere Zeit beträchtliche Erträge erzielt wurden. Dazu kamen viele kleinere Gruben, die in der frühen Neuzeit in insgesamt 13 Bergwerksdistrikten zusammengefasst waren. Nach einer zumeist kürzeren Blütezeit erfolgten im 18. oder 19. Jahrhundert vielfach Versuche, mit Hilfe neuer technischer Methoden den Bergbau zu reaktivieren, sodass manchenorts die Suche nach den Erzen bis ins 20. Jahrhundert fortgeführt wurde. Vor allem in solchen Bergbauorten blieb die enge Verbindung zum Bergbau erhalten oder im Bewusstsein verankert. Dazu trat die Schaffung von Schaubergwerken, die als Erlebniswelten gestaltet wurden und dazu beitragen sollten, die vergangene Welt der Knappen in Erinnerung zu rufen. Zu erwähnen sind Schaubergwerke etwa in Zell am Ziller, in der Wildschönau, in Fügen und Jochberg, die Knappenwelt in Imst sowie fünf Erlebniswelten bzw. Bergbaumuseen in Südtirol. Von besonderer Bedeutung ist das 1988 gegründete und anlässlich der Landesausstellung von 1990

eröffnete Schwazer Schaubergwerk, dessen Entstehung einer aus Schwazer Bürgern zusammengesetzten privaten Gesellschaft zu verdanken ist. Es führt den Besucher 800 m in die Tiefe und wird aufgrund der kühlen Temperaturen gerade für einen heißen Sommertag als Abkühlung, aber auch als Schlechtwetter-Programm sowie aufgrund der pollenfreien Luft als ideal für Asthmatiker und Allergiker angepriesen.

Dieses Interesse am Bergbau und seiner Musealisierung ist europaweit zu beobachten und entspricht einer recht jungen Entwicklung. Denn die insgesamt in Tirol und Südtirol betriebenen 16 Bergbaumuseen, Besucherbergwerke und Erlebniswelten, wozu sich noch 3 stillgelegte Schaubergwerke gesellen, wurden nahezu ausnahmslos (älteren Datums ist einzig und allein das bereits 1929 ins Leben gerufene Bergbaumuseum in Hall) in den letzten 20 Jahren eröffnet. Dies lässt darauf schließen, dass die Bergmannsarbeit in besonderem Maß identitätsstiftend gewirkt hat. Deutlich erkennen lässt sich dies etwa an den Geleitworten des Schwazer Bürgermeisters zum Ausstellungskatalog anlässlich der von Mai bis Oktober 1990 im Schwazer Franziskanerkloster und im frisch eröffneten Schaubergwerk abgehaltenen Landesausstellung. Er wies darauf hin, dass „kirchliche Bauten ... und die gewaltigen Gewerkehäuser“ von der Blütezeit lebendiges Zeugnis ablegten, die Schwaz, dessen Wappen seit der Stadterhebung des Jahres 1899 zwei gekreuzte Bergmannshämmer im silbernen Feld zeigt, „jetzt noch Stil und Aussehen“ gäben. „Ist es da ein Wunder, wenn die Schwazer auf diese Zeit stolz sind und sich ihrer gerne erinnern?“ Tatsächlich gilt auch für andere Bergbauorte, dass Kirchen und Kapellen sowie mächtige, teils in öffentlicher Nutzung stehende ehemalige Gewerkehäuser auf Schritt und Tritt an die ehemalige Blütezeit erinnern, ganz zu schweigen von den weithin sichtbaren Grubenlöchern und Bergbauhalden.

Lässt sich die gezielte Schaffung von Erinnerungsorten mit der besonders prägenden und identitätsstiftenden Bergmannsarbeit erklären, die selbst über das ökonomische Ende des Bergbaus hinaus wirksam blieb, so nahm doch parallel zum dramatischen Rückgang der wirtschaftlichen Bedeutung die gesellschaftliche Akzeptanz drastisch ab. In besonderer Weise wurde dies am 10. Juli 1999 deutlich, als sich am frühen Nachmittag aus der Westflanke des Eiblschrofen bei Schwaz eine Wand zu lösen und talwärts zu stürzen begann; dies war der Auftakt zu einer Serie von Felsstürzen, die über mehrere Wochen hinweg anhielt: „Mehrere tausend Kubikmeter Gesteinsmaterial stürzten in die Tiefe, rissen zwei Schneisen durch den Schutzwald, zerfielen zu Geröll und kamen oft erst knapp oberhalb von bewohntem Gebiet zum Stillstand“. Noch am Abend wurden 55 Häuser evakuiert, tags darauf die Sperrzonen ausgedehnt und insgesamt 250 Personen ausgesiedelt. Trotz der vorausgehenden intensiven Niederschläge und der an sich bereits gegebenen, natürlichen Steinschlaggefahr machten eine Bürgerinitiative und auch die Stadtgemeinde die Montanwerke mit ihrem Abbau von Dolomitschotter für den Felssturz verantwortlich, während die Betreibergesellschaft natürliche Ursachen sowie auch die Auswir-

kungen des historischen Bergbaus ins Treffen führte. Die Fronten verhärteten sich, und die Bergbaukritiker verlangten die Einstellung des Abbaus. Schließlich gaben die Montanwerke nach und stellten den Bergbau ein. Schwaz ging damit seines Beinamens „Knappenstadt“ verlustig, und im Dezember 1999 verhüllten die Bergleute die Statue ihrer Patronin, der hl. Barbara, mit einem schwarzen Trauerflor. Nach der Errichtung von zwei massiven Schutzdämmen durften die letzten Familien nach einem knappen halben Jahr in ihre Häuser zurückkehren. Eine ursprünglich intendierte rasche Klärung der Schuldfrage erfolgte freilich nicht, und daher gibt es bis zum heutigen Tag keine Gewissheit über die Ursachen. Noch anlässlich des zehnten Jahrestages des Felssturzes führte jedenfalls der Bürgermeister die Beruhigung des Berges „auf die Einstellung des Bergbaus“ zurück.

Hat also die Wahrnehmung des Bergbaus durchaus ambivalenten Charakter, so trägt doch die Fülle an Monumenten und Erinnerungsorten dazu bei, dass bei vielen Tirolern die ehemalige Blütezeit der Silbergewinnung im Bewusstsein ist. Markante Gebäude weisen zudem darauf hin, dass dem Land gerade in der Zeit Maximilians überdurchschnittliche Bedeutung zukam. Geradezu zwangsläufig wurde anlässlich des Streits um die Jubiläumsfeierlichkeiten für das Goldene Dachl in den Medien auch die Hauptstadtfrage debattiert. Kann man Innsbruck unter Maximilian als Hauptstadt des Römisch-Deutschen Reiches bezeichnen? Durchaus lässt sich diese Frage mit einem „Ja“ beantworten (Wiesflecker), aber auch mit einem klaren „Nein“ (Hye). Dass man triftige Argumente für beide scheinbar so widersprüchliche Standpunkte liefern kann, ist freilich in der Debatte vor 15 Jahren nicht zu vermitteln gewesen.

### Weiterführende Literatur:

- Bartels, Christoph / Bingener, Andreas, Der Bergbau bei Schwaz in Tirol im mittleren 16. Jahrhundert („1556 Perkwerch etc.“ Das Schwazer Bergbuch, 3. Bd.), Bochum 2006.
- Bodner, Reinhard / Haider, Margret, Der Bergbau und seine Kritik. Zu ihrer kulturellen Ambivalenz am Beispiel der Felsstürze am Eiblschorfen, in: Der Anschnitt 59/60 (2008) 248–265.
- Morscher, Lukas, Der verschobene Blick. Gedanken zur Wahrnehmung des Goldenen Dachl? Ist es ein Erker? Ein Söller? Ein Balkon? Eine Altane?, in: Tirol zwischen Zeiten und Völkern. Festschrift für Helmut Gritsch zum 60. Geburtstag, hg. von Eugen Thurnher (Schlern-Schriften 318), Innsbruck 2002, 141–150.
- Hall in Tirol. Stadtbuch, hg. von der Stadtgemeinde Hall in Tirol, Innsbruck <sup>2</sup>1996.
- Wiesflecker, Hermann, Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit, 5 Bde., Wien 1971–1986.

## 4. `S Anderl von Rinn. Landesbewusstsein und Judenfeindschaft

Im Jahr 1475 begann in Trient eines der größten Medienereignisse des ausgehenden Mittelalters. Am Gründonnerstag dieses Jahres verschwand im deutschen Viertel der Stadt Trient der zwei- oder dreijährige Simon Unferdorben. Sein Leichnam wurde drei Tage später, am Ostersonntag, von dem Juden Samuel in einem Rinnsal, das durch den Keller seines Hauses floss, entdeckt und der städtischen Obrigkeit gemeldet. Schnell gerieten die Trienter Juden in den Verdacht, das christliche Kind umgebracht zu haben. Einige von ihnen wurden sofort festgenommen und im festungsähnlichen Bischofspalast eingesperrt. Unter der tatkräftigen Mitwirkung des Bischofs der Stadt begann ein aufsehenerregender Prozess, in dem die beteiligten Juden gefoltert und zum „Geständnis“ gezwungen wurden, das Christenkind entführt und langsam zu Tode gequält zu haben. Vierzehn Trienter Juden wurden am Ende des Prozesses verurteilt und hingerichtet. Durch Erzählungen, Predigten, Briefe und Traktate verbreitete sich die Kunde vom angeblichen Ritualmord rasch in Nord und Süd. Sogar der Buchdruck im Altiroler Raum begann mit dem Thema: Das älteste im Land im Gebirge gedruckte Buch ist eine illustrierte Martergeschichte, veröffentlicht im September 1475.

### Ritualmordanklagen und Judenfeindschaft

Vor den Ereignissen lebten in Tirol und im Trentino nur wenige jüdische Familien, viel weniger als in den großen Judengemeinden der rheinischen Bischofsstädte, in Prag, Wien, Venedig oder anderen Städten Mitteleuropas und Italiens. Ihre Spuren lassen sich bis in die Zeit Meinhards II. zurückverfolgen, der gegen Ende des 13. Jahrhunderts das Land regierte und sich dabei auch auf jüdische Zolleinnehmer und Münzmeister stützte. Während des 14. Jahrhunderts, als die Pest und andere Krisen in vielen Teilen Europas zu Judenverfolgungen führten, scheint die Zahl der Juden im Land im Gebirge äußerst bescheiden geblieben zu sein. Erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts dürfte ihre Zahl etwas zugenommen haben. Darauf deuten die Judenordnungen hin, die um 1400 vom Brixner Bischof und dem Tiroler Landesherrn erlassen wurden und relativ freizügige Bestimmungen hinsichtlich der Juden enthalten. Vor allem in den Städten südlich des Brenners,

in Brixen, Bozen und Trient, entstanden kleine jüdische Gemeinden. Aber auch in Innsbruck existierte seit 1405 eine Judengasse. Im damaligen Wirtschaftsleben spielten die Juden jedoch keine herausragende Rolle, wenngleich einige von ihnen im Geldgeschäft tätig waren und erstmals im Laufe des 15. Jahrhunderts auch Klagen über die hohen Zinsen, die jüdische Geldverleiher angeblich forderten, vorgebracht wurden.

Das Zusammenleben von Christen und Juden hatte sich im späten Mittelalter generell verschlechtert. Auf dem Vierten Laterankonzil 1215 hatte die Kirche das Tragen von Erkennungszeichen auf der jüdischen Kleidung für verbindlich erklärt. Aus den westeuropäischen Königreichen England und Frankreich wurden die Juden ausgewiesen. In den deutschen Städten entstanden die ersten Ghettos, in denen Juden abgesondert von den Christen lebten. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts häufte sich die Zahl der Pogrome, bei denen Juden von Christen erschlagen und ihr Besitz gestohlen wurde. Während der Pest von 1348 erreichten Verfolgung und Ermordung der Juden ihren mittelalterlichen Höhepunkt. Eine zusätzliche Waffe der Christen in ihrem damaligen Kampf gegen die Juden war die Ritualmordlegende.

Der Vorwurf ritueller Kindstötung war bereits in der Antike bei verschiedenen Völkern und Religionen bekannt, um eine religiöse oder soziale Minderheit zu diskriminieren und zu verfolgen. Er ist keine christliche Erfindung. Mitte des 12. Jahrhunderts wurde die Ritualmordanklage erstmals im katholischen Europa gegen Juden erhoben. Von England ausgehend verbreitete sich die Legende vom jüdischen Ritualmord im 13. Jahrhundert in Westeuropa und im deutschsprachigen Raum, von hier gelangte sie nach Italien und in der frühen Neuzeit ins östliche Europa. Die Vorwürfe waren immer ähnlich. Man beschuldigte die Juden, christliche Kinder zu entführen und auf grausame Weise zu töten, um ihr Blut beim Passahfest für religiöse, magische oder medizinische Zwecke zu verwenden. Viele Fälle endeten mit Pogromen oder Gerichtsverfahren und Todesurteilen. Bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts wurden mehrere Dutzend Ritualmordvorwürfe erhoben, die meisten in England, Frankreich und Deutschland. Hunderte Juden wurden getötet und ihr Besitz eingezogen. Daran änderten auch kaiserliche und päpstliche Verbote von Ritualmordanklagen nichts. Als Reaktion auf ein Pogrom in Fulda erklärte eine kaiserliche Kommission im Jahr 1236, dass sich Juden aufgrund ihrer Gesetze stets vor der Befleckung mit Blut hüteten. Es sei daher völlig ungläubwürdig, dass sie, denen sogar das Blut von Tieren verboten ist, Durst nach Menschenblut verspüren könnten. Einige Jahre später wiederholte Papst Innozenz IV. diese Ansicht in einer päpstlichen Schutzurkunde.

Die Zahl der Anklagen nahm dennoch zu. Etwa dreißig Ritualmordanklagen ereigneten sich im deutschen Sprachraum im 15. Jahrhundert. Prediger, viele von ihnen aus den Bettelorden, verbreiteten die Ansicht, dass die Juden jährlich ein

Christenkind ermordeten und das Opferblut für geheimnisvolle Rituale verwendeten. Bilder in den Kirchen und volkstümliche Passionsspiele, in denen das Martyrium unschuldiger Christenkinder nachgestellt wurde, verankerten den Glauben an jüdische Ritualmorde in großen Teilen der Bevölkerung. Mit der Hilfe von Einblattgedichten und Büchern breitete sich die Legende in ganz Europa aus. An einigen Tatorten entwickelte sich sogar ein liturgischer Kult um die als Märtyrer verehrten Christenkinder.

## Simon von Trient

Zu Ostern 1475 traf der Ritualmordvorwurf die kleine jüdische Gemeinde von Trient, die damals aus drei Familien mit insgesamt 21 Erwachsenen und zahlreichen Kindern bestand. Sie waren in den letzten Jahrzehnten aus Deutschland gekommen, um Ausgrenzung und Verfolgung zu entgehen. In Trient lebten sie gemeinsam mit den Christen im deutschsprachigen Viertel. Beim Passahfest des Jahres 5235 nach jüdischer Zeitrechnung waren noch einige andere Juden anwesend, die sich auf der Durchreise befanden. Alle Männer wurden nach der Auffindung des toten Kindes verhaftet und verhört. Die Frauen und Kinder erhielten Hausarrest. Unter der Leitung des Stadtherren, „Podestà“ genannt, wurden in den folgenden Tagen alle verhafteten Juden einzeln vernommen. Da sich das Gerücht eines jüdischen Kindsmords in den Köpfen der Trienter Christen schnell zur Gewissheit verdichtet hatte, bestand das Ziel der Verhöre in der Erlangung von Geständnissen. Um dieses zu bekommen, kam die *strappada* zum Einsatz, eine Foltermethode, bei der dem Opfer mit einem Seil die Hände am Rücken zusammengebunden und dann nach oben gezogen wurden. Alle gefolterten Juden legten ein Geständnis ab. Im Juni fanden die Hinrichtungen statt.

Die Ereignisse in Trient schlugen so hohe Wellen, dass der Tiroler Erzherzog Sigismund und der Papst in den Prozess einzugreifen versuchten. Der Papst schickte einen Gesandten, der bald Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Verfahrens anmeldete. Doch inzwischen hatte sich der Fall zu einer internationalen Affäre entwickelt. Allein bis Juni 1476 ereigneten sich angeblich 129 Wunder an Simons Grab. Wallfahrer pilgerten nach Trient, beteten und spendeten Geld. Manche wurden geheilt und alle trugen die Kunde vom wundersamen Ereignis in die Welt. Der Trienter Bischof Johannes Hinderbach war die treibende Kraft hinter dieser Kampagne. Er beauftragte Gelehrte mit der Abfassung von Gedichten und Hetzschriften, sammelte Material zu älteren Ritualmordfällen und griff auch selbst zur Feder. Mit Hilfe des in diesen Jahrzehnten aufkommenden Buchdrucks wurden die pseudo-wissenschaftlichen und literarischen Erzeugnisse in vielen Auflagen gedruckt und verbreitet. Bald war der Fall in ganz Deutschland und Italien bekannt.



Dem öffentlichen Druck konnte sich der Papst nicht entziehen, und die Verehrung Simons wurde 1480 anerkannt. Eine Seitenkapelle der Trienter Peterskirche wurde seinem „Martyrium“ geweiht. Die Popularität des neuen Kultes führte dazu, dass Ritualmordanklagen und Pogrome, die sich bisher vor allem im oberdeutsch-österreichischen Raum ereignet hatten, auch in Italien häufiger vorkamen. Über Bücher, Chroniken, Volkslieder und Bilder drang die Legende von Simons „Martyrium“ zudem über die Alpen und fand Anhänger im süd- und mitteldeutschen Raum. Die Begeisterung ging soweit, dass man sich im Herbst 1475 in Lienz plötzlich daran erinnerte, dass sich im Jahr 1442 hier ein ähnlicher Fall zugetragen hatte. Die drei- oder vierjährige Ursula Pöck sei damals von Juden gemartert, ihr Blut durch zahlreiche Stiche abgezapft und sie daraufhin ins Wasser geworfen worden. Wie in Trient seien die Angeklagten verurteilt und verbrannt worden. Die Überlebenden habe man aus der Stadt vertrieben. Da keine schriftlichen Quellen aus der Zeit der Ereignisse überliefert sind, ist eine historische Rekonstruktion des Falles kaum möglich. An die Popularität des Simon reichte Ursula jedoch niemals heran.

In der Frühen Neuzeit konnte sich der Simon-Kult erfolgreich ausbreiten, weil die Christen in Tirol und im Trentino in dieser Epoche mehrheitlich judenfeindlich eingestellt waren. Die Ausgrenzung der Juden, obgleich immer nur eine verschwindend geringe Minderheit, diente wie an anderen Orten der eigenen Identitätsbildung. Bis ins 17. Jahrhundert hinein war Simon von Trient *die* Identifikationsfigur für eine katholische Gemeinschaft, die einen Sündenbock für individuelle Misserfolge und gesellschaftliche Krisen suchte. Der Antijudaismus in Tirol unterschied sich dabei wenig von antijüdischen Einstellungen in anderen Regionen Europas. Bemerkenswert am Tiroler Beispiel sind erstens die Tatsache, dass es in Tirol in der Frühen Neuzeit kaum Juden gab, und zweitens, dass die Ermordung der Trienter Juden nach einer langen Reihe von ähnlich gelagerten Fällen im späten Mittelalter zu einem der bekanntesten Ritualmordprozesse der europäischen Geschichte wurde. Ersteres war allerdings kein Einzelfall, und Zweiteres hängt auch damit zusammen, dass in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts das Druckzeitalter und damit die rasche und billige Verbreitung von Texten begann. Man hat Simon aus diesem Grund den „*primo santo tipografico*“, den „ersten druckgrafischen Heiligen“ genannt.

## Juden im frühneuzeitlichen Tirol

Die Geschichte der Juden in Tirol blieb nach den Ereignissen von Trient eine gefährliche Gratwanderung zwischen friedlicher Koexistenz und physischer Bedrohung. Kurz nach 1475 scheint der Tiroler Landesherr die Ausweisung der Juden geplant und zumindest teilweise auch umgesetzt zu haben. Ähnliches passierte

zwanzig Jahre später in der Steiermark und in Kärnten. Aus diesen Ländern mussten 1496 auf Befehl Kaiser Maximilians alle Juden auswandern – weil sie angeblich Hostien geschändet und Christenkinder getötet hätten. In den größeren Städten Tirols und des Trentino lebten aber auch in der Frühen Neuzeit einige jüdische Familien. Zu Vermögen kam beispielsweise die Familie May in Innsbruck, die von mehreren Landesherren Aufenthaltsgenehmigungen und Handelsprivilegien erhielt. Um 1550 erwarb ein Mitglied der Familie ein Haus in der Seilergasse. Zu dieser Zeit scheinen die Innsbrucker Juden auch bereits ihren eigenen Friedhof etwas außerhalb der Stadt, Judenbühel genannt und in der Nähe der Weiherburg gelegen, besessen zu haben. Während einzelne Juden über eine hofnahe und privilegierte Stellung verfügten, lebten andere in bescheidenen Verhältnissen und mussten stets mit Diskriminierung und Ausweisung rechnen.

Die feindliche Einstellung der katholischen Mehrheit gegenüber anderen Glaubensgemeinschaften erhielt im 16. Jahrhundert durch die Reformation und die Türkenkriege zusätzliche Nahrung. Den „rechten Glauben“ betrachteten die Tiroler als Grundlage und Basis ihres Landes und ihres Zusammenlebens. Andersgläubige Minderheiten waren die natürlichen Feinde dieser Ordnung. An deren Spitze standen die Anhänger Luthers und Mohammeds. Doch auch die Juden, die „Mörder Christi“, wurden als gefährlicher Fremdkörper empfunden. Im Kult des „Märtyrers“ Simon konnte diese Angst vor den Juden und ihren geheimen Mächenschaften, aber auch der Neid auf ihren wirtschaftlichen Erfolg ausgelebt werden. Vor allem im Trentino und im südlichen Teil Tirols war „das Simmerl“ daher populär. Durch die Eintragung Simons in das Martyrologium Romanum, das offizielle Verzeichnis aller Seligen und Heiligen der römisch-katholischen Kirche, am Ende des 16. Jahrhunderts wurde der Kult von höchster Seite bestätigt. Zwar wurde Simon von der Kirche nicht offiziell heiliggesprochen, vom Volk wurde er dennoch wie ein Heiliger verehrt.

Auch im 17. Jahrhundert wurde die Feindschaft gegenüber den Juden in allen Teilen des Landes gepflegt, wobei man sich im Pustertal und an der Etsch dabei auf eigene lokale „Märtyrer“ berufen konnte. Im nördlichen Landesteil war der Simonkult zwar ebenfalls bekannt, ein landeseigener Märtyrer fehlte jedoch. Das änderte sich, als Hippolyt Guarinoni ab dem Jahr 1620 mehrere Fassungen der von ihm erfundenen Geschichte vom Ritualmord in Rinn veröffentlichte.

## **Guarinoni und sein Anderl**

Hippolyt Guarinoni war Arzt am adeligen Damenstift in Hall und ein Mann von großer Belesenheit, vielen Interessen und Begabungen sowie fester Frömmigkeit. Geboren wurde er in Trient als unehelicher Sohn des kaiserlichen Leibarztes, der

einer angesehenen Mailänder Familie entstammte. Mit seinem Vater übersiedelte er als Jugendlicher an den Kaiserhof in Prag, wo er das Jesuitengymnasium besuchte. Nach dem Medizinstudium in Padua heiratete er und ließ sich in Hall in Tirol nieder. Bald war er ein angesehener Bürger dieser Stadt. Wie viele seiner Zeitgenossen war er ein überzeugter Anhänger der Gegenreformation und Feind aller Abweichler vom Katholizismus. Als Gelehrter wollte Guarinoni mithelfen, den Glauben zu stärken und seine Feinde zu bekämpfen. Zu diesem Zweck verfasste er beispielsweise ein Schauspiel über die Tiroler Volksheilige Notburga von Rattenberg (Eben), die in dem Stück als leuchtendes Vorbild präsentiert wird. Einen besonderen Beitrag zur Stärkung des rechten Glaubens wollte Guarinoni mit seinen Recherchen und Schriften zu Andreas von Rinn leisten.

Die Entstehungsumstände des Machwerks werden vom Autor selbst beschrieben: Nachdem er seiner Familie vom „Martyrium“ Simons von Trient erzählt habe, habe sich seine Ehefrau an eine ähnliche jüdische Untat erinnert. Die eigene Mutter habe ihr davon berichtet. Sie hätte sich vor langer Zeit in Rinn zugetragen. Durchziehende jüdische Kaufleute hätten damals einen dreijährigen christlichen Jungen in ihre Gewalt gebracht und getötet. Um der Sache auf den Grund zu gehen, habe Guarinoni daraufhin mit eigenen Nachforschungen begonnen und bald die Gebeine des „Märtyrers“ entdeckt. Zwar habe er in den Archiven keine Dokumente gefunden, „doch hätten ihm die Dorfbewohner schließlich verraten, dass der Junge Andreas und seine Eltern Simon und Maria Oxner geheißen hätten. In einem Traum seien ihm weitere Details enthüllt worden: Der Ritualmord habe sich am 12. Juni 1462 ereignet, 1475 sei der Leichnam erhoben und in der Rinner Kirche beigesetzt worden. Kaiser Maximilian habe einen großen Geldbetrag für den Bau einer Kirche gespendet, doch der Bau sei nicht ausgeführt worden.

Mit seiner Erfindung eines dritten jüdischen Ritualmordes im Tirol des ausgehenden 15. Jahrhunderts hatte Hippolyt Guarinoni solchen Erfolg, dass um 1660 tatsächlich mit dem Bau einer Kirche begonnen wurde. Im vorderen Bereich, nahe dem Hauptaltar, befand sich der „Judenstein“, ein Felsblock aus Gneis, der einen Durchmesser von etwa zweieinhalb Meter hat, auf dem angeblich die Kindstötung stattgefunden hat. In die 1678 geweihte Kirche wurden die vermeintlichen Reliquien überführt und in einem Glasschrein am Hauptaltar ausgestellt. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Verehrung des Anderl von Rinn bereits eingesetzt, gefördert von den Jesuiten und den Prämonstratensern aus Wilten, zu deren Amtsbezirk Rinn gehörte. Guarinoni verfasste eine Reimfassung seiner Legende für ein breites Publikum. An der Verfassung eines Schauspiels, das 1621 erstmals in Hall aufgeführt wurde, wirkte er tatkräftig mit. Schnell hatte sich der Kult in weiten Teilen Tirols und darüber hinaus verbreitet. In Wilten bemühte man sich im 18. Jahrhundert um die Seligsprechung und sandte Gutachten und Wunderberichte nach Rom. Papst Benedikt XIV. verweigerte im Jahr 1755 zwar eine Seligspre-

chung, nannte Andreas jedoch einen *beatus aequipollens*, eine Person, die einem Seliggesprochenen an Vermögen gleichgestellt ist, und erlaubte die Verehrung in der Diözese Brixen, zu der Nordtirol damals größtenteils gehörte.

Die päpstliche Bestätigung förderte die Verbreitung des Kultes. Hinzu kam, dass das Anderl von Rinn bald als Schutzpatron kleiner Kinder galt. In vielen Formen wurde des „Martyriums“ gedacht: mit Votivtafeln und Andachtsbildern, mit theologischen und populären Erzählungen, mit Predigten und Ehrenreden, mit Gemälden und Skulpturen, mit Prozessionen und Volksschauspielen. Auf dem „Marterstein“ selbst wurde eine aus fünf Personen bestehende Schnitzgruppe aufgestellt, die den kleinen Andreas inmitten von vier scheußlichen Mördergestalten zeigt. Spitzbärtig und hakennasig waren diese als Juden zu erkennen. Der Maler Josef Ignaz Mildorfer hielt Szenen aus der Legende auf mehreren Deckenfreskos fest. Sogar die Brüder Grimm griffen die judenfeindliche Legende auf und veröffentlichten sie 1816 in ihrem ersten Band deutscher Sagen. Von der Mitte des 17. bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein wurde der Andreas-Kult in vielen Pfarren Tirols regelmäßig und ungestört zelebriert, häufig übrigens verbunden mit der Verehrung Simons von Trient.

In allen Teilen Tirols gab es nun jeweils eine eigene Ritualmordlegende: Simon von Trient im Etschtal, Ursula Pöck im Pustertal und Andreas von Rinn im Inntal. Die Gläubigen im Land im Gebirge scheinen für diese antijüdische Erzählung besonders empfänglich gewesen zu sein. Weshalb? War in Tirol der Antijudaismus besonders ausgeprägt? Dies scheint im alltäglichen Umgang mit Juden nicht der Fall gewesen zu sein. Als sich der Anderl-Kult auszubreiten begann, lebten in Tirol wie in den vorangegangenen Jahrhunderten nur wenige Juden. Von den städtischen Behörden wurden sie zeitweise toleriert, zeitweise bedrängt und teilweise ausgewiesen. Kaiserin Maria Theresia bestätigte 1748 Innsbruck den Status einer „judenfreien Stadt“. Während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts scheinen nur jeweils zwei Familien jüdischen Glaubens in Bozen sowie in Innsbruck gelebt zu haben. Mit dieser judenfeindlichen Haltung standen die Tiroler nicht allein. Aus vielen deutschen Städten wurden die Juden im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts vertrieben, nicht selten bediente man sich dabei des Ritualmordvorwurfs. Dies geschah im 18. und 19. Jahrhundert auch in Osteuropa, wohin viele mitteleuropäische Juden geflüchtet waren.

## **Landesbewusstsein durch Judenfeindschaft**

Erst an der Wende zum 19. Jahrhundert nahm die Zahl der Juden in Tirol wieder etwas zu. Zwar wurden die Geschäfte und Wohnungen der jüdischen Bürger Innsbrucks von den „Tiroler Freiheitskämpfern“ des Jahres 1809 geplündert und diese

selbst als Urheber zersetzender Ideen der Moderne diffamiert, aber die Gemeinde blieb bestehen. Im Jahr 1847 lebten 93 jüdische Familien in Hohenems in Vorarlberg, dagegen nur sieben in Innsbruck und eine einzige in Bozen. In den Jahrzehnten um 1900 änderte sich die Situation durch die Zuwanderung aus dem östlichen Teil der Monarchie. Juden ließen sich jetzt auch in kleineren Orten wie St. Anton am Arlberg, Landeck oder Meran nieder. Den jüdischen Geburtsregistern dieser Zeit lässt sich entnehmen, dass zwischen 1880 und 1890 37 Kinder in 21 Familien zur Welt kamen, 1890 bis 1900 waren es 55 Kinder in 22 Familien, von denen etwa die Hälfte zum ersten Mal genannt wurde. Am Beginn des 20. Jahrhunderts wurden zwei Rabbinate in Meran und Innsbruck gegründet und die damit ehemalige Abhängigkeit von Hohenems gelöst. Seit dem Jahr 1864 bestatteten die Innsbrucker Juden ihre Toten im jüdischen Teil des städtischen Westfriedhofs. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg lebten knapp fünfhundert Juden in Innsbruck, in Tirol waren es um 1910 etwa 1600, was 0,2 Prozent der Bevölkerung entspricht.

Lynchjustiz oder Pogrome, wie sie im protestantischen Norddeutschland sowie im katholischen und orthodoxen Osteuropa in dieser Epoche häufig vorkamen, scheint es in Tirol zwischen 1650 und 1914 nicht oder kaum gegeben zu haben. Die Juden führten ein wenig auffälliges Leben und wurden dabei von der städtischen Obrigkeit und der katholischen Mehrheitsgesellschaft mit feindlicher Zurückhaltung oder zurückhaltender Feindschaft behandelt.

Die antijüdische Einstellung war nicht nur Grundlage des praktischen Umgangs mit der verschwindend kleinen jüdischen Minderheit, sondern besaß darüber hinaus eine wichtige Funktion für das politisch-religiöse Bewusstsein der Tiroler. In keiner anderen Region Europas wurde in Spätmittelalter und Frühneuzeit auf so kleinem Raum der Kult von gleich drei Ritualmordopfern erfunden und praktiziert. Verschiedene Gründe scheinen dazu geführt zu haben: Die Tiroler Frömmigkeit neigte wie die Bewohner des Landes zum Konservativismus, der durch das Festhalten am Bewährten und der Ablehnung von Fremden gekennzeichnet war. Hierzu kam, dass der Katholizismus bis in das 20. Jahrhundert hinein als essentielle Klammer, ja als Basis des Landesbewusstseins empfunden wurde. Dadurch wurde der Glaube zu *dem* Orientierungspunkt für die Mehrheitsgesellschaft und zum Unterscheidungskriterium zwischen echten Tirolern und dem Rest. Die Ritualmordlegende fügte sich in eine solche politische Theologie gut ein, da in ihr religiöses Vorurteil, soziale Diffamierung und scheinbare Vaterlandsliebe verschmolzen. Im Kult der „Landesmartyrer“ feierten sich die Tiroler als standhafte Schicksalsgemeinschaft, die Christusmördern und Landesverrätern gleichermaßen widerstand. Frömmigkeit und Landesbewusstsein fanden zusammen und verstärkten sich gegenseitig. Simon von Trient und Andreas von Rinn waren nicht bloß Helferfiguren im Himmel, sondern stifteten Zusammengehörigkeit auf Kosten des Fremden und somit ein Landesbewusstsein durch Judenfeindschaft.

Das reale Verhalten gegenüber den Juden, von denen die meisten Tiroler keinen persönlich kannten, war von der Praktizierung des antijüdischen Kultes allerdings ziemlich unabhängig. Für die Teilnehmer an Prozessionen und Schauspielen, bei denen man die kleinen Märtyrerkinder gemeinsam verehrte, stand der Antijudaismus nicht im Vordergrund. Gefeierte wurden die eigenen makellosen Helden, deren Glanz auf die Nachwelt ausstrahlte und das „Heilige Land Tirol“ erleuchtete. Über die antijüdische Tendenz dachte man nicht weiter nach, war eine latente Judenfeindlichkeit doch ohnehin eine Selbstverständlichkeit. Da man mit Juden im realen Leben kaum in Berührung kam, konnte der Antijudaismus ungestört vor sich hin existieren. Die Tiroler Judenfeindschaft hatte bald den Charakter eines festen Bestandteils der kulturellen Tradition. Es ging dabei nicht so sehr um die aktive Bekämpfung der jüdischen Mitbürger, die aufgrund ihrer kleinen Zahl in den Tiroler Städten nicht weiter auffielen, sondern um die regelmäßige Sichtbarmachung des eigenen Brauchtums. Dass dabei eine Alltagsjudenfeindschaft ohne Juden gefördert wurde, störte keinen der Beteiligten.

Bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein wurde 's Anderl von Rinn unkritisch und meist ungestört als „Märtyrer“ verehrt. Der Kult wurde durch neue Bearbeitungen der Legende, durch Gedichte und Gebete, durch Pilgerführer und Erbauungsschriften, durch Anderle-Statuen und Anderle-Krippen sowie durch die Anderle-Spiele in Rinn und anderen Orten gefördert. Die gebildete Elite und die einfache Bevölkerung waren gleichermaßen davon überzeugt, dass die Juden tatsächlich Ritualmorde begangen hätten (und vielleicht auch noch begehen würden?) und dass sich die drei Tiroler Fälle deshalb wirklich ereignet hätten. Im 19. Jahrhundert blühte dieser unkritische Anderle-Kult in einem Klima des anwachsenden Antisemitismus.

Zwischen 1800 und 1900 beschuldigten Christen in Europa ihre jüdischen Mitbürger in mehr als 200 Fällen des Ritualmordes. Die Schwerpunkte der antijüdischen Propaganda und Pogrome lagen nicht im Alpenraum mit seinen wenigen Juden, sondern in Osteuropa und in Norddeutschland, wo größere jüdische Gemeinschaften lebten. Doch auch in Tirol änderte sich der Charakter der Judenfeindschaft: Als in der zweiten Jahrhunderthälfte die historisch-kritische Geschichtswissenschaft entstand, wurden erstmals Auszüge des Trienter Prozesses ediert und als wissenschaftlicher Beweis für den Wahrheitsgehalt der Anschuldigung interpretiert. Aus einer allgemeinen Judenfeindschaft wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts immer mehr ein rassistischer Antisemitismus, in dessen Dienst sich auch die Wissenschaft stellte. Unmittelbar nach Ende des Ersten Weltkriegs, an dem die wehrtauglichen Tiroler Juden bereitwillig teilgenommen hatten und teilweise auch gefallen waren, wurde in Innsbruck der „Tiroler Antisemitenbund“ gegründet, der die Forderungen der Nationalsozialisten teils vorwegnahm und mit seinem Programm sogar die Nürnberger Rassengesetze über-

traf. Ziel des Bundes war die Eliminierung der Juden aus der Gesellschaft und dem Wirtschaftsleben. Ihren Höhepunkt erreichten die antisemitische Hetze und die damit verbundene Instrumentalisierung der Ritualmordlegende in der Zeit des Nationalsozialismus.

Der Holocaust machte keinen Bogen um Tirol, weder nördlich noch südlich des Brenners. Hier lebende Juden, die bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs trotz einer zunehmenden Verdrängung aus dem öffentlichen Leben ein meist zumindest physisch nicht gefährdetes Gemeindeleben geführt hatten, erlebten seit dem „Anschluss“ im Norden sowie der Besetzung Italiens im Süden eine verschärfte Diskriminierung und anschließende Vertreibung oder Vernichtung. In der Reichspogromnacht vom 9./10. November 1938 wurden die jüdischen Bewohner Innsbrucks – es lebten damals circa 460 Juden in der Stadt – misshandelt, eingesperrt und einige getötet. Der Betraum in der Sillgasse wurde zerstört. Wer noch fliehen konnte, floh; der Rest wurde deportiert, zunächst nach Wien und von dort in die Konzentrations- und Vernichtungslager. Kein einziger Jude hatte die Zeit des NS-Regimes im Untergrund überlebt. Ganz auslöschen ließ sich die ehemalige Innsbrucker Gemeinde dennoch nicht: Einige Überlebende kehrte zurück, andere kamen aus Osteuropa hinzu. In den Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts lebten etwa zehn Familien in Innsbruck, heute zählt die jüdische Gemeinde in Nord-Tirol und Vorarlberg über 100 Mitglieder. 1993 wurde die neue Synagoge eingeweiht, genau an jenem Ort in der Sillgasse, wo sich bis 1938 der jüdische Betraum befunden hatte.

## Vom Held zum Anti-Helden

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Tage des antijüdischen Märtyrerkultes gezählt. Zunächst schien aber alles so weiterzugehen wie zuvor. Während im Fernsehen die NS-Gräueltaten in den Konzentrations- und Vernichtungslagern zu sehen waren, wurde in Rinn und anderen Orten das Theaterstück „Das Anderle von Rinn“ beklatscht, und Wallfahrer besuchten die Kirche am Judenstein, als sei nichts geschehen. Dagegen regte sich zunehmend Widerstand sowohl von Seiten der Israelitischen Kultusgemeinde als auch der kirchlichen Würdenträger. Innsbruck war seit 1964 eine eigene Diözese und die Innsbrucker Bischöfe stellten sich von Anfang an gegen die Andreas-Verehrung, zunächst eher zaghaft, später jedoch mit Nachdruck. Unterstützt wurden sie dabei vom Abt des Stiftes Wilten, das weiterhin für die Pfarrei Rinn zuständig war. Als das Zweite Vatikanische Konzil im Jahr 1965 jede Form des Antisemitismus ablehnte und zur jüdisch-christlichen Versöhnung aufrief, ergriff der Bischof von Trient umgehend die Gelegenheit und ließ die Verehrung des Simon Unferdorben verbieten. Seine sterblichen Überreste wurden aus St. Peter entfernt, die Kapelle ist seitdem meistens geschlossen.

In Innsbruck benötigte die Beseitigung der Anderl-Verehrung einen längeren Zeitraum. Erste Maßnahmen waren ein Verbot der Wallfahrten und die Überführung der geschnitzten Figurengruppe auf dem „Judenstein“ ins Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum. Im Jahr 1973 erfolgte die Aufstellung einer erklärenden Tafel in der Kirche von Rinn, in der allerdings der erfundene Anderl-Mord weiterhin als historische Tatsache dargestellt wird. Die letzte Phase der Kulturaufhebung eröffnete der Innsbrucker Bischof Reinhold Stecher mit einer Predigt in der Innsbrucker Hofkirche im Jahr 1985. Darin kritisierte er die kirchlichen Autoritäten, die den Anderl-Kult „in sträflicher Gedankenlosigkeit ohne jede Untersuchung vor Jahrhunderten zuließen“. Eine Flut von Pressenotizen sowie Hör- und Fernsehsendungen folgte auf diese Predigt. Zustimmung und ablehnende Stimmen wurden laut, die Emotionen schlugen hohe Wellen.

Noch im selben Jahr ordnete der Bischof die Entfernung der vermeintlichen Gebeine des Kindes aus der Pfarrkirche an. Insbesondere in Rinn regte sich Widerstand, weil man gleichermaßen um eine liebgewonnene Tradition und den Status als Wallfahrtsort fürchtete. Einstimmig beschlossen alle kirchlichen Gremien der Diözese Innsbruck jedoch einige Jahre später die Aufhebung des Kultes, die 1994 endgültig umgesetzt wurde. Die Kirche in Rinn erhielt die Patrozinien „Mariä Heimsuchung“ und „Fest der Unschuldigen Kinder“. Auf gewisse Weise lebt in diesem zweiten Patrozinium die Erinnerung an Andreas als Schutzpatron kleiner Kinder fort. Weiter lebt die Andreas-Verehrung auch in den Deckenfresken mit ihren Motiven aus der Anderl-Legende. Einzig das Fresko, das die „Schächtung“ des Kindes zeigt, wurde 1989 mit einer Spanplatte überdeckt und durch das Bild „Jesus, der göttliche Kinderfreund“ (Mt 18) ersetzt. Die Abgrenzung von der unheilvollen Tradition erfolgte also weder vorbehaltlos noch vollständig.

## Nachwirkungen

Die meisten Katholiken Tirols haben die Entscheidung ihrer kirchlichen Autoritäten nach ersten Widerständen begrüßt oder zumindest akzeptiert. Aus dem seligen Helden wurde ein Anti-Held, eine Metapher für falsch verstandenes Brauchtum und menschenverachtende Xenophobie. Doch die Ritualmordlegenden aus Tirol sorgen noch immer für Aufsehen. Dies gilt einerseits für Tirol selbst: In Rinn finden weiterhin wallfahrtsähnliche Wanderungen von uneinsichtigen und judenfeindlichen Geistern zum „Judenstein“ statt. Was manche für eine schätzenswerte Tradition der Volksfrömmigkeit halten, erscheint anderen als probates Mittel ihrer völkischen Propaganda. Beide Gruppierungen stellen sich bewusst gegen die allgemeine Linie der katholischen Kirche, die wissenschaftliche Erkenntnis und die Mehrheit der Tiroler Gesellschaft. Diese letzten Anhänger des Andreas



von Rinn sind weiterhin davon überzeugt, dass die Juden heimlich Christenkinder ermordeten (oder noch immer ermorden?), um ihr Blut für abscheuliche Rituale zu verwenden. Gleichgesinnte finden sich versprengt über die ganze Welt, überall dort, wo Antisemitismus und Antizionismus die Köpfe verwirren.

Spätestens mit der so genannten Damaskusaffäre des Jahres 1840 ist die Ritualmordlegende auch in der arabischen Welt angekommen. Damals behaupteten katholische Mönche, dass in Damaskus lebende Juden einen der Mönche und dessen Diener ermordet hätten, da sie deren Blut für das bevorstehende Passahfest benötigten. Mehrere Juden wurden verhaftet, gefoltert und verurteilt. Vier der dreizehn Hauptangeklagten starben im Gefängnis. Es kam zu internationalen Verwicklungen zwischen dem Osmanischen Reich und den europäischen Großmächten sowie zu Ausschreitungen gegen jüdische Gemeinden im Nahen Osten. Nach dieser spektakulären Affäre wurden Juden in arabischen Ländern immer wieder mit Ritualmordbeschuldigungen konfrontiert, meist allerdings vorgebracht von der lokalen christlichen Minderheit. Arabische Politiker, Journalisten und Schriftsteller griffen die jüdenfeindliche Argumentation dankbar auf und verwenden den Ritualmordvorwurf seitdem als politische Waffe gegen Juden und den Staat Israel. Ob sie die abstrusen Anschuldigungen tatsächlich glauben oder nur als politische Argumente benutzen, ist eine andere Frage.

Auch der Trienter Ritualmordprozess von 1475 warf seine Schatten in den letzten Jahren weit über Tirol hinaus. Der aus Italien stammende jüdische Historiker Ariel Toaff veröffentlichte im Februar 2007 das Buch *Pasque di Sangue* („Passahfest des Blutes“), in dem er aufgrund des Studiums der Prozessakten zu der Ansicht gelangte, dass eine kleine Gruppe deutschstämmiger Juden möglicherweise aus Rache tatsächlich einen Ritualmord an Christen begangen habe. Fachhistoriker wiesen dem Autor umgehend schwerwiegende Fehler bei der Interpretation der Prozessakten nach. Vor allem die Tendenz, die durch Folter erzwungenen Geständnisse für bare Münze zu nehmen, stieß auf einhellige Ablehnung. Das Buch rief so große Entrüstung in Italien und Israel hervor, dass der Verlag das Buch eine Woche nach dem Erscheinen zurückzog. Im Februar 2008 veröffentlichte Ariel Toaff eine zweite ergänzte Auflage, in der er jedoch die These, dass Juden in der Vergangenheit Christen getötet und ihr Blut für rituelle Zwecke verwendet hätten, weiterhin vertrat. Von unbekanntem Übersetzern wurde zudem eine englische Fassung im Internet veröffentlicht, die von Antizionisten, Rechtspopulisten, Islamisten, katholischen Fundamentalisten und anderen Gruppen, die den Antisemitismus pflegen, mit Freude rezipiert wird.

Die Instrumentalisierung jüdenfeindlicher Legenden stützt sich auch in der Gegenwart teilweise auf die mehrere Jahrhunderte zurückliegenden Tiroler Geschehnisse und Quellen. Die verbalen Kämpfe finden im 21. Jahrhundert aber nicht mehr in Tirol oder dem Trentino statt. Nördlich und südlich des Brenners dominierten in



Abb. 4: Zeichen der Erinnerung und Aussöhnung. Moderne Erschließung und Erfassung des alten jüdischen Friedhofs am „Judenbühel“, Innsbruck

den letzten Jahrzehnten vielmehr die Bemühungen, aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen und ein Zeichen der Versöhnung zu setzen. In der Stadt Trient wurde 1992 ein Denkstein enthüllt, der als Erinnerung an die Vernichtung der jüdischen Gemeinde und als Mahnmal für Frieden und Toleranz dienen soll. In Innsbruck nahm im Jahr 1989 das vom Innsbrucker Bischof Reinhold Stecher geförderte „Tiroler Komitee für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ seine Arbeit auf. Ein mehrere Meter großer siebenarmiger Leuchter („Menora“), ein wichtiges religiöses Symbol des Judentums, erinnert seit 1997 auf dem Landhausplatz an die in der Reichspogromnacht Ermordeten. Der alte jüdische Friedhof am Judenbühel wurde archäologisch erschlossen und seine ursprüngliche Anlage mit einem Stahlplatten-Zaun kenntlich gemacht. Kirche und Politik in Tirol haben im 21. Jahrhundert die Judenfeindschaft zumindest an der Oberfläche überwunden.

## Und jetzt?

Die Länder Tirol, Südtirol und Trentino sind in der Gegenwart prosperierende Regionen ohne größere wirtschaftliche und soziale Probleme – und ohne zahl-

lenstarke jüdische Gemeinschaften. Der allgemeine Wohlstand bietet modernen Formen des Antisemitismus wenig Nährboden. Antisemitische Äußerungen und Handlungen waren daher in den letzten Jahren und Jahrzehnten in Tirol eine Ausnahmeerscheinung, während der Antisemitismus in anderen Regionen Europas und der Welt, in denen politische und soziale Transformationsprozesse soziale und mentale Systeme erschüttern, weiterhin ein offenkundiges Problem darstellt. Auch die geistige Öffnung des Landes im Gebirge gegenüber anderen Ländern und Kulturen ist durch den Tourismus und die Auslandserfahrung vieler Tiroler gewachsen. Die Kompetenz, mit kulturellen Unterschieden umzugehen, hat davon zweifellos profitiert.

Der mühsame und widerstandsreiche Prozess der Aufhebung des Andreas-Kults, der erst nach dem Holocaust mit seinen mindestens sechs Millionen ermordeten Juden in Gang kam und bis in die Neunzigerjahre des 20. Jahrhunderts andauerte, verweist daneben aber auch auf die anti-modernen Beharrungskräfte innerhalb der politischen Kultur Tirols. Obwohl sich der Einfluss der katholischen Kirche während der Nachkriegszeit verringerte, blieb sie eine gesellschaftliche und politische Kraft, die an der Seite der Tiroler Volkspartei ein katholisch-konservatives Weltbild verteidigte und den „Vormarsch der Sozialisten auf die Dörfer“ aufzuhalten versuchte. Der katholische Glaube und seine Ausübung in althergebrachten Formen blieben in der Nachkriegszeit ein fester Bestandteil des politischen Lebens. Erst in den Achtzigerjahren des 20. Jahrhunderts machten sich die Spannungen zwischen einem wirtschaftlich modernen Land und seinen rückwärtsgewandten Idealen stärker bemerkbar. Erstmals in dieser Zeit entluden sich die gesellschaftspolitischen Differenzen durch laustarke Proteste und die Etablierung neuer politischer Parteien. Bis dahin ging selbst die Abschaffung eines jüdenfeindlichen Kultes nicht von der Zivilgesellschaft aus, sondern von einer kirchlichen Elite, die offenbar fortschrittlicher eingestellt war als große Teile der Tiroler Gesellschaft. Eine beträchtliche Minderheit dieser Gesellschaft, vor zwanzig Jahren war es etwa ein Viertel, hegt noch im 21. Jahrhundert antijüdische Vorurteile. Es ist wie in früheren Jahrhunderten übrigens eine Judenfeindschaft, die ohne Juden auskommt.

Der ehemalige „Landesheld“ Andreas von Rinn konnte von den Tirolern zwar nur mit Mühen und Widerständen, schließlich aber doch erfolgreich und hoffentlich endgültig auf dem Schrottplatz der Geschichte entsorgt werden. Er, der niemals existiert hat, kann die Tiroler Realität heute kaum noch aufregen. Wie Simon Unferdorben und Ursula Pöck wurde Andreas Oxner zum Anti-Helden. Zugleich bleibt die Figur allerdings ein Mahnmal für das unkritische Festhalten an vermeintlich unantastbaren und heiligen Traditionen, die in Wirklichkeit gegen fundamentale Menschenrechte verstoßen und deshalb der christlichen Botschaft völlig widersprechen. Traditionen und Brauchtum sind keine festen Größen, die sich

der kritischen Beurteilung entziehen, sondern müssen von Generation zu Generation neu begutachtet und angepasst werden. Denn hinter dem bunten und scheinbar harmlosen Treiben verstecken sich mitunter menschenfeindliche Inhalte und gefährliche Botschaften. Insbesondere in einem Land, in dem das Landesbrauchtum hochgehalten wird, eine antijüdische Haltung aber kaum auf Widerspruch stößt, ist es Bürgerpflicht, daran zu erinnern.

### **Weiterführende Literatur:**

Brandstätter, Klaus, Antijüdische Ritualmordvorwürfe in Trient und Tirol. Neuere Forschungen zu Simon von Trient und Andreas von Rinn, in: Historisches Jahrbuch 125 (2005) 495–536.

Buttaroni, Susanna (Hg.), Ritualmord. Legenden in der europäischen Geschichte, Wien 2003.

Fresacher, Bernhard, Anderl von Rinn. Ritualmordkult und Neuorientierung in Judenstein 1945–1995, Innsbruck/Wien 1998.

Kunzenmann, Werner (Hg.), Das Ende einer Legende. Dokumentation, Innsbruck 1995.

Treue, Wolfgang, Der Trienter Judenprozess. Voraussetzungen, Abläufe, Auswirkungen (1475–1588), Hannover 1997.

## 5. Symbolfiguren einer postulierten „Landesidentität“. Katharina Lanz und Andreas Hofer

Die Existenz von Helden und Heldinnen ist insbesondere im 19. Jahrhundert untrennbar mit Identitätsstiftung verbunden: mit lokalen, regionalen und nationalen Identitätskonstruktionen. Diese konnten revolutionär-aufklärerisch gefärbt sein oder auch im Gegenteil: religiös-konservativ inspiriert. Letzteres trifft auf das Spektrum der Tiroler HeldInnengestalten jener Zeit praktisch ausnahmslos zu. Dass manche von ihnen auch heute noch als HeldInnen in schöner Regelmäßigkeit erinnert und zelebriert werden, wirft Fragen auf: nach dem Verhältnis von Kontinuitäten und Veränderungen der Gesellschaft, nach den Einpassungen von HeldInnenfiguren in die wesentlichen Parameter von deren Identitäten und nach der Anpassungsfähigkeit, aber auch Wandelbarkeit von Symbolfiguren, die seit 200 Jahren gewissermaßen die ‚Landesidentität‘ repräsentieren (sollen).

Den prominentesten unter den Tiroler Helden stellt zweifellos Andreas Hofer dar. Dagegen ist Katharina Lanz, das „Mädchen von Spinges“, über die Grenzen Südtirols hinaus heute kaum mehr bekannt. Im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert war dies anders. Beide standen damals als Symbolfiguren für „Freiheit“ und „Glauben“ im Tiroler wie im gesamtösterreichischen Kontext. Ihre Reminiszenzen multiplizierten sich damals. Zelebriert hat man sie immer wieder am selben Ort und im selben lokal-regionalen Zusammenhang. Einen Höhepunkt stellten die Feiern von 1909 anlässlich des *Centenaire* der Ereignisse von 1809 dar. Gefeiert wurde damals vor allem Andreas Hofer und mit ihm die Tiroler Erhebung, die Revolte oder der „Freiheitskampf“, die Gefechte oder Schlachten am Bergisel – je nach Perspektive in unterschiedliche Begrifflichkeiten gefasst. Als einen „Höhepunkt kollektiver Erregung“ bezeichnet Irmgard Plattner in ihrem Buch über das *fin de siècle* in Tirol die Jahrhundertfeier im August 1909, getragen von Patriotismus und Monarchietreue. Das „Mädchen von Spinges“ lief dabei gewissermaßen als Overture mit.

Den weiteren soziokulturellen Rahmen des Erinnerungsspektakels in jenem Jahr bildete für beide Symbolfiguren das national aufgeladene Klima an der Wende vom 19. ins 20. Jahrhundert. Es weist jene Zeitspanne unter identitätspolitischen Gesichtspunkten als besonders markant aus. Auch die religiöse Unterfütterung der Heldin und des Helden sowie ihrer HeldInnentaten waren ganz

entscheidend daran beteiligt. Allerdings ‚funktionieren‘ Helden und Heldinnen nicht nach denselben Mustern. Sie boten und bieten unterschiedliche und das heißt auch geschlechtsspezifisch unterschiedliche Projektionsflächen für Identitätsstiftung. Deshalb erscheint es auch als besonders reizvoll, sie gemeinsam und zugleich einander gegenübergestellt zu betrachten und zu vergleichen.

## Von Spinges zum Bergisel

Der Auftritt des „Mädchens von Spinges“ erfolgte bereits im Jahr 1797. Das revolutionäre Frankreich hatte Österreich im April 1792 den Krieg erklärt. Tirol wurde gegen Ende dieses ersten Koalitionskrieges infolge der geänderten Strategie Napoleons zum Schauplatz schwerer Kämpfe. Im März 1797 besetzte der französische General Joubert in einem Vorstoß von Süden her Neumarkt, Bozen und schließlich Brixen. Am 2. April kam es in dem in der Nähe von Brixen gelegenen Ort Spinges zu einem Gefecht zwischen Männern des Inntaler Landsturms unter dem Kommando von Philipp von Wörndle und französischen Truppen. Am heftigsten habe der Kampf, späteren Berichten zufolge, bei der Friedhofsmauer in Spinges getobt. Die Männer des Landsturms seien der Erschöpfung schon nahe gewesen, als plötzlich eine mit einer Heugabel bewaffnete Frauengestalt auf der Friedhofsmauer erschienen sei und die französischen Soldaten erfolgreich abgewehrt habe. Dieses mutige Auftreten einer Frau habe den Tiroler Schützen wieder neuen Mut gegeben, die Feinde jedoch in Angst und Schrecken versetzt, so dass diese schließlich nicht nur aus Spinges, sondern aus ganz Tirol – über das Pustertal nach Kärnten und dann in Richtung Wien – eilends abgezogen seien.

Patriotisch gefärbte Geschichtsdarstellungen insbesondere des 19., aber auch noch des 20. Jahrhunderts hoben den Sieg der Tiroler hervor und stilisierten das Gefecht im Dorf Spinges – später meistens und martialischer klingend als „Schlacht von Spinges“ bezeichnet – zu dem für den Abzug der französischen Truppen aus Tirol entscheidenden Ereignis. Dies stimmt allerdings weder mit dem kurzen, nach dem Gefecht erfolgten Eintrag des Spingenser Kuraten ins Sterbeprotokoll der Pfarre noch mit der Sicht des französischen Generals überein. Der Kurat Thomas Leimgruber berichtet damals nämlich über weitere Angriffe der französischen Truppen, die im Unterschied zu den Tirolern, immer wieder neuen, von allen Seiten herströmenden „Sukkurs“ erhielten. Auch von Plünderungen ist darin die Rede und davon, dass der französische Abzug erst Tage später erfolgt sei. Nichts weist in Leimgrubers Bericht darauf hin, dass der Ausgang des Treffens als Sieg auf Tiroler Seite zu verbuchen sei. General Joubert schrieb seinerseits einige Tage nach dem Gefecht in einem Brief an seinen Vater, dass er Tirol siegreich hinter sich gelassen habe: „Je suis sorti vainqueur du Tyrol.“

Im Deutschtiroler Kontext wurde schon zeitgenössisch eine durchaus andere Sicht tradiert. Bereits für 1809 sind Rückbezüge auf die Ereignisse von 1797 und auf das Gefecht bei Spinges dokumentiert, und zwar im Sinne eines Ansporns zu neuerlicher Kampfbereitschaft. Von Erzherzog Johann ist ein in der einschlägigen Literatur mehrfach veröffentlichter „Zuruf“ vom 13. April jenes Jahres überliefert, in dem das Gefecht von Spinges, hier allerdings noch neben anderen, als erfolgreiches Vorbild firmiert: „Dieser Zuruf ergeht an euch eben in den unvergeßlichen Gedächtnißtagen, an welchen vor zwölf Jahren bey Spinges, Jenesien und Botzen die feindliche Übermacht unter Joubert, durch euern Muth und Blut, binnen fünf Tagen in stürmischer, schimpflicher Eile aus dem ganzen Lande zu weichen gezwungen ward.“ Hundert Jahre später dann repräsentierte Spinges weit vor den anderen Schauplätzen einen hervorgehobenen *lieu de mémoire*, wenn es um Rückbezüge auf das Jahr 1797 ging. Weiterhin galt jenes Gefecht – z. B. in einem im August 1909 im „Allgemeinen Tiroler Anzeiger“ erschienenen Zeitungsartikel in einer ins Naturhafte verdichteten Baumsymbolik – als „Wurzel“ und Grundlage dessen, was 1809 Geschichte machen sollte: „Man hat Tirols Freiheitskämpfe passend verglichen mit einem mächtigen Baume: Das Jahr 1809 ist sein Stamm, die Siege auf dem Berge Isel sind seine Krone, – aber die Wurzeln dieses herrlichen Baumes musst du in Spinges suchen. Es kann daher das Jahr 1809 nicht genannt werden, ohne in allen religiösen und patriotischen Tiroler Herzen dankbare Erinnerung zu wecken an das Jahr 1797.“

Die Ereignisse von 1809 sind in der ‚kleinen‘ wie ‚großen‘ Geschichtsschreibung ungleich öfter und ausführlicher beschrieben und debattiert worden als jene von 1797. Spinges war eine Episode Anfang April des Jahres, auf einen Nachmittag und einige Folgetage beschränkt. Auch sei es nie die Absicht Jouberts gewesen, Tirol einzunehmen. Martin P. Schennach verweist in seinem Buch „Revolte in der Region“ diesbezüglich auf einen bislang unbekanntem Bericht des an Jouberts Kriegszug beteiligten Pionieroffiziers Maubert. Nur um die „Sicherung der napoleonischen Flanke“ sei es gegangen bei Jouberts Durchmarsch durch Tirol nach Kärnten und um die anschließende Vereinigung mit dem Hauptkontingent der französischen Truppen. Im Jahr 1809 hingegen war die bayerische „Fremdherrschaft“ infolge der Niederlage Österreichs im dritten Koalitionskrieg und des Friedens von Pressburg seit 1805/1806 bittere Realität. Tirol nahm sich als vom Kaiserhaus in Wien verraten und verschachert wahr. Neue Steuerlasten drückten, Kirchenreformen josephinischer Prägung mit Eingriffen in die religiöse Praxis in Form von allerlei Verboten – bezüglich Prozessionen, Wallfahrten, der Christmette etc. – sorgten verbreitet für Unmut. Als besonders einschneidend wurden die bayerischen Zwangsrekrutierungen empfunden. Bis dahin war die Tiroler Wehrverfassung allein auf die Verteidigung des eigenen Landes ausgerichtet gewesen, auf die Mobilisierung der wehrfähigen Männer im Landsturm für den Ernstfall an



den Landesgrenzen Tirols. Den Erhebungen ebenso wie Hofers Regiment in Innsbruck kam sowohl in der zeitlichen Dauer als auch im politischen Kräftespiel jener Zeit fraglos ein größeres Gewicht zu als der Episode in Spinges.

Doch steht die Bedeutung eines historischen Ereignisses mit dem Grad der Strahl- und Wirkkraft einer HeldInnenfigur in einem direkten Zusammenhang? Wenn man davon ausgeht, dass Erinnerungskultur weit mehr mit der jeweiligen Gegenwart und deren Selbstverständnis zu tun hat als mit dem näher oder ferner liegenden Geschehen, auf das sie sich bezieht, relativiert sich ein solcher Konnex zumindest ein Stück weit. Das Fortleben von Helden und Heldinnen steht und fällt mit ihrer Einsatzfähigkeit und Verwertbarkeit im je aktuellen gesellschaftlichen Kontext und damit, ob sie für etwas stehen, das regional oder national einen zentralen Nerv der jeweiligen Zeit trifft. Unumstritten waren und sind sie beide nicht, weder das „Mädchen von Spinges“ noch Andreas Hofer. Gerade kontroverse Sichtweisen aber mögen, zumindest partiell, dazu beigetragen haben, sie als Symbolfiguren zu etablieren und über einen langen Zeitraum lebendig zu halten.

## Kontroverse Rezeption

Was das „Mädchen von Spinges“ betrifft, so beginnt es schon damit, dass Zweifel an ihrer Existenz bestehen. Der Bericht von Philipp von Wörndle, der als Kommandant des Inntaler Landsturms im Gefecht von Spinges mitgekämpft hatte, und zwei andere, hinsichtlich ihrer genauen Provenienz und Datierung ungeklärte zeitgenössische Quellen erwähnen das Mädchen auf der Friedhofsmauer. Andere Teilnehmer am Gefecht hingegen schweigen sich darüber aus oder bestreiten sogar dezidiert ihren Auftritt – wie im Fall des späteren Geistlichen und damaligen Theologiestudenten Franz Pfaundler. Weitere Spekulationen und Fantasien nährten sich aus dem Umstand, dass das „Heldenmädchen“ gleich nach dem Gefecht spurlos verschwand und daher namenlos bzw. als „Mädchen von Spinges“ in erste Gedichte, Reiseberichte und Erzählungen einging. Erst viele Jahrzehnte später, im August 1870, erschien ein Artikel in der katholisch-konservativ ausgerichteten Zeitung „Neue Tiroler Stimmen“, der den Namen Katharina Lanz für das „Mädchen von Spinges“ einführte und dieses als eine bereits 1854 verstorbene Pfarrersköchin aus St. Vigil in Enneberg – ladinisch Mareo, italienisch Marebbe – im Gadertal identifizierte.

Da der Verfasser dieses Artikels jedoch anonym blieb und die historische Person, der er die Heldinntat zuschrieb, damals bereits seit mehr als zweieinhalb Jahrzehnten verstorben war, ohne schriftliche Zeugnisse zu hinterlassen, die eine Klärung bringen hätten können, muss letztlich offen bleiben, ob Katharina Lanz jene Heldin von Spinges war, sofern überhaupt eine Frau dort kämpfend in Er-



scheinung getreten ist. Für die weitere Überlieferung und Memoria war es zweifellos wichtig, dass das „Mädchen von Spinges“ nunmehr mit einem Namen und mit einer Persönlichkeit ausgestattet war. So boten sich im katholisch und patriotisch geprägten Klima des ausgehenden 19. Jahrhunderts geeignete Anknüpfungspunkte und ein idealer Rahmen, um eine Frau als Heldin zu erinnern und in den Dienst der eigenen Sache zu stellen, die einen mit aufklärerischen, kirchen- und religionsfeindlichen Ideen assoziierten Feind abgewehrt hatte. Die Interpretation fokussierte in einer ersten Phase nach 1870 vor allem auf religiöse Aspekte: Es hieß nun, sie habe das Allerheiligste der Spingeser Kirche vor Schändungen durch die als gottlos bezeichneten französischen Soldaten gerettet. Ab den 1880er-Jahren setzten dann Aktivitäten ein, die zur Verstetigung der Erinnerung wesentlich beitrugen. Denn nun materialisierte sich die Erinnerung in Inschriften und Denkmälern sowie in literarischen Bearbeitungen. Mit der neuen Identität vervielfältigten sich zugleich die *lieux de mémoire* des „Mädchens von Spinges“: Zu Spinges als dem Ort des Gefechts kamen St. Vigil in Enneberg als Herkunftsort von Katharina Lanz und Pieve di Livinalongo – ladinisch Fodom, deutsch Buchenstein – als deren Sterbeort hinzu. Zunächst spielte der Umstand, dass die Heldin mit ihrer Identifizierung als Katharina Lanz und ihrer biografischen Verortung im Gardetal von ihrer vorher deutschtirolerisch konnotierten Identität zu einer ladinischen überwechselte, keine größere Rolle in der Wahrnehmung.

Existenz und Identität standen dagegen bei Andreas Hofer, dem Sandwirt, Vieh- und Weinhändler aus dem Passeiertal, ebenfalls im heutigen Südtirol, außer Zweifel. Doch war auch Andreas Hofer kein Held der ersten Stunde. Nach seiner Hinrichtung im Februar 1810 in Mantua war er – so wie die politischen Ereignisse damals gelaufen waren, und mit der neuerlich erzwungenen Abtretung Tirols an Bayern und Frankreich – zumindest aus österreichischer Sicht wenig nützlich als Symbolfigur. Wie Laurence Cole in seinem Buch „Für Gott, Kaiser und Vaterland“ ausgeführt hat, verbot die Metternich'sche Zensur bis 1848 sogar Lieder über Andreas Hofer. In der Folge wandelte sich die Einstellung des Hofes in Wien dann dahingehend, den Kult um Andreas Hofer, den „verratenen Freiheitshelden“, doch mitzutragen.

Faszination hatte der „Freiheitskampf“ der Tiroler und mit diesem dessen Anführer zunächst bei norddeutschen und britischen Intellektuellen der Romantik ausgelöst. Relativ früh, nämlich im Jahr 1817, also bald nach Beendigung der deutschen „Freiheitskriege“ gegen Frankreich, war in Leipzig anonym allerdings auch schon ein Anti-Hofer-Buch erschienen, und zwar unter dem Titel „Geschichte Andreas Hofers“. Verfasst hatte es Joseph Hormayr, eine der schillerndsten Figuren in der österreichischen Historiografie des 19. Jahrhunderts. Aus der Sicht von Werner Telesko – dargestellt in seinem Buch „Geschichtsraum Österreich“ – war Hormayr der „prominenteste Vertreter der engen Verflechtung zwischen Historiografie, dy-

nastischer Propaganda und den patriotisch-nationalen Kunstbestrebungen im 19. Jahrhundert“. Hormayr legte in seinem Buch die Betonung auf die Einfachheit und Religiosität Hofers und spielte dessen politische Bedeutung damit herunter. Gleichzeitig bereitete er damit den Weg für die späteren Interpretationen von liberaler Seite, die Ende des 19. Jahrhunderts Hofers angebliche Manipulierbarkeit in den Vordergrund rückten. Zum Skandal wurde dann vor allem das Stück von Franz Kranewitter „Andre Hofer“, das im Jahr 1903 in Innsbruck aufgeführt wurde und heftigen Protest auf kirchlich-konservativer Seite auslöste. Kranewitter verkehrte den Mythos Hofer ins Gegenteil und demontierte ihn damit. Er stellte Hofer nicht als Helden, sondern als naiven Bauern dar, der sich, als Opfer politischer und kirchlicher Intoleranz, in einen sinnlosen Kampf hineintreiben hatte lassen.

Bemerkenswert ist, dass Joseph Hormayr Anteil an der Breitenwirksamkeit beider Symbolfiguren hatte: bezogen auf Andreas Hofer durch das zuvor genannte Buch, bezogen auf das „Mädchen von Spinges“ als Herausgeber und Verfasser des in Wien erscheinenden „Tiroler Almanach“. In der Ausgabe von 1802 ist das „Bauernmädchen“ auf der Friedhofsmauer in einem Beitrag über die Ereignisse von 1797 und das Gefecht von Spinges in einigen Zeilen erwähnt, die an den Bericht von Philipp von Wörndle erinnern. Auf einem Kupferstich ist es überdies in Aktion dargestellt: „Ein Bauernmädchen, um ihren ermatteten Landsleuten beyzustehen, sprang hier auf die Kirchhofmauer, heftete sich mit jungfräulicher Schamhaftigkeit den Rock unten zusammen, und stieß drey stürmende Franzosen mit einer Heugabel von der bereits erklimmten Mauer hinab.“

So reicht das Spektrum der Andreas Hofer in seiner Wirkungsgeschichte attribuierten Züge von der Symbolfigur, die das „Schicksal“ eines glaubenstreuen, an überkommenem Recht und Brauch und an der ‚guten alten‘ Ordnung festhaltenden Volkes repräsentiert, das jederzeit bereit ist, sich gegen eine feindliche Übermacht, die diese Werte bedroht, zur Wehr zu setzen, bis hin zur Charakterisierung Hofers als Marionette, als einer von religiösen Fanatikern in eine Rolle gedrängten, instrumentalisierten und im politisch-diplomatischen Machtspiel völlig überforderten Figur. Sowohl der jeweilige Kontext der Auftritte des „Mädchens von Spinges“ wie von Andreas Hofer als auch deren Geschlecht evozierten dabei einen bestimmten erinnerungskulturellen Tenor: Für eine nichtrevolutionäre Heldin war dieser Tenor unter den Vorzeichen einer „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“, wie sie Karin Hausen als typisches Geschlechterrollenmodell für das 19. Jahrhundert herausgearbeitet hat, primär religiös gefärbt. Auf diese Weise ließ sich die Heldinnentat der Katharina Lanz in das Spektrum der akzeptierten und propagierten „weiblichen Tugenden“ einfügen. Und „jungfräuliche Schamhaftigkeit“ ist ein wesentliches Element des Heldinnenbildes. Die Bühne der Symbolfigur Andreas Hofer hingegen war eine primär politische. Laurence Cole hat in seinem Buch „Für Gott, Kaiser und Vaterland“ das Phänomen eines zunehmend breitenwirksamen Kults um Andreas Hofer

in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts vorwiegend als Ergebnis der Deutschtiroler Identitätsbildung im Zuge der sozio-politischen und ideologischen Auseinandersetzungen des damaligen Kulturkampfes hervorgehoben.

Die Gestalten beider reüssierten zugleich auch im jeweils anderen Feld: So wurde Katharina Lanz in der Frage nach der Positionierung der Ladiner im Nationalitätenkonflikt der Habsburgermonarchie in den Jahren vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges zu einem Politikum. Andreas Hofer war und ist untrennbar auch über seine religiöse Haltung definiert. Beide repräsentieren damit vor allem eine für die Ausprägung der Deutschtiroler Identität im 19. Jahrhundert kennzeichnende enge Verklammerung zwischen einer dominant konservativ-patriotisch ausgerichteten politischen Linie einerseits, und Kirche und Religion andererseits. Diese Konfiguration fand ihren Ausdruck gleichermaßen in einem gesellschaftlich wirkmächtigen politischen Katholizismus wie in der – auch noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts weitgehend bestimmenden – katholisch geleiteten Politik. Sie hat über Generationen hinweg relativ ungebrochen die offizielle regionale Identität Nord-, Ost- und Südtirols geformt. Insbesondere der Herz Jesu-Kult diente dazu, Nation und Religion über Zeiten und Geschlechtergrenzen hinweg zu verbinden. In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ließ sich darüber auch eine Brücke zurück in die Zeit der Koalitionskriege und der Schließung des Herz Jesu-Bundes am 1. Juni 1796 in Bozen schlagen, als vom Süden her französische Truppen herannahten. Dieses erste Bündnis, das Thomas Götz als „theatralischen, religiösen Solidarisierungsakt der Tiroler Stände“ – Adel, Klerus, Bürger und Bauern – bezeichnet hat, markiert zugleich den Beginn des politischen Katholizismus und spannt auch Katharina Lanz und Andreas Hofer zusammen.

## **Gemeinsame Erinnerungsorte**

Ausdruck der umfassenden politisch-religiösen Erinnerungskultur, in die beide Südtiroler Symbolfiguren im Laufe des 19. Jahrhunderts Eingang fanden, ist nicht zuletzt, dass Andreas Hofer wie Katharina Lanz neben den jeweiligen Erinnerungsorten ihrer Geburt, ihres Todes und ihrer Gefechte auch einen gemeinsamen Erinnerungsort haben, an dem einmal mehr Politisches und Religiöses verschmilzt: die Hofkirche in Innsbruck. Das Grabmal von Andreas Hofer gab Kaiser Franz I. anlässlich der Überführung der Gebeine Hofers aus Mantua im Jahr 1823 in Auftrag; eingeweiht wurde es 1834. Ebenfalls in der Hofkirche befindet sich ein Denkmal, das den 1809 „in den Befreiungskämpfen gefallenen Söhnen“ vom „dankbare[n] Vaterland“, wie es in der Sockelinschrift heißt, gewidmet ist. Gestiftet wurde es im Jahr 1838 anlässlich der letzten Tiroler Erbhuldigung unter Ferdinand I. Wie Betka Matsche-von Wicht herausgearbeitet hat, stellen die ge-

nannten Denkmäler eine Ausnahme in Österreich dar, denn im Unterschied zu Frankreich und Deutschland setzte diese Form nationaler Ehrung hier ansonsten mit deutlicher Verzögerung erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein. In dieser Hommage an Hofer und die Gefallenen von 1809 sieht er eine „Geste der Wiedergutmachung“ und der Verpflichtung gegenüber Tirol, „das sich vom Kaiser besonders schlecht behandelt hatte fühlen müssen“.

Jahrzehnte später, im Herbst 1884, wurde auf Initiative des ehemaligen Statthalters von Oberösterreich Alois Fischer (1848–1851) in der Innsbrucker Hofkirche neben dem Denkmal von 1838 eine Tafel angebracht „zum Gedächtnis der tapfersten der Landesvertheidiger“, die an das Gefecht von Spinges erinnerte. Vier Namen waren darin eingemeißelt, jeweils mit kurzen Informationen zu Position und Herkunftsort: Philipp von Wörndle, Anton Reinisch, Georg Falschlunger und *last but not least* „Katharina Lanz aus St. Vigil in Enneberg, das Mädchen von Spinges genannt“. Bemerkenswert ist, dass die Lebensdaten nur bei ihr vermerkt waren: „geboren am 2. April 1771, gestorben zu Andraz am 8. Juli 1854“. Im Jahr 1955 ließ man die Tafel im Zuge von Renovierungen der Hofkirche entfernen und ersetzte sie durch eine gemeinsame Gedenktafel für die „Helden der Tiroler Freiheitskämpfe 1797–1809“. Auch Katharina Lanz findet sich darunter. Sie ist somit als einzige Frau im „Tiroler Pantheon“ der Freiheitshelden verewigt.

Fast wäre das „Mädchen von Spinges“ auch auf den Bergisel gekommen. Dort steht das 1892 eingeweihte Hoferdenkmal des Bildhauers Heinrich Natter. Bald darauf, nach der Jahrhundertwende, wurde eine Erweiterung dieses Denkmals zumindest angedacht. Der Schnitzkünstler Hermann Klotz entwarf in diesem Zusammenhang ein Modell, das zwei Figuren auf einem Sockel vereint: Josef Speckbacher, der sowohl am Gefecht bei Spinges als auch an den drei Bergiselschlachten beteiligt gewesen war, und das „Mädchen von Spinges“ in einer nach dem Feind Ausschau haltenden Pose. Regionale Zeitungen berichten im Jahr 1904 von Protesten, so etwa die „Brixener Chronik“ im Februar des Jahres: Speckbacher verdiene ein eigenes Denkmal, es sei gänzlich unpassend, ihn als „Staffage für das Nattersche Hofer-Denkmal hinzustellen“. Die Erweiterung kam nicht zustande.

Gemeinsam treten sie dafür im Theaterstück „Katharina Lanz“ des aus Rattenberg stammenden Schriftstellers und Publizisten Julius Kiener auf, der dieses im Jahr 1958 – im zeitlichen Umfeld des 150-Jahrjubiläums von 1809 – geschrieben hat. Katharina Lanz kam darin die Rolle eines „Komödienengels“ zu. Sie hatte einen „himmlischen Auftrag“ zu erfüllen, war mit hellseherischen Fähigkeiten ausgestattet und stand Andreas Hofer in seinen Entscheidungen und bis zu dessen Hinrichtung bei. Julius Kiener verstand sich als „Restaurator“ ihres Denkmals, wie Karl Stuefer in seiner Dissertation über ihn schreibt, und knüpfte hiermit an die religiösen Interpretationen des ausgehenden 19. Jahrhunderts an. Als „alttirolisch“ und „tiefreligiös“ wurde der Verfasser zeitgenössisch positioniert. Von einem befreundeten Lyriker

handelte er sich die Kritik ein, das Theaterstück nicht als Hoferstück tituliert zu haben. Hofer und Lanz sind so mitunter auch in Konkurrenz zueinander geraten.

Tendenziell jedoch waren beide, wenn auch in unterschiedlichen Rollen, im selben Gedächtnisprofil integriert. Immer wieder schrieben dieselben Autoren über beide. So reiht Hans Schmölzer in seinem im Jahr 1900 erschienenen Buch „Andreas Hofer und seine Kampfgenossen“ auch Katharina Lanz darunter ein. Das „Mädchen von Spinges“ als Heldinnenfigur und Spinges als *lieu de mémoire* sind in den anlässlich der Jahrhundertfeier 1909 gedruckten Postkartenserien vertreten. Auch in Andreas Hofer-Comics taucht Katharina Lanz regelmäßig auf: in „Andreas Hofers Leben und Sterben“, einem Comic aus dem Jahr 1959, den der Südtiroler Kriegspfer- und Frontkämpfer-Verband in Auftrag gegeben hat, und ebenso in jenem von Friedrich Stepanek, Christian Opperer und Martin Bodner „Wie es sich wirklich zugetragen in Tirol anno 1809: Die Insurgenten – Widerstand wider Willen“ aus dem Jahr 2009. Als Anfang des 20. Jahrhunderts in Livi-nallongo ein Denkmal für Katharina Lanz errichtet werden sollte, schrieb das Denkmalkomitee einen Wettbewerb unter Bildhauern aus, die im Ersten Andreas Hofer-Verein in Wien organisiert waren.

## Die Heldin, der Held – Religion und Nation

Die Zeit der am stärksten verdichteten Erinnerungskultur waren für beide die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg. Kulturkampf, Herz Jesu-Kult und die sich national aufladende politische Situation boten ein geeignetes Klima für das Zelebrieren von konservativ-katholisch geprägten HeldInnenfiguren. Nicht zuletzt hat das Geschlecht die ‚Karriereverläufe‘ der beiden HeldInnenfiguren geprägt.

Der wachsende Nationalismus des 19. Jahrhunderts drückte sich unter anderem darin aus, dass sich Darstellungen von Nationen in Frauengestalt häuften. Bilder und Denkmäler zu Ehren von Marianne, der Germania, der Britannia oder Italia mehrten sich; in Frankreich und Deutschland kam diese Tendenz insbesondere in den 1880er-Jahren stark zum Tragen. Eine vergleichbare allegorische Versinnbildlichung dürfte das „Mädchen von Spinges“ übernommen haben als Symbol, über das eine nationale Identität der Deutschtiroler mit geschaffen wurde. Im Tiroler Kontext kam ein hoher Stellenwert der Marienverehrung hinzu und mit dieser ebenfalls verstärkt im ausgehenden 19. Jahrhundert auch der Kult der Jungfräulichkeit, der unter anderem in Marienkongregationen seinen Ort hatte, aber weit darüber hinaus gesellschaftlich und kirchlich verankert war. Die ledige Bauernmagd war auch unter dieser Fahne gleichermaßen wie die ebenfalls ledige Pfarrersköchin als Symbolfigur einsetzbar.

Diskursiv markiert wurde die zunehmende Fokussierung auf diese Perspektive nicht zuletzt dadurch, dass die Bezeichnung als „Jungfrau“ immer öfter an die Stelle jener als „Mädchen von Spinges“ trat. War für den Einleitungsteil der ersten Inschrift zu Ehren von Katharina Lanz am Friedhof von Enneberg 1881 ursprünglich nur der Name vorgesehen, wurde dem in der letzten und umgesetzten Version „Die Jungfrau“ vorangestellt. An der Kirche in Spinges als Inschrift genutzt wurde eine Passage aus einem Gedicht, das Norbert Stock 1881 im Wochenblatt „Andreas Hofer“ veröffentlicht hat. Wieder ist hier die Jungfrau genannt, zweifach sogar, zugleich wird aber auch eine Art geschlechtsspezifische Arbeitsteilung vorgenommen: „Hier kämpfte am 2. April 1797 / Für Gott, Kaiser u. Vaterland / u. für dies Kirchlein / Die Heldenjungfrau / Katharina Lanz. / Männer, kämpfet für die Freiheit, / Lasst das Vaterland nicht knechten! / Für dies Kirchlein, für die Unschuld / Will ich arme Jungfrau fechten.“ Für Freiheit und Vaterland werden die Männer als zuständig erklärt, für das Kirchlein und die Unschuld die Frauen.

Dass sich das Bild der Heldin mit der religiösen Überhöhung verändert, wird mehreren Punkten deutlich: Der Zeitungsartikel von 1870, der das Heldenmädchen namentlich als Katharina Lanz identifiziert, versucht sie in eine passive Heldin zu verwandeln, die allein dadurch, dass sie vor der Kirchentür stand, die Feinde abgeschreckt habe. Gekämpft habe sie nicht und sie habe auch kein Blut vergossen. Mit dem Frauenbild des 19. Jahrhunderts und dem Frauen zugeschriebenen Geschlechterrollenbild war eine solche Sicht auf die Geschichte weit kompatibler – als das Bild einer kämpfenden Frauenfigur – auch wenn sie weder Hosen trug noch kurze Haare, ihre Geschlechterrolle also äußerlich im Unterschied zu den revolutionären Heldinnen jener Zeit nicht überschritten hat. Diese Anleihe beim Jean d’Arc-Mythos war nicht sonderlich erfolgreich – selbst auf dem 1909 in der Spingenser Kirche eingesetzten Glasmosaikfenster ist sie kämpfend mit der Heugabel in der Hand zu sehen. Doch scheint genau ab dieser Zeit die Konnotation mit der „Jungfrau von Orléans“ als Epitheton oder als Synonym für Katharina Lanz in einer gewissen Häufigkeit auf. In dieselbe Richtung einer Einpassung in ein gängiges Frauenbild weist nicht zuletzt der Bescheidenheitstopos. Dieser zieht sich durch die Geschichte der Heldin durch, ist auch Teil und Schlusspunkt kämpferischer Darstellungen: „Zu Haus hat sie den Stutzen bescheiden weggelegt, / und allsogleich im Stalle, wie sonst das Vieh gepflegt,“ so endet beispielsweise ein sehr langes Gedicht, das 1862 auszugsweise in den „Tiroler Stimmen“ veröffentlicht wurde. Im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert rückt das Motiv der Bescheidenheit immer mehr ins Zentrum: Jener Strang der Mythenbildung, wonach die Pfarrersköchin Katharina Lanz bis kurz vor ihrem Tod darüber geschwiegen habe, dass sie jenes Heldenmädchen gewesen sei, wurde zum Inbegriff ihrer lebenslangen Bescheidenheit stilisiert und zur eigentlichen Heldentat erklärt.

Solche Drehungen und Wendungen waren im Fall des Andreas Hofer nicht nötig. Mut und Tapferkeit, sich zur Wehr setzen und für seine Überzeugungen einstehen, wenn es sein muss, bis zum Tod – sind klassische Versatzstücke von Männer- und Heldenbiografien. Sie bedürfen keines Uminterpretierens, um gesellschaftlich akzeptiert zu sein. Die Verknüpfung von Waffenfähigkeit, von Verteidigungsbereitschaft und Männlichkeit waren vielmehr normative Konzepte gerade des ausgehenden 18. und 19. Jahrhunderts. Insbesondere im Kontext der antifranzösischen Kriegspropaganda der Zeit der sogenannten „Befreiungskriege“ war eine Abgrenzung von männlichem Mut und männlichen Tugenden gegenüber dem ‚Weiblichen‘ zu konstatieren, die – wie Karen Hagemann aufgezeigt hat – parallel zur Codierung von „Nation“ als männlich-militärischem Raum verlief. Dies setzt sich hundert Jahre später, in einem neuralgischen Moment der deutschtiroler ‚Nationsbildung‘, die im Kontext der Trentiner Autonomiebestrebungen zu sehen ist, durchaus fort, wenn Heinrich von Schullern 1909/1910 folgende Verse über „Andre Hofer“ schreibt: „Wir freuen uns, daß dieser Mann / Nicht weibisch war besaitet, / Daß seinen starren Reckensinn / ein hehrer Stolz geleitet“.

Element der geschlechtsspezifisch unterschiedlichen *hero patterns* ist – nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund einer Orientierung an einer ständisch organisierten Gesellschaft als Vorbild –, dass Andreas Hofer verheiratet war. Dieser Status stellte einen integrativen Bestandteil der rechtlichen-politischen Position eines Mannes in Haus und Gemeinde dar, war in frühneuzeitlichen Gesellschaften und darüber hinaus Voraussetzung männlicher ‚Vollwertigkeit‘. Über Hofer als „Mensch hinter dem Mythos“, wie Christian Oberhofer sein Buch betitelt hat, jenseits der Bergiselschlachten und seines Innsbrucker Regiments war bis vor kurzem nur vergleichsweise Spärliches bekannt.

Die der ‚bescheidenen Jungfrau‘ und den Frauen zugeordneten Handlungsfelder „Kirchlein“ und „Unschuld“ sind eine andere Bühne als jene von „Freiheit“ und „Vaterland“, die für die Männer vorgesehen war. In der religiösen Überhöhung ist beides vereint. Die Konstruktion der deutschtirolischen Nation gründete auf einer engen Verbindung zwischen Nationalgefühl *und* Religion, die sich darin verdichtete – Helden und Heldinnen dieser Ära hatten beides zu bedienen. Am Höhepunkt der religiösen Fantasien rund um Katharina Lanz wurde ihr Auftritt auf der Spingesser Friedhofsmauer als Marienerscheinung gehandelt: „Ihm schein sie“, hieß es in einer Erzählung aus dem Jahr 1903, „wie der Genius des Vaterlandes – ja, es gibt Leute, die behaupten, es sei die Muttergottes selbst gewesen“. Marienähnliche Wundererscheinungen gehörten zum Bildrepertoire von Erzählungen über den Krieg. Hier tauchte eine solche Verbindung allerdings erst hundert Jahre später auf in einem ganz spezifischen sozio-politischen und religiös durchtränkten Klima. Bestandteil dessen ist auch, dass Andreas Hofer eine besondere Marienverehrung zugeschrieben wurde. Er selbst firmierte sogar als „Kristusgestalt“, so ein



Eintrag ins Besucherbuch am Sandhof im Passeiertal – quasi ein „Wallfahrtsort“ – vom 6. September 1892, wie Christian Oberhofer in seinem Buch „Der andere Hofer“ schreibt. Beide Symbolfiguren wurden damit in den Bereich des Himmlischen und Göttlichen gerückt.

## Positionierungen und Aktionsfelder

Die „richtige“ Sicht auf Andreas Hofer blieb ein Zankapfel zwischen dem konservativen und liberalen Lager Tirols, und mit Kranewitters 1903 aufgeführtem Hofer-Stück und Skandal erfuhr dieser Konflikt einen Höhepunkt. Ungefähr zur gleichen Zeit entbrannte ein Streit um die nationale Zuordnung der Tiroler Heldin, die bis dahin – trotz der bereits 1870 in dem anonymen Zeitungsartikel erklärten ladinischen Herkunft der historischen Person Katharina Lanz – als Deutschtiroler Heldin gefeiert wurde. In Livinallongo, ihrem Sterbeort, sollte auf Initiative der lokalen Schützen ein Denkmal errichtet werden – medial bereits 1904 angekündigt, wurde es 1912 schließlich – zur Staatsaktion mutiert – mit großem Brimborium eingeweiht. Livinallongo war ladinisches Gebiet am Übergang zum italienischsprachigen. Im zunehmend konfrontativeren Verhältnis zwischen Deutsch- und Welschtirol war die Frage, welcher Seite die Ladiner angehörten, ein ständiges Konfliktthema – nicht nur in Hinblick auf Verwaltung und Amtssprache, sondern auch in Hinblick auf deren nationale Positionierung. Einen Höhepunkt erreichte der deutsch-italienische Konflikt in dem bereits länger andauernden Streit um die Eröffnung einer italienischen Rechtsfakultät an der Universität Innsbruck, die nicht zustande kam und im November 1904 in den *Fatti di Innsbruck* eskalierte. Dass nun zu dieser Zeit ausgerechnet auf ladinischem Gebiet und „hart an der italienischen Grenze“ – wie dies zeitgenössisch kommentiert wurde – ein Denkmal für Katharina Lanz errichtet werden sollte, wurde in Wien als Treuebeweis der Ladiner gegenüber dem Kaiserhaus und als Absage von deren Seite an die „irredentistischen Bestrebungen“ der Welschtiroler im Trentino gesehen.

Trotz dieser Loyalitätsgeste, die die Ladiner zugleich mit den Deutschtirolern verband, dürfte die politisch forcierte ladinische Verortung der Heldin doch den einen oder anderen Kratzer an ihrem Lack verursacht haben. Denn es ist wohl kein Zufall, dass genau zu jener Zeit, als sie als Deutschtiroler Identifikationsfigur abhandeln zu kommen drohte, eine „Gegenthese“ medial in Umlauf kam und über Jahrzehnte nicht verstummen wollte: Die ‚wahre‘ Katharina Lanz sei nicht jene in Enneberg, im ladinischen Gadertal geborene, sondern eine Katharina Lanz aus Natz in der Nähe von Brixen. Ettore Tolomei, der damals schon damit befasst war, die Italianität Deutschtirols über sein toponomastisches Programm zu konstruieren, schrieb 1912 in der von ihm gegründeten Zeitschrift „Archivio per l’Alto Adige“ über



das neue Denkmal und kam zum Schluss, dass Katharina Lanz als Ladinerin also eigentlich Italienerin gewesen sei: „Era dunque italiana la fanciulla“. Vereinnahmungen und Abgrenzungen charakterisierten diese Zeit.

Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges und der Fixierung der Brennergrenze kam Südtirol zu Italien. Der italienische Faschismus brachte dort u. a. das Aus für volkskulturelle Aktivitäten und Manifestationen mit sich – das öffentliche Zelebrieren von Helden und Heldinnen dieses Profils war nun nicht mehr möglich. Auch in Nordtirol trat dieses in den Hintergrund, vor allem veränderte sich in der Zeit des Austrofaschismus, des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges das Hoferbild zumindest zum Teil, und zwar in Richtung einer deutlich schwächeren katholischen Akzentuierung. Er galt jetzt als „leuchtendes Symbol deutscher Kraft und Stärke“ und wurde – wie auch Katharina Lanz in Südtirol – mit „Wehrbereitschaft“ konnotiert. Nicht zuletzt fungierte Andreas Hofer, der Freiheitsheld, als Symbolfigur für die veränderte Situation des Landes: Heinrich von Schullern hatte 1919 den Andreas Hofer-Bund gegründet, der sich gegen die Abtrennung Südtirols von Österreich stellte. Die Südtirolpolitik sollte insgesamt zum wichtigsten Aktionsfeld und Einsatzgebiet für Andreas Hofer und Katharina Lanz, insbesondere nach 1945 werden. Die Sicht auf die beiden blieb dabei auch nach dem Zweiten Weltkrieg von den im 19. Jahrhundert favorisierten wirkungsgeschichtlichen Perspektiven geprägt.

In diesem Zeichen stand die Gedenkfeier des Jahres 1946 am Bergisel, ausgerichtet – als kleine Ironie der Geschichte – ausgerechnet unter französischer Besatzung, die angehalten war, sich möglichst kooperativ zu zeigen, um nicht „alte Vorurteile“ aufkommen zu lassen. Insbesondere die Gedenkfeiern von 1959 wurden zu einer Demonstration der Geschlossenheit und Einheit in der damals ungelösten Südtirolfrage – deren Behandlung durch die Vereinten Nationen und die Jahre des Südtiroler Bombenterrors folgten. Beim Festzug wurde die „Dornenkrone“ als Symbol des Schmerzes über das geteilte Land mitgetragen. Erwähnenswert ist als ein weiterer Höhepunkt von 1959 die Gedenkfeier am Bergisel am Hohen Frauentag, dem 15. August, der im Zuge dessen zum Tiroler Landesfeiertag erklärt wurde. Eine Verbindung führt wiederum zu Hofer, der sich an jenem Tag des Jahres 1809 am Bergisel dem „Herzen Mariens“ anvertraut haben soll. Scheinbar nahtlos wurde so an den Geist von 1909 und davor angeknüpft. Kritische Worte waren kaum zu vernehmen.

Seitdem hat sich in der Perspektive auf Heldenhaftes und dessen identitätsstiftende Funktion doch einiges verändert. Spätestens das von Polarisierung gekennzeichnete Gedenkjahr 1984 hat einen Wendepunkt gebracht, und Andreas Hofer wurde vom sakrosankten Nimbus befreit, indem sich vermehrt kritische Stimmen eingemischt haben: einerseits in Hinblick auf die Glorifizierung von Andreas Hofer und von 1809, andererseits in Hinblick auf die Verkoppelung mit der Südtirol-



Abb. 5: Andreas und Katharina in modernem Gewande?

politik. So gab es Kontroversen um die wiederum beim Innsbrucker Umzug mitgetragene Dornenkrone, die nur mehr eine Minderheitenmeinung repräsentierte. Das Cover der Ausgabe der in Bozen erscheinenden Kulturzeitschrift „Sturzflüge“ vom Frühjahr 1984 zum Thema „Diroll 1809 oder: der AH-Effekt“ löste einige Empörung aus. Es zeigt einen nackten Männerkörper mit montiertem Andreas Hofer-Kopf auf einem Stuhl sitzend, eine lässig gekleidete und geschminkte junge Frau stützt einen Arm auf seine Schulter. Doch der Weg, der mit dem Inhalt des Heftes eingeschlagen wurde, war nicht mehr aufzuhalten: Eine neue Generation von HistorikerInnen und kulturell-politisch Interessierten setzt sich ohne Scheu und Scheuklappen mit dieser Figur kritisch auseinander. Das Bild des traditionsbewussten-religiös-konservativen Tirolers wurde nunmehr zu einem, das es zu kontextualisieren und zu historisieren, zu hinterfragen und aufzubrechen galt.

Nahezu ‚ketzerisch‘ stellte Christoph von Hartungen einige Jahre später die Identität von Katharina Lanz unter dem Titel ‚Katharina die Unbekannte‘ in der Südtiroler Wochenzeitschrift ‚FF‘ anlässlich ihres Bicentennaires im April 1997 zur Debatte. In den ‚Dolomiten‘, dem ‚Tagblatt der Südtiroler‘, und im ‚Katholischen Sonntagsblatt‘ hingegen erschienen die zu Fakten geronnenen Versatzstücke der immer gleichen Erzählungen und Legenden unter neuen Überschriften: ‚Eine Häuserin schrieb Tiroler Geschichte. Die Schlacht von Spinges vor 200 Jahren und die Heldin Katharina Lanz‘, hieß es beispielsweise im ‚Sonntagsblatt‘ im Frühling 1997 oder: ‚Ohne Frauen gibt es keine Siege. Rund 200 Schützen bei der Feier in Buchenstein‘ in den ‚Dolomiten‘ im Oktober desselben Jahres. Heldinnen- und Heldengedenken machen in erster Linie die Schützen zu ihrer Aufgabe.

Noch deutlicher und präsenter als 1984 waren die Stimmen rund um 2009, die eine angemessene Sicht auf die Ereignisse von 1809 einforderten. Zahlreiche kulturelle und wissenschaftliche Projekte beteiligten sich unter dem von der Südtiroler Kulturabteilung lancierten und programmatisch Weltoffenheit signalisierend gedachten Motto ‚Geschichte trifft Zukunft 1809–2009‘. Es waren dann auch Rosen statt Dornen, die bei dem nach wie vor offensichtlich unhintergehbaren Festumzug

in Innsbruck mitgetragen wurden. Doch hat das quasi obligate, wenn auch die Gemüter im Vorfeld erhitzende „Los von Rom“-Transparent rechter Hardliner auch dieses Mal nicht gefehlt. Das Medienecho war bunt: „Ach Mander, es ist ...“ übertitelte Norbert Dall'Ò seinen FF-Artikel über den Festumzug – alles Folklore und Spektakel? Die sicht-, hör- und lesbare Gleichzeitigkeit unterschiedlichster, zum Teil konträrer Perspektiven könnte bedeuten, dass die Postmoderne auch in Tirol und Südtirol angekommen ist. Identitäten haben sich vervielfältigt und halten – kondensiert im Slogan „Laptop und Lederhose“ – auch scheinbare Widersprüche aus.

Als Begleitprozess ist zum einen eine gewisse „Versüdtirolerung“ (Konrad Köstlin) nicht nur von Katharina Lanz, sondern auch von Andreas Hofer zu konstatieren – wenn auch das Bundesland Tirol 1948 das Andreas Hofer-Lied zur Landeshymne bestimmt und damit den Status dieses Freiheitshelden als dominante Identifikationsfigur zu zementieren versucht hat. Länger schon ist eine diesbezügliche Änderung jedoch Gegenstand von Debatten. Hinzu kommt zum anderen eine zunehmende Musealisierung: Katharina Lanz hat ihren festen Platz im ladinischen Museum in St. Martin in Thurn. Andreas Hofer ist, wenn auch nicht ausschließlich, das MuseumPasseier beim Sandhof gewidmet; 2009 stellte das Touriseum in Meran Andreas Hofer als „Tourismusheld?!“ aus. – Kann das alles als Zeichen dafür gelesen werden, dass die Tiroler „Jungfrau von Orléans“ und der Tiroler „Freiheitsheld“ nicht mehr länger als Identifikationsfiguren gebraucht werden? Zeit wär's ...

### **Weiterführende Literatur:**

- Cole, Laurence, „Für Gott, Kaiser und Vaterland“. Nationale Identität der deutschsprachigen Bevölkerung Tirols 1860–1914, Frankfurt a. M./New York 2000.
- Mertelseder, Bernhard / Mazohl, Brigitte / Weber, Johannes (Hg.), 1809 – und danach? Über die Allgegenwart der Vergangenheit in Tirol, Bozen/Innsbruck/Wien 2009,
- Oberhofer, Christian, Der andere Hofer. Der Mensch hinter dem Mythos, Innsbruck 2009.
- Schennach, Martin P., Revolte in der Region. Zur Tiroler Erhebung von 1809, Innsbruck 2009.
- Steinlechner, Siegfried, Des Hofers neue Kleider. Über die staatstragende Funktion von Mythen, Innsbruck/Wien/München 2000.

## 6. Das „Heilige Land“ und seine Schützen

Es mag an ihrem Mitmarschieren bei Prozessionen liegen, an ihren Salven während kirchlicher Zeremonien, an ihren Fahnen mit Herz-Jesu-Bild oder Muttergottes, dass man die Tiroler Schützen mit dem verschwommenen Begriff des angeblich „heiligen“ Landes Tirol in Verbindung bringt. Die Sicht von Touristen und anderen Tirolbesuchern? Bewusste Selbstinszenierung? Wenn ja, zu welchem Zweck? Missverständene Geschichte? Oder tatsächlich Teil der Tiroler Identität? Der Titel dieses Essays wurde bezeichnenderweise von einem in Berlin lebenden Tiroler vorgegeben. Da mischen sich Außensicht und Erinnerung an traute Kindheitseindrücke und vielleicht kritische Jugendgedanken, die ein überkommenes Bild in Frage stellen. Dem Autor wurde zwar die Möglichkeit eingeräumt, den Titel abzuändern, nach reiflicher Überlegung erscheint er jedoch durchaus passend für einen Essay, der – von der Darlegung historischer Fakten ausgehend – identitätsstiftende „Erinnerungsorte“ ausmachen und aus heutiger Sicht reflektieren soll.

### Als Tirol ein „unheiliges“ Land war

Schon bemerkenswert, wie sich der Topos bzw. das Klischee von Tirol als „Heiligem Land“ – ungeachtet der vor Ort ja deutlich zu beobachtenden Realität – außerhalb des Landes zu halten vermag, wenn auch oft mit leicht spöttischem Unterton. Weit zurück in seine Geschichte reicht der Ruf der Tiroler übrigens nicht, besonders fromm, gottesfürchtig, kirchentreu und sittenstreng zu sein. Die Visitationen des Kardinals Nikolaus Cusanus im 15. Jahrhundert zeigen ein ganz anderes Bild. Und als die Habsburger als Tiroler Landesfürsten ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf die Durchführung der Reformen des Konzils von Trient (1545–1563) und eine innerkirchliche Erneuerung pochten, wurden ihre Bemühungen von Klagen über verkommene Moralvorstellungen und überbordenden Aberglauben begleitet.

Es war nicht etwa so, dass ein bemühter Klerus chancenlos gegen die allgemeine Verwilderung der Sitten und des Glaubens gewesen wäre. Das Gegenteil war der Fall: Der Fisch begann am Kopf zu stinken, in Tirol nicht anders als sonst im christlichen Europa. Zerrüttete Zustände in der kirchlichen Verwaltung, Bi-

schöfe und Äbte, die ihre Pfründe zu einem moralisch verkommenen Luxusleben oft abseits ihrer Diözesen nützten und sich kaum um die Herde ihrer anvertrauten Schäflein kümmerten, am Land schlecht ausgebildete Seelsorger, die in allen Unarten ihren Oberhirten nacheiferten – wie sollte die solcherart allein gelassene Herde der Gläubigen nicht auf Abwege geraten und sich zerstreuen.

So fanden die zu Beginn der Neuzeit auftretenden Reformatoren auch in Tirol eifrige Anhänger, vor allem im städtischen Bereich, wo mit den Gütern der durchziehenden Händler und Frächter auch neue Gedanken ins Land kamen und die des Lesens kundigen Bürger sich dank der jungen Buchdruckerkunst aus Flugblättern und anderen Schriften persönlich von Gottes Wort und dessen Auslegung und über neue politische Ideen informieren konnten. Auch in dem unter Kaiser Maximilian aufstrebenden Beamtenstand und selbst in Adelskreisen fanden neue Ideen für Reformen in Gesellschaft und Kirche Anklang. Schließlich kamen mit den aus ganz Europa in die Tiroler Bergwerksstädte strömenden Knappen und Facharbeitern ebenfalls viele Anhänger der Reformation ins Land.

## **Die Habsburger und die Katholische Reform**

Nach der blutigen Niederschlagung des Bauernaufstandes, als jeder politische Widerstand für lange Zeit gebrochen war, sollten auch neue geistige Strömungen im Keim erstickt werden. Eifrig forschte die Tiroler Obrigkeit nach lutherischen und anderen ketzerischen Schriften und ging mit härtesten Strafen gegen das Täufer\_tum vor. Höhepunkt der Verfolgung war die Verbrennung des aus Sankt Lorenzen im Pustertal stammenden Anführers Jakob Hut(t)er vor dem Goldenen Dachl im Jahr 1536. Aber alle Gesetze und Gewaltmaßnahmen mussten ohne tief greifende Wirkung bleiben, solange es nicht zu echten innerkirchlichen Reformen kam, die den Menschen wieder Vertrauen in die Kirche und ihre Amtsträgern geben konnten, und die Befolgung ihrer Vorschriften und Gesetze wieder zum Herzensanliegen machte. Das 1545 in der Welschtiroler Bischofsstadt zusammengetretene und mit Unterbrechungen fast 20 Jahre währende Konzil sollte die notwendigen Schritte einleiten, doch wurden sie von den Tiroler Bischöfen größtenteils nur in ihren formalen Aspekten umgesetzt. Visitationen und Diözesansynoden zeigten Missstände auf, ohne sie samt Wurzel auszurotten. Impulse für eine dauernde Besserung der Situation brachten sie selten.

Es sei „weitgehend den Habsburgern zu danken“, dass „unser Land katholisch geblieben ist“, schreibt der Südtiroler Kirchenhistoriker Josef Gelmi. Tatsächlich war die „katholische Reform“ – wie man die innerkirchliche Erneuerungsbewegung im Unterschied zur „Reformation“ nennt – das erste Ziel aller habsburgischen Herrscher. Eine der wichtigsten Maßnahmen Kaiser Ferdinands I. war es,

die Jesuiten nach Tirol zu berufen. Ihre erfolgreiche Arbeit in anderen Ländern hatte sie empfohlen. So kamen 1561 sittenstrenge, gut ausgebildete und unermüdlische Ordenspriester nach Tirol, die sich vorteilhaft vom größten Teil des damaligen Klerus abhoben. Der 1564 zum neuen Landesfürsten ernannte Erzherzog Ferdinand II. förderte auch andere Klostergründungen. Und seine Nachfolger taten es ihm gleich. Bald wetteiferten Franziskaner, Kapuziner, Serviten und Dominikaner in Predigt, Seelsorge, Erziehung und Unterricht. Die Jesuiten führten in Innsbruck und Hall Gymnasien, deren Hauptaufgabe es war, die Priesterausbildung sowie die Geistigkeit der gebildeten Laien auf eine solide Grundlage zu stellen.

Die Jesuiten arbeiteten zum Teil mit neuen Methoden. Vor allem versuchten sie, den ganzen Menschen, alle seine Sinne, Gemüt und Verstand anzusprechen. So waren sie die ersten, die in ihren Kirchen Weihnatskrippen und während der Karwoche „Heilige Gräber“ zur Veranschaulichung der Leidensgeschichte Christi aufstellten. Aufführungen von Passionsspielen, Dialogen und geistlichen Stücken dienten der Erbauung und Glaubensverkündigung. Die anderen neuen Orden machten es den Jesuiten nach, seit etwa 1600 auch die alten Tiroler Klöster und Stifte, die im 16. Jahrhundert einen Tiefpunkt ihrer Entwicklung erreicht hatten und diesen nun langsam überwandten. Allmählich sorgten auch die Diözesanbehörden für eine Verbesserung des Nachwuchses bei den Weltpriestern.

Die zweite Hälfte des 17. und vor allem das 18. Jahrhundert sind gekennzeichnet von neuen Formen barocker Volksfrömmigkeit mit ihren Wallfahrten, Bittprozessionen, dem Rosenkranzgebete und anderen Andachtsformen, mit zahllosen neu gestifteten Kapellen und Muttergottesbildern auf den Hauswänden. Unter den besonders verehrten Heiligen nehmen Johannes Nepomuk, der 1729 kanonisiert wurde, und die Tiroler Dienstmagd Notburga eine besondere Stellung ein. Der heilige Josef wurde damals anstelle des bisherigen Schutzpatrons, des heiligen Georg, zum neuen Tiroler Landespatron erhoben. Das bereits im Mittelalter wichtige Bruderschaftswesen erreichte eine neue Blütezeit und wurde zusammen mit verschiedenen Kongregationen und Ständebünden zu einem der Träger des religiösen Lebens. Von entscheidender Bedeutung aber waren die Volksmissionen, die ab 1710 eine wahre Glaubensbegeisterung wachriefen und Tirol zum „Heiligen Land“ machten. Jeweils für mehrere Tage oder Wochen wurden in einer Pfarre Predigten zu zentralen Themen des Glaubens und des christlichen Zusammenlebens gehalten und Bußprozessionen durchgeführt, riefen die Missionare in eindringlichen Worten zur inneren Umkehr auf, luden zur Beichte, zu feierlichen Gottesdiensten und zur Kommunion – damals durchaus keine Selbstverständlichkeit. Dazu kamen Hausbesuche und Veranstaltungen verschiedenster Art.

Zeitgenössische Berichte und vor allem das offensichtliche Ergebnis lassen an der Wirkung der missionarischen Aktivitäten nicht zweifeln. Religiöse Praxis und Moralvorstellungen wandelten sich grundlegend. Ein „lebhaftes Religions-Ge-

fühl“ galt – wie Joseph Rohrer 1796 in seinem Buch „Uiber die Tiroler“ ausdrücklich bemerkt – ebenso als eine typische Eigenschaft der Tiroler wie eine „im Angesichte der ganzen Welt ungeheuchelte Frömmigkeit“ und eine „ausharrende Geduld in Unglücksfällen um Christi Willen“. Dass der Passeirer Wirt und Viehhändler Andreas Hofer 1809 auch während seiner Zeit als Oberkommandierender des Tiroler Aufgebots und als Regent in der Innsbrucker Hofburg mit seinen Getreuen täglich den Rosenkranz betete, war nichts Außergewöhnliches, es war allgemeine religiöse Praxis in den Familien. Und dass die Abgeordneten zum Tiroler Landtag 1796 in höchster Kriegsgefahr ihre Heimat mit dem Heiligsten Herzen Jesu verlobten, geht auf die Einführung und Propagierung des Herz-Jesu-Kultes durch die Volksmissionare zurück. Ein Land, mit dem Allerhöchsten verbündet – wahrlich ein Heiliges Land! Wann dem Land Tirol erstmals dieser Stempel aufgedrückt wurde, ist noch von keinem Historiker festgestellt worden.

Was hierzulande geschah, war deshalb für auswärtige Beobachter so auffallend, weil es sich weitgehend von anderen Provinzen der Habsburgermonarchie und von einem Großteil der europäischen Länder unterschied. Unter Maria Theresia und Joseph II. herrschte in Österreich die Aufklärung, die nichts wissen wollte von gefühlsbetonter, wundergläubiger und zeitraubender religiöser Praxis. Während Maria Theresia den Tiroler Volksmissionen noch durchaus wohlwollend gegenüberstand – sicher erkannte sie auch deren praktischen Nutzen zur Erziehung „braver“ Untertanen –, griff ihr Sohn mit immer entschiedeneren Verordnungen und strengeren Verboten in das kirchliche Leben, ja selbst in die private Religiosität ein. Vor allem dem Kult vom Heiligsten Herzen Jesu wurde der Kampf angesagt. Die Tiroler ließen sich aber ihre inzwischen zur heiligen Tradition gewordenen und – was oft übersehen wird – für die ewige Seligkeit als notwendig erachteten Andachtsformen und religiösen Übungen nicht nehmen. Und nach einigen Jahren des passiven Widerstandes oder verärgerten Gehorchens, wo es nicht anders ging, war mit dem Tod Josephs II. (1790) ohnehin das Ende dieser restriktiven Religionspolitik gekommen. Das Herz-Jesu-Gelöbnis von 1796 ist nicht zuletzt auch als demonstrativer Akt gegen die in Wien und Innsbruck immer noch aktiven und einflussreichen Anhänger der Aufklärung zu sehen.

## **Das „Heilige Land“ braucht einen Märtyrer**

Der Kampf der kirchlich-religiösen Traditionalisten um ihr „Heiliges Land“ sollte noch nicht ausgestanden sein. Bald schon, nämlich von 1806 bis 1813, war es die bayerische Regierung, die in dem von Österreich abgetretenen Tirol radikale Reformen im Bereich Kirche und Religion umsetzen wollte. Als nach der Rückkehr zu Österreich zumindest in kirchenpolitischen Belangen die alten Zustände wieder



hergestellt waren, setzte die konservative Landtagsmehrheit 1838 die Berufung des inzwischen wieder errichteten Jesuitenordens durch und verhinderte 1837 die Anerkennung protestantischer Gemeinden im Zillertal, die seit der Reformationszeit im Geheimen überlebt hatten. Im Sinne des Prinzips der „Glaubenseinheit“ wurden 427 Zillertaler, die ihrem Augsburger Bekenntnis nicht abschwören wollten, des Landes verwiesen. Für die Liberalen im Land, sozusagen die Erben der Aufklärung, bedeuteten beide Maßnahmen nichts anderes als Auswüchse einer klerikalen Interessenspolitik und Beweise für die geistige Knechtung Tirols. Zu dem Zeitpunkt waren die Anhänger des liberalen Gedankenguts noch keine politische Partei und dementsprechend unorganisiert. Dies änderte sich, als Österreich 1860/61 eine neue Verfassung erhielt und der Landtag nach immer demokratischer werdenden Kriterien gewählt wurde.

Das politische, gesellschaftliche und kulturelle Leben der folgenden Jahrzehnte war geprägt von einem regelrechten Kulturkampf zwischen den beiden Parteien einerseits, andererseits zwischen der konservativen Landtagsmehrheit und der zeitweise liberal orientierten Wiener Regierung, von der man sich nicht Gesetze aufzwingen lassen wollte, die man aus weltanschaulichen Gründen ablehnte. Es ging um die Zulassung der ersten evangelischen Kirchengemeinden in Tirol, was die Konservativen 1876 sogar zum Boykott einer Landtagsabstimmung veranlassete. Es ging zudem um die Übertragung der bisher kirchlichen Schulaufsicht auf staatliche Instanzen, es ging schließlich um Ehegesetze und ähnliche Problemfelder, die mit dem Verhältnis von Kirche und Staat zu tun haben.

Dass um 1880 der Liberalismus vom nationalen Gedanken abgelöst wurde, der jetzt von mehr oder weniger liberalen, vor allem aber national orientierten Gruppen vertreten wurde, änderte nichts am tief eingefressenen Gegensatz zur Konservativen Partei und zur christlich-sozialen Bewegung, die ab 1900 allmählich die führende Rolle im kirchentreuen Lager übernahm. Im politischen Kampf um tatsächliche oder vermeintliche Grundwerte eines „Heiligen Landes“ kam dessen Verteidigern die seit etwa 1870 anschwellende Welle patriotischer Gedenkfeiern zugute, die aus Andreas Hofer einen staatstragenden Helden ohne Fehl und Tadel und aus den Ereignissen des Jahres 1809 einen Mythos machten. Und das ungeachtet des zutiefst menschlich gezeichneten Hofer-Bildes im Drama Franz Kranewitters und der durchaus objektiven wissenschaftlichen Aufarbeitung durch Josef Hirn, der keine der Schwächen, keine der gravierenden Fehlentscheidungen, ja selbst keinen der Wortbrüche des Tiroler Oberkommandanten ausließ.

Andreas Hofer als Kämpfer für Habsburg genügte den Tiroler Konservativen aber nicht. Er musste für die eigenen politischen Zwecke instrumentalisiert werden. Die Tatsache nützend, dass er ja unbestritten auch um die Erhaltung überkommener Glaubensvorstellungen und gegen die Einschränkung traditioneller Formen der Religionsausübung durch das bayerische Regime kämpfte, wurde der



100 Jahre zurückliegende Freiheitskampf propagandistisch ausgebeutet und der Sandwirt zum christlichen Märtyrer hochstilisiert. Am besten kommt dies in der Kapelle beim Sandwirtshaus im Passeiertal zum Ausdruck, die in den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts errichtet und zehn Jahre später von Edmund von Wörndle mit Fresken geschmückt wurde. Eines zeigt Andreas Hofers am Boden liegenden Leichnam, Engeln mit Siegeskranz und Märtyrerpalme schweben ihm entgegen und werden ihn unverzüglich in den Tiroler Heiligenhimmel führen.

### **„Heiliges Land“ auch unter der NS-Herrschaft?**

Nach dem Ersten Weltkrieg ging der weltanschaulich-religiöse Streit zwischen den politischen Lagern Tirols in aller Schärfe weiter, wobei jetzt auch die Sozialdemokraten und ab ca. 1930 die Nationalsozialisten kräftig mitmischten. Die Anhänger Hitlers waren in Tirol besonders aktiv und erfolgreich. Immerhin war die Hauptstadt des „Heiligen Landes“ schon am Abend des 11. März 1938 in der Hand der bisher illegal operierenden Nationalsozialisten – noch vor der Erklärung Schuschniggs, dass er der Gewalt weiche, und zehn Stunden vor dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht. Eingebunden in das Deutsche Reich und den bekannten Unterdrückungs- und Disziplinierungsmaßnahmen ausgesetzt, verhielten sich die Katholiken in Tirol kaum anders als die Menschen anderswo. Zwar gab es unter ihnen eine „verbreitete, latente Opposition“, die konkretisierte sich aber hauptsächlich im Fall von „staatlichen Maßnahmen gegen äußere Erscheinungsformen des Glaubenslebens“ (Josef Riedmann), also wenn zum Beispiel Prozessionen verboten oder durch behördliche Schikanen behindert wurden. Weite Teile der gläubigen Bevölkerung seien deshalb „gefährlich aufgebracht“, heißt es in einem Polizeibericht.

Zum aktiven Widerstand reichte das Wissen um den grundsätzlichen Gegensatz zwischen der NS-Ideologie und den Prinzipien der katholischen Kirche nicht. Auch der erst 35-jährige Bischof Paulus Rusch, im Oktober 1938 als Apostolischer Administrator des Nordtiroler und Vorarlberger Teils der Diözese Brixen eingesetzt, stand zwar im offenen Gegensatz zu den kirchenfeindlichen Maßnahmen von Parteispitze und Gauleitung, doch gingen seine Proteste, Beschwerden und Aufrufe nie über die Grenze dessen hinaus, was innerhalb der bestehenden Gesetze möglich war. Er forderte auch vom Klerus und von den Gläubigen, staatliche Vorschriften einzuhalten und sich nicht zu unüberlegten Handlungen gegen das Regime hinreißen zu lassen.

Rusch suchte den Konsens, um der offiziellen Kirche mögliche Freiräume zu erhalten und abzusichern. Am besten gelang dies in der kirchlichen Jugendarbeit, vielleicht aber gerade deshalb, weil sich die verantwortlichen Kooperatoren und

ihre Jugendführer durchaus nicht so vorsichtig verhielten, sondern sich eher an der ebenfalls vom Bischof stammenden Forderung nach mutigem Verhalten orientierten. Sie agierten denn auch häufig am Rande der Legalität und riskierten Gauverweise und Gefängnisstrafen, wenn sie „im Untergrund“ ihre „Glaubensstunden“ abhielten und auch sonst den Einfluss von Schule und NS-Jugendorganisationen auszugleichen versuchten. Nach 1945 äußerte sich Bischof Rusch enttäuscht darüber, dass das Tiroler Volk „jenen Mut und jene Charakterstärke, deren es sich ansonsten rühmt“, hätte vermissen lassen. Er war überzeugt, dass „etwas mehr Zivilcourage und gemeinsame Tapferkeit [...] auch unter dem damaligen Regime“ einiges erreicht hätten. Man habe versäumt, die bestehenden Möglichkeiten durch passiven Widerstand und entschiedene Willenskundgebung zu nützen. Einzelnes Heldentum in manchen Fällen sei kein Alibi für den sonst gezeigten Kleinmut.

Womit Rusch wohl hauptsächlich jene elf Tiroler Priester meinte, die – sein Stellvertreter Carl Lampert an der Spitze – wegen ihres Glaubens und ihrer Kirchentreue in schwerwiegende Konflikte mit dem Regime gerieten und hingerichtet wurden. Zwei von ihnen, Pfarrer Otto Neuruhner und Pater Jakob Gapp, wurden 1996 selig gesprochen. Es gab aber auch Laien, die lieber ins KZ gingen, als sich der Diktatur zu beugen und gegen ihr Gewissen zu handeln. Als Beispiel sei Oberforstrat Karl Mayr aus Baumkirchen genannt, der sich – wie er dem Kreisleiter gegenüber erklärte – aus religiösen Gründen weigerte, seine Kinder zur HJ zu schicken. Die Folgen einer solchen Haltung waren im Vorhinein nicht abzusehen. Es blieb oft bei Schikanen, denen ein so renitenter Mensch in Zukunft ausgesetzt war; Mayr jedoch wurde verhaftet und kam im KZ Sachsenhausen ums Leben.

Betrachtet man die Kirchengaustritte während der NS-Zeit, so fällt das „Heilige Land Tirol“ nicht aus dem ostmärkischen Rahmen. Während es in Innsbruck mit seiner liberalen und nationalen Tradition ca. 8 Prozent waren, verließ in den Landpfarren nicht einmal ein halbes Prozent der Gläubigen die Kirche. Und auf die katholischen Riten an den wichtigsten Lebensstationen Geburt, Heirat und Begräbnis wollte man genauso wenig verzichten wie auf liebgewordene religiöse Bräuche, wiewohl die Partei für (fast) alles einen pseudo-zeremoniellen Ersatz anbot.

Das traditionsreiche Schützenwesen für ihre Zwecke zu nutzen, war den Nationalsozialisten ein besonderes Anliegen. Dass die SA gleich nach dem Anschluss die Gewehre der Schützenkompanien beschlagnahmte, bezeichnete Gauleiter Franz Hofer später denn auch als große Dummheit und argen Schnitzer, der sich „stimmungsmäßig verheerend“ auswirkte. Er plante eine feierliche Rückgabe der Waffen, was jedoch daran scheiterte, dass viele alte Stücke bereits in den Altwarenhandel gekommen oder verschrottet worden waren. Die Auflösung sämtlicher Vereine nach dem Anschluss hatte auch die Schützenkompanien betroffen. Diese Tatsache vermittelt in vielen Chroniken und Darstellungen der Geschichte des Schützenwesens ein falsches Bild, denn die Schützengilden und Trachtenschüt-

zenkompanien bestanden natürlich unter dem Dach des vom Gauleiter gegründeten „Standschützen-Verbandes“ weiter.

Bei aller Wertschätzung und Förderung von nationalsozialistisch gedeuteter Tradition und der Einbindung NS-geeigneten Brauchtums in Alltag und Feste galten die Schützenkompanien in erster Linie doch als Instrument der Propaganda und als geeignetes Medium, breitere Bevölkerungsschichten zu erreichen. Vor allem auf dem Land, wo man den neuen Machthabern skeptischer gegenüberstand als in den größeren Städten, war dies von Bedeutung. Man verstand den Standschützen-Verband geradezu als eine Hilfsorganisation der Partei, „über die die Bevölkerung leichter anzusprechen ist als über die offizielle Organisation der NS-DAP“. Auch in der „Pflege der Wehrhaftigkeit“ sah die Partei naturgemäß eine wichtige Aufgabe sowohl der Sport- wie der Trachtenschützen. Die Schießstände wurden großzügig ausgebaut und alljährlich Landesschießen veranstaltet, die immer mehr zu wirkungsvollen Massenveranstaltungen wurden.

Die einzelnen Schützenkompanien, aus deren Kommandostrukturen bekannte Gegner des Nationalsozialismus rigoros entfernt wurden, ließen sich in unterschiedlichem Maß von den Parteibonzen instrumentalisieren. Auch wie viel Druck und welche Drohungen notwendig waren, um einzelne Kompanien zu Aufmärschen bei Parteiveranstaltungen zu veranlassen, oder ob dies freiwillig oder gar mit Begeisterung geschah, war von Ort zu Ort und von Anlass zu Anlass verschieden. Fotos von Schützenformationen mit zum Hitlergruß erhobenen Händen, Schützen mit Hakenkreuzfahnen hoch zu Ross oder Bilder mit sonstigen wirkungsvollen und demaskierenden Motiven können wohl nicht als Beweis für die nationalsozialistische Gesinnung „der Schützen“ gewertet werden. Sie verhielten sich – als Organisation und jeder einzelne für sich – nicht anders als die Tiroler Bevölkerung insgesamt. Bischof Rusch war dennoch gerade von den Schützen ob ihrer Willfährigkeit dem NS-Regime gegenüber enttäuscht und verbot unter anderem nach 1945 einer Kompanie die Mitwirkung an einer kirchlichen Feier im Dom.

## **Von den Anfängen des Schützenwesens**

Die Tiroler Schützen führen ihre Tradition auf das sogenannte Landlibell Kaiser Maximilians I. von 1511 zurück. Diese unter Mitwirkung der Landstände festgelegte Wehrverfassung enthält sowohl die Verpflichtung der Tiroler zur Verteidigung ihrer Heimat als auch ihre Befreiung von Kriegsdiensten außerhalb des Landes. Darauf beriefen sich in den folgenden Jahrhunderten die Landstände immer wieder und mit Nachdruck, wenn der habsburgische Landesherr Tiroler Aufgebote auf ferne Kriegsschauplätze schicken oder eine Dienstverpflichtung

der Tiroler beim regulären Heer einführen wollte. Diese Tatsache bleibt bestehen, auch wenn die moderne Forschung am Mythos Landlibell gekratzt hat und die Bedeutung der Urkunde von 1511 weniger hoch einschätzt. Tatsächlich enthält sie nichts völlig Neues, sondern hat als Zuzugsordnung für das Landesaufgebot Vorläufer.

Für die Tiroler Bauern und die Bürger der jungen Städte bedeutete die Verbesserung ihrer sozialen und rechtlichen Lage seit Meinhard II. auch eine zunehmende Verpflichtung zum Wehrdienst für ihren Fürsten, wozu früher nur der Adel herangezogen worden war. Gleichzeitig wandelte sich die Kriegstechnik. Seit dem 14. Jahrhundert brachte das Fußvolk, mit Speiß oder Armbrust bewaffnet, den schwerfälligen Ritterheeren immer häufiger vernichtende Niederlagen bei. 1386 wurden mehrere Dutzend Tiroler Ritter mit ihren Knechten Opfer dieser Entwicklung. Sie fielen bei Sempach im Kampf gegen Schweizer Bauern. Auch der habsburgische Landesfürst Leopold III. kam ums Leben. Kein Wunder, dass sein Bruder Friedrich IV. 1406 erstmals Regeln festlegte, nach welchen Städte und Landgerichte im Kriegsfall eine gewisse Zahl von Bewaffneten zu stellen hatten.

Zu einer ersten landesweiten Verteidigungsordnung kam es unter Sigmund dem Münzreichen, als 1477/78 türkische Scharen über den Balkan herauf bis nach Kärnten vorstießen und die Grenzen Tirols in Gefahr waren. Als sein Nachfolger Maximilian I. in Oberitalien gegen Venedig Krieg führte und das Kernland seiner Herrschaft im Rücken von treuen und verlässlichen Kämpfern verteidigt wissen wollte, kam es zum erwähnten Landlibell, nicht etwa ein Gunstbeweis, sondern ein Dokument der Staatsraison und Notwendigkeit, aber auch des kaiserlichen Vertrauens in „seine“ Tiroler. Genau war festgelegt, wie viele Bewaffnete jede Gemeinde im Falle eines Angriffs auf Tirol für das Aufgebot ihres Gerichts zu stellen hatte. Die Zahl war je nach Größe der Feindesgefahr unterschiedlich hoch. Was die Ausrüstung betrifft, besaßen die Wohlhabenderen unter den Wehrpflichtigen selbst ein Gewehr und brachten es durch regelmäßiges Üben zu einer beachtlichen Fertigkeit im Umgang mit ihrer Waffe, weshalb sie auch Scharf- oder Scheibenschützen genannt wurden. Der Betrieb am dörflichen Schießstand war somit Volkssport, gesellige Unterhaltung und militärische Ausbildung zugleich und ist aus der Tiroler Volkskultur nicht wegzudenken.

Beim Einsatz waren die Schützen in Kompanien organisiert und wählten sich ihre Kommandanten selber. Sie waren nicht uniformiert, sondern trugen den grauen oder braunen Schützenrock oder das einfache Alltagsgewand, das sich von der bunten Festtagstracht ihres jeweiligen Tales natürlich stark unterschied. Jene Dorfbewohner, die sich kein Gewehr leisten konnten und deshalb bei keinem Schießstand eingeschrieben waren, bildeten den mit Morgensternen, Sensen und anderen sogenannten „Mordwaffen“ ausgerüsteten Landsturm und rückten im äußersten Notfall als „letztes Aufgebot“ aus.

## Die größten Kriegseinsätze: 1703 und 1809

Die Zuzugsordnung wurde im Lauf der Jahrhunderte immer wieder den Erfordernissen der Landesverteidigung angepasst. Manchmal brachte ein Ernstfall Missstände der Organisation zu Tage, gab es Klagen über mangelnde Wehrbereitschaft oder schlechte Ausrüstung. Doch im Großen und Ganzen funktionierte das Schützenwesen, und zwar bei kleinen Abwehrkämpfen – etwa während des Dreißigjährigen Krieges – genauso wie in den zwei größten Einsätzen: 1703, als der nach Tirol eingebrochene bayerische Kurfürst mit seinem Heer aus dem Land vertrieben wurde, und 1809, als es gegen die Soldaten Napoleons und seiner Verbündeten Bayern und Sachsen ging.

Beschränken wir uns, da es hier weder um Militärgeschichte noch um die Ereignisse im Einzelnen geht, auf die Frage, warum und wofür die Tiroler damals kämpften, denn in beiden Fällen wären sie durch die Wehrverfassung nicht dazu verpflichtet gewesen. 1703 war die vom Einmarsch der Bayern überrumpelte Obrigkeit für völlige Unterwerfung und entließ das viel zu spät einberufene Landesaufgebot. Warum zog man dann trotzdem in einen aussichtslos scheinenden Kampf? In erster Linie hat wohl das sinnlose Wüten der bayerischen Soldateska die Entscheidung aufgedrängt. Im Unterinntal, im Raum Innsbruck und im Stubai wurde gemordet und geraubt, blieben verwüstete Fluren und brennende Höfe zurück, wenn die Streiftrupps abzogen, die keine Rücksicht kannten und alle Zusagen des Kurfürsten missachteten. Es war schlicht und einfach Selbstschutz, Verteidigung der eigenen Dörfer, Höfe und Familien.

Ein Jahrhundert später, im Jahr 1809 war es ganz anders. Da waren die Bayern ja schon die Herren im Land. Wenn sich ein enger Kreis von Schützenhauptleuten von der Wiener Propaganda überzeugen ließ, sich bei Ausbruch eines Krieges zwischen Österreich und Frankreich, dessen Verbündeter Bayern war, gegen die Besatzer zu erheben, dann gab es dafür keinerlei gesetzliche Verpflichtung. Im Gegenteil: Gefinkelte Juristen der Wiener Kriegspartei mussten den Tirolern erst nachweisen, dass sie sich nicht als Rebellen gegen eine gesetzmäßige Regierung fühlen mussten. Ein solchermaßen beruhigtes Gewissen stand dem sehr komplexen Bündel von Gründen, die bayerische Herrschaft loszuwerden, nicht mehr im Weg. Als Österreich nach wenigen Monaten mit Napoleon Waffenstillstand und später Frieden schließen musste, der Tirol bei Bayern beließ, wehrten sich die Schützen, jetzt ganz auf sich allein gestellt, gegen eine Wiedereroberung des befreiten Landes. Man wollte nicht zurück unter die verhasste bayerische Herrschaft. Die Führung verlor jedes Augenmaß für die eigenen Möglichkeiten und stürzte das Land in eine vermeidbare Katastrophe.

Aus heutiger Sicht und auf die Frage bezogen, ob die Schützentradition für uns positive Werte aufzeigen kann, fallen einige der Gründe für den Aufstand kaum ins

Gewicht, etwa die Klagen über wirtschaftlichen Niedergang und zu hohen Steuerdruck. Auch die zu rasch und radikal durchgeführten Reformen auf vielen Gebieten der Verwaltung und des Rechtswesens wären zu ertragen gewesen. Besser nachempfinden können wir die Verärgerung über den Verlust der Landesidentität durch Abschaffung des Landtages, ja sogar des Namens Tirol, und das Entsetzen über die Einführung der Dienstpflicht beim bayerischen Militär. Der Wunsch nach einer Rückkehr unter das Zepter der Habsburger hat wohl auch eine gewisse Rolle gespielt, weniger aus sentimentaler Anhänglichkeit oder unreflektierter Kaisertrübe, sondern weil es den Tirolern unter den Habsburgern im Großen und Ganzen gut gegangen war. Verständlich, für heutige Diskussionen aber weniger geeignet.

### **„In der einen Hand den Rosenkranz...“**

Zu denken gibt dagegen der Einfluss der bayerischen Kirchenpolitik auf die Stimmung im Volk, und Hofers Worte in seinem Aufruf an die Stubai Schützen, es werde wohl jeder mitkämpfen, „indem wir es nur wegen Gott und dem Glauben thun“. Es war dem Oberkommandanten durchaus ernst, wenn er in seinen „Laufzetteln“ und gedruckten Aufrufen immer wieder auf den gefährdeten Glauben verwies und die Hilfe der Muttergottes und des heiligsten Herzen Jesu beschwor. Viele Quellen belegen die religiöse Motivation für den Aufstand nicht nur beim Sandwirt, dessen öffentlich bekundete Frömmigkeit von „modern“ denkenden Zeitgenossen unverhohlen belächelt wurde. Josef Freiherr von Hormayr, schon als Landesintendant nach der Befreiung auf Hofers wachsende Popularität eifersüchtig, schreibt später voller Spott über ihn, er habe „als die ihm eigenthümliche Waffengattung immerdar in der einen Hand den Rosenkranz, in der anderen die Weinflasche geführt“.

Originell formuliert, aber auch nicht mehr. Und doch bis heute gängiges Klischee all jener, die vom Sandwirt nicht viel halten, den Begriff Freiheitskampf nicht gelten lassen und stattdessen von einem erzreaktionären Aufstand gegen die fortschrittlichen Reformen der Bayern reden. In Wahrheit ging es sehr wohl um Freiheit. Nicht eine Freiheit im Sinne der Französischen Revolution oder der Romantik. Das Wort Freiheit kommt auch kaum einmal vor in den Proklamationen. Aber es ging um die Freiheit der Tiroler, nach eigenen Vorstellungen leben zu dürfen, was die bayerische Verwaltung durch ihre mit äußerster Strenge durchgezogenen Reformen in allen Lebensbereichen erschwert oder gar unmöglich gemacht hatte. Dass viele Maßnahmen überfällig waren, änderte nichts am Unmut über die rücksichtslose Art ihrer Durchführung.

Vor allem empörte es die meisten Menschen am Land, dass sie die Religion nicht mehr so ausüben durften, wie sie es für richtig hielten. Wir können heute kaum nachempfinden, was das Verbot vieler religiöser Bräuche für die damaligen

Tiroler bedeutete, wie sehr die Eingriffe ins kirchliche Leben verletzen und empören mussten, auch wenn sie natürlich nicht die Substanz des Glaubens betrafen und die „aufgeklärten“ Städter und Intellektuellen wenig berührten. Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung hing an den althergebrachten oder durch die Volksmissionen des 18. Jahrhunderts eingeführten Formen der Frömmigkeit und hielt sie für wesentliche Bestandteile der Religion, ihre strikte Einhaltung wohl auch für eine Art Garantie zur Erlangung der ewigen Seligkeit. Oder wenigstens für eine Möglichkeit, irdisches Unheil abzuwehren, man denke nur an die frühsommerlichen Bittprozessionen oder das Wetterläuten. Und daran wurde man jetzt durch eine staatliche Gewalt gehindert, die noch dazu Kirchen sperrte, Klöster aufhob, Geistliche maßregelte und Bischöfe des Landes verwies. Kein Wunder, dass die Tiroler die Bayern für eine gottlose Bande hielten. Dass sie als Verbündete Napoleons ins Land gekommen waren, tat ein Übriges, denn der selbsternannte Franzosenkaiser galt vielen als Erbe und Vollender der französischen Revolution mit ihrer Kirchenverfolgung, somit als eine Art Antichrist.

Die ernste Sorge der überwiegenden Mehrheit der Tiroler Bevölkerung um ihre Religion kann man jedenfalls nicht – wie es heute auch unter Historikern manchmal passiert – mit der Bemerkung abtun, die Bayern wären halt moderner gewesen und hätten den Tirolern nur helfen wollen, von Übertreibungen des katholischen Kults loszukommen. Das ist die Sichtweise von heute, die man bei der Beurteilung historischer Ereignisse tunlichst vermeiden sollte. Dagegen ist es durchaus berechtigt und angebracht, darüber zu diskutieren, ob das Geschehen von 1809 uns heute, besonders den jungen Menschen, noch etwas sagen kann. Ist zum Beispiel nicht die Zivilcourage von Menschen zu bewundern, die für ihre Überzeugung und für vermeintliche oder tatsächliche höhere Werte eintreten, ja, dafür zu kämpfen bereit sind, auch unter Opfern? Waren das nicht doch „Helden“, auch wenn den Begriff heute niemand mehr verwenden mag? Bei Gedenkjahrdiskussionen mit jungen Schützen konnte man solche Fragen hören. Oder die Meinung, dass Andreas Hofer und seine Kampfgenossen in dieser Hinsicht Vorbilder sein können. Man muss ja nicht gleich zum Stutzen greifen, oft reicht es, den Mund aufzumachen, zitiert ein 18-jähriger, was er in einem Zeitungskommentar gelesen hat. Sich zu wehren, wenn in Gefahr ist, was man für wichtig und wesentlich hält – ist das nicht eine jederzeit aktuelle Tugend? Sich dafür einzusetzen, auch gegen größte Hindernisse und mit den Mitteln, die die Situation erfordert, ist das nicht Freiheitskampf? „Warum wollen dann manche Historiker diese Bezeichnung für den Einsatz der Schützen im Jahr 1809 nicht mehr verwenden?“, versteht ein anderer die Welt nicht mehr. Heißt Freiheit nicht auch, so leben zu können, wie man es für richtig hält?

Und dann die warnenden Lehren der Geschichte. Im Gespräch mit dem Bildungsoffizier des Bundes der Tiroler Schützenkompanien, Fritz Tiefenthaler, wird

klar, dass man in deren Reihen nicht nur auf Heldentum setzt, sondern durchaus kritisch mit der Vergangenheit umgeht. Immerhin bietet das Jahr 1809 genügend Ansatzmöglichkeiten dazu. Welchen Schaden Fanatismus anrichten kann, zum Beispiel. Oder den Einfluss geschickter Propaganda auf ein ganzes Volk. Dazu brauche es aber das nötige Wissen, ungeschminkt, ohne gutgemeinte Beschönigung oder gar mythische Verklärung. Es gibt genügend Literatur dazu, weiß Tiefenthaler, wir müssen ihre Inhalte, auch neue Erkenntnisse, nur verständlich und eindringlich vermitteln. Warum nicht auch in Festreden bei Schützenaufmärschen darauf hinweisen, wie schrecklich es damals war und wie sinnlos zum Teil, vor allem am Schluss, als längst alles verloren war und dennoch weitergekämpft wurde? Er sei überzeugt, dass all die negativen Seiten dieses Volksaufstandes, von den Plünderungen in Innsbrucker Bürgerhäusern und Geschäften und der Jagd auf die wenigen jüdischen Familien am 12. April bis hin zum verhängnisvollen Fanatismus einiger Anführer und zu Hofers Versagen in den letzten Kriegswochen, die schier unglaublichen Leistungen der Tiroler Landbevölkerung, nicht nur der damaligen Schützen, den Mut und die Opferbereitschaft zehntausender Menschen nicht zu schmälern vermögen.

## **Der Siegeszug der Paradeschützen**

1809 war der letzte große Kampfeinsatz der Tiroler Schützen in Befolgung der alten Wehrtradition. 1848 an der Südgrenze gegen italienische Freischaren war es schon anders. Da gab es auch die Tiroler Kaiserjäger als Teil des stehenden Heeres. Die freiwillig ausgerückten Schützenkompanien hatten lediglich die Grenze zu sichern. 1859 und 1866 war es nicht viel anders. Längst hatte die Geschichte des Tiroler Schützenwesens eine andere Richtung eingeschlagen.

Während sich an den Schießständen Schützengilden mit dem Ziel sportlicher Betätigung bildeten, verschrieben sich manche Kompanien der Aufgabe, bei Prozessionen, Begräbnissen und Empfängen aufzumarschieren und Feste durch ihre Paraden zu verschönern. Einzelne Schützenhauptleute hatten schon früher Wert darauf gelegt, die in Friedenszeiten zu diversen Anlässen ausrückende Mannschaft des schönen Bildes wegen möglichst einheitlich zu kleiden, eine Tendenz, die 1838 anlässlich der Erbhuldigung vor Kaiser Ferdinand I. voll zur Geltung kam. Das Ereignis markiert den Beginn des Schützenwesens, wie wir es heute kennen. Erstmals defilierten tausende Schützen in zum Teil neu gegründeten Kompanien am Rennweg. Als der Kaiser 1848 vor der Revolution in Wien nach Tirol floh, wiederholte sich dieses Schauspiel. Große Schützenaufmärsche gab es dann wieder 1863 zur Feier der 500-jährigen Zugehörigkeit Tirols zu Österreich und 1885 beim Zweiten Österreichischen Bundesschießen, als Kaiser Franz Joseph mit drei Erzherzögen in Tirol



weilte. Die Defilierung sollte in erster Linie Kaiserstreue und Wehrhaftigkeit des Landes und seiner Bewohner demonstrieren.

Jedes Mal waren es mehr Kompanien, die aufmarschierten, immer häufiger nicht wie bisher von Trommlern und Schwegelpfeifern, sondern von Blasmusikgruppen nach dem Vorbild der Militärkapellen begleitet. Die alte Wehrverfassung hatte zwar keine Bedeutung mehr, aber als Vereine organisiert, knüpften die sogenannten „Parade- oder Schönwetterschützen“ an deren Tradition an. Die Trachten, die sie sich meist neu schneiden ließen, waren von Tal zu Tal, ja nicht selten von Ort zu Ort verschieden, teils nach alten Vorbildern entworfen, teils einfach nett und adrett, und hatten oft nur mehr entfernt mit dem zu tun, was man früher als Festtags-tracht trug. Aus dem Alltag war die Tracht seit der Mitte des 19. Jahrhunderts – wenn man von wenigen Tälern absieht – weitgehend verschwunden. Das heute viel bewunderte bunte Bild der Schützenaufmärsche, der „landesüblichen Empfänge“ und dörflichen Feste entstand aus einem Mix aus neu erwachtem Traditionsbewusstsein, modischem Folklorewesen und touristischen Interessen. In der NS-Zeit spielte sogar politisch-ideologische Einflussnahme mit.

Einen ersten Höhepunkt hatte die Entwicklung des neuen Schützenwesens mit dem Festumzug von 1909 zur Jahrhundertfeier der Freiheitskämpfe erreicht. Es war ein prächtiges Fest der Schützen und Trachten. Die Art und Weise freilich, wie man damals der Ereignisse von 1809 gedachte, war geprägt von patriotisch schöngefärbter Geschichtsdarstellung und Heldenverehrung. Schrecken, Opfer und die traurigen Folgen, auch des Herrscherhauses Mitschuld an der Tragödie wurden weitgehend ausgeklammert. Die politische Umfärbung Hofers und seiner Getreuen sollte im Ständestaat und unter den Nazis noch ärgere Blüten treiben. Und 1959 stand der Festumzug ganz im Zeichen des damals noch ungelösten Südtirol-Problems. Dass als Symbol für die unhaltbaren Zustände südlich des Brenners eine Dornenkrone mitgetragen wurde, fanden damals die meisten Tiroler als berechtigtes Signal an die Weltöffentlichkeit. 1984 sah es schon anders aus. Angesichts der inzwischen erkämpften Autonomie und des aufblühenden Wohlstands löste die neuerliche Strapazierung dieses Symbols für Unrecht und Leid bei vielen Unverständnis und Kritik aus.

Dass Bedenken wegen der politischen Umdeutung des zutiefst religiösen Symbols der Dornenkrone 1984 wie schon 1959 nur zaghaft geäußert wurden, ist be-



Abb. 6: Die Tiroler Schützen als Traditionsgut auf Briefmarke

merkwürdig. Ein letztes Überbleibsel des „Heiligen Landes“? Oder ein seit dem 19. Jahrhundert vertrauter Zusammenhang zwischen Schützen und religiösen Sinnbildern. Denn es waren ja Schützen, die diese Form des demonstrativen Protestes initiierten und Christi Leidenssymbol durch die Straßen von Innsbruck trugen. Als antirömische Hardliner unter den Südtiroler Schützen auch 2009 beim Festumzug die Dornenkrone dabei haben wollten, kam es zum Streit. Als Kompromiss ließ man schließlich – das Ergebnis eines Ideenwettbewerbs – Rosen aus den Dornen wachsen. Ein schönes Symbol für den Weg Alt-Tirols in die europäische Zukunft, fanden viele, vielleicht die meisten der tausenden Mitmarschierer und Zuschauer.

Doch was hat das mit den Schützen zu tun? Und was haben die Schützen mit Tiroler Identität zu tun? Eine höchst private und nicht repräsentative Umfrage am Rande des Festumzugs, der trotz vieler anderer Gruppen in erster Linie aus Musikkapellen und Schützenkompanien aller Landesteile bestand, ergab weitgehendes Gefallen am festlich-bunten Bild und ein wenig Stolz auf die alten Tiroler Traditionen. Was nicht viel bedeutet, denn diejenigen, die nichts von all dem halten, waren ja nicht vor Ort. Die stellen sich eher die Frage nach dem Sinn des Schützenwesens in unserer Zeit. Reine Brauchtumpflege und Touristenattraktion wie Jodler und Schuhplattler? Aufputz für Empfänge und Feste? Lohnt es sich, darum herum so viel Tamtam zu machen und dafür so viel Geld auszugeben?

## **Ein Pakt mit der Kirche und den Gemeinden**

Dieses Dilemma spüren auch die führenden Persönlichkeiten im Bund der Tiroler Schützenkompanien, wie deren Dachorganisation im Bundesland Tirol heißt. So gab es immer wieder Initiativen für einen angemessenen Einsatz der Schützen zum Wohl der Allgemeinheit. Mit Aktivitäten für den Umweltschutz und dem Erhalt von Kleindenkmälern machten viele schon vor Jahrzehnten den Anfang. Und 2009 schloss man mit der Diözese Innsbruck und dem Tiroler Gemeindeverband einen sogenannten „Allianzvertrag“, demzufolge sich die einzelnen Kompanien für Hilfeleistung in ausgesuchten Sozialfällen oder zu besonderen Diensten in ihrer Gemeinde verpflichten. Zu Hilfe gerufen von den Bürgermeistern oder Pfarrern, eingeteilt vielfach von den Leitern der Sozialsprengel, leisten Mitglieder der örtlichen Schützenkompanie abwechselnd wertvolle Arbeit.

Es fällt auf, dass der „Allianzvertrag“, oft auch „Sozialpakt“ genannt, nicht mit dem Land Tirol geschlossen wurde, sondern mit dem Gemeindeverband und der Diözese. Einerseits kommt damit recht gut die Bedeutung der Schützen in den Dörfern zum Ausdruck, andererseits das nach wie vor vorhandene Nahverhältnis zur katholischen Kirche. „Das hat mit unserer Tradition zu tun, aber auch viel mit den Personen, die bei den Schützen und in der Diözese an der Spitze

stehen“, meint Fritz Tiefenthaler, bei Redaktionsschluss dieses Buches designierter neuer Landeskommandant, also oberster Repräsentant der Ost- und Nordtiroler Schützen. Institutionalisiert ist die enge Beziehung durch Statuten und Beschlüsse nur insoweit, als der Hauptmann der Kompanie und der Obmann des Vereins – das fällt nicht immer zusammen – Kirchenmitglieder sein müssen. Von den anderen wird nur ein Bekenntnis zum Christentum und seinen Wertvorstellungen verlangt.

Als den letzten Rest des „Heiligen Landes Tirol“ und dessen Beschützer möchte Tiefenthaler die Schützen aber nicht sehen. Dagegen stimmt er der Frage nach der identitätsstiftenden Wirkung des Schütze-Seins durchaus zu. „Allerdings eher auf dörflicher Ebene. Wir merken das vor allem an den vielen Familien, die aus anderen Bundesländern zugezogen sind. Als Schütze fühlt er sich ganz der dörflichen Gemeinschaft zugehörig. In Mils zum Beispiel stammen von drei Schützen zwei aus anderen Gegenden und die meisten sagen, dass sie sich erst wirklich als Milser gefühlt haben, als sie zur Kompanie gegangen sind.“

Dass auf Landesebene den Schützen ein wesentlich geringeres Gewicht zukommt, hängt nicht zuletzt mit ihrem zahlenmäßigen Anteil an der Bevölkerung zusammen. Im Bundesland Tirol leben ca. 710.000 Menschen, davon sind 14.600 Mitglieder einer Schützenkompanie. Rechnet man ihre Familien dazu und – ganz korrekt ist das ja nicht, denn die Motive fürs Mitmachen sind hier wohl ganz andere – auch noch die vielfach gemeinsam mit den Schützen ausrückenden Mitglieder der Blasmusikkapellen mit ihren Angehörigen, dann kommt man auf ca. 75.000 Personen, die mit dem Schützenwesen in Verbindung stehen. Gute zehn Prozent also. Im ländlichen Raum mehr, in den Städten wesentlich weniger. Je nach Standpunkt ist das viel oder wenig. Repräsentativ für die Gesamtbevölkerung sind sie jedenfalls nicht, die Schützen. Für neun von zehn hier lebende Menschen sicher auch nicht „Teil der Tiroler Identität“.

In diesem Zusammenhang muss betont werden, dass sich die Situation des Schützenwesens in Südtirol wesentlich von Nord- und Osttirol unterscheidet. Das hängt mit der langen Unterbrechung der Tradition im Faschismus zusammen und mit den Schwierigkeiten, die es auch nachher noch drei Jahrzehnte lang mit der italienischen Politik gegeben hat. Die nach 1945 neu gegründeten Schützenkompanien waren Ausdruck eines ersten Aufbegehrens gegen das verwehrte Selbstbestimmungsrecht und gegen die ebenfalls versagte echte Selbstverwaltung. Dass in den Jahren der Bombenanschläge und Autonomiekämpfe das öffentliche Tragen der Trachten verboten wurde, „hat das Schützenwesen nahezu vernichtet“ (Hans Karl Peterlini). Umso vehementer entstand es in der neuen Autonomie-Ära wieder – und erhielt ab den Neunzigerjahren einen so starken Zulauf junger Leute, dass manche Kenner der Szene fast von einer Jugendorganisation sprechen. Peterlini ortet in diesem Faktum „Bedürfnisse nach Verwurzelung, Zugehörigkeit, Sicherheit

und Abgrenzung in einer globalisierten Welt“. In Altersdurchschnitt und sozialer Struktur unterscheiden sich die Südtiroler Schützen jedenfalls wesentlich von den Kompanien im Bundesland Tirol. Und auch im starken politischen Engagement eines Teils der Südtiroler Schützen, wie es nördlich des Brenners undenkbar wäre.

### **Im weiteren Sinn doch noch heilig?**

Hier wie da gilt, um zum Ausgangspunkt dieses Aufsatzes zurückzukommen, dass der Begriff des „Heiligen Landes“ nicht mehr aktuell ist. Ja selbst eine weiter gefasste Auslegung des Begriffs „heilig“, bezogen auf eine „traditionsreiche Kultur mit ihren Werten, ihrer Standhaftigkeit und ihrem Freiheitswillen, heilig also mehr im Sinne von besonders ehrwürdig“ (Thomas Ertl), würden die meisten Tiroler aller Landesteile kaum als für ihr Land angemessen ansehen. Anders wohl die Schützen, die zwar auch um die Realität wissen, aber in ihrem Selbstverständnis für den Erhalt eben dieser Werte eintreten. Tiefenthaler: „Diese weiter gefasste Auslegung des Begriffs ‚heilig‘ sollte gelten. Dazu bekennen wir uns, dahin geht zumindest unser Bemühen.“

### **Weiterführende Literatur:**

- Egg, Erich / Pfaundler, Wolfgang, Das große Tiroler Schützenbuch, Wien 1976.
- Forcher, Michael, Tirols Geschichte in Wort und Bild, Innsbruck <sup>11</sup>2009.
- Forcher, Michael / Peterlini, Hans Karl, Südtirol in Geschichte und Gegenwart, Innsbruck 2010.
- Gelmi, Josef, Geschichte der Kirche in Tirol. Nord-, Süd- und Osttirol, Innsbruck 2001.
- Schreiber Horst, Die Machtübernahme. Die Nationalsozialisten in Tirol 1938/39 (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 10), 1994.
- Pizzini Meinrad, Die „Tiroler Nation“ und das „Heilige Land“, in: Klischees im Tiroler Geschichtsbewusstsein, hg. von Rudolf Palme, Innsbruck 1996, 51–61.

## 7. Die „Wally“ und „ihr Geier“. Eine Identifikationsfigur zwischen zwei Stühlen

Es ist ruhiger geworden um die Geierwally. Einmal im Jahr flattert das Veranstaltungsprogramm der „Geierwally Freilichtbühne“ aus Elbigenalp im Außerfern ins Haus und kündigt das für den Sommer geplante Theaterstück an. Doch selten steht das namengebende Drama auf dem Spielplan. Die 1993 gegründete Bühne ist in den letzten Jahren zum Begegnungsort von zwei völlig verschiedenen Geschichten rund um eine Frau geworden, deren Gemeinsamkeit sich auf die Figur eines Jungadlers beschränkt, der in einer spektakulären Bergaktion aus dem Nest gehoben wurde.

Hinter der Roman- und Filmfigur Geierwally verbirgt sich die Malerin Anna Stainer-Knittel, die 1841 in Elbigenalp als Tochter eines Büchsenmachers geboren wurde. Alle biografischen Erzählungen bringen ihr früh entdecktes Zeichentalent mit der Verwandtschaft zum erfolgreichen Tiroler Maler Joseph Anton Koch und einem – der Nachwelt etwas weniger bekannten – Onkel, Alois Knittel, einem Bildhauer in Freiburg im Breisgau, in Verbindung. Als Förderer trat zudem der gebürtige Elbigalper Johann Anton Falger hinzu, ein Stecher von Landkarten und Katasterblättern im bayerischen Dienst und später Lithograf in Weimar, der ihr auch die ersten Jahre einer Malausbildung in München finanzierte. Aufgrund eines Zerwürfnisses stellte er jedoch die Zahlungen ein, das Geld der Knittels reichte nur noch für ein weiteres Jahr. So konnte Anna Knittel ihre Ausbildung zwar nicht abschließen, aber sie schaffte es schließlich, in Innsbruck einige Malaufträge zu bekommen und brachte es auf diese Weise zu einem einigermaßen hinreichenden Unterhalt.

In diese Zeit fiel nun jenes Ereignis, das als Romanstoff so erfolgreich verarbeitet werden sollte. Anna Knittel ließ sich 1863 in Elbigenalp – wie schon fünf Jahre zuvor – an einer Bergwand abseilen, um ein Adlerjunges aus einem Horst entfernen zu können. Da sie zu dieser Zeit aufgrund ihrer ersten Gemälde schon etwas an Bekanntheit erlangt hatte, berichtete eine Zeitung davon und der bayerische Schriftsteller Ludwig Steub bat sie um einen schriftlichen Bericht von diesem Geschehen, um daraus eine Geschichte zu machen, die er im selben Jahr noch unter dem Titel „Das Annele im Adlerhorst“ veröffentlichte.

Anna Knittel hatte mittlerweile in Innsbruck den Künstler Engelbert Stainer kennengelernt. Ihr Wunsch, ihn zu heiraten, traf auf den Widerstand ihres Vaters,

der befürchtete, dass der Lebensunterhalt für die beiden nicht ausreichen würde. Sozusagen in letzter Minute vor der Vermählung konnte die Aussöhnung mit dem Vater herbeigeführt werden und dem Eheglück stand kein Hindernis mehr im Wege. Diese Erzählung ist in erster Linie von den Erinnerungen Anna Stainer-Knittels geprägt, die sie um 1910 auf Wunsch ihrer Kinder verfasst hatte.

Wie wurde jedoch aus Anna Knittel die Geierwally, die, wie noch ausführlich zu zeigen sein wird, in einem völlig anderen Kontext steht? Ein anderer Tiroler Maler, Mathias Schmid, hatte Steubs Geschichte illustriert – mit einem sehr unvorteilhaften Bild, wie Anna Stainer-Knittel befand. Daher beschloss sie, selbst vom Ereignis am Adlerhorst ein Bild zu malen, das sie in Innsbruck in die Geschäftsauslage ihres Mannes stellte. Dieses Bild weckte die Aufmerksamkeit von Wilhelmine von Hillern, einer Romanautorin und Mitarbeiterin der populären Zeitschrift „Gartenlaube“. Nach einem längeren Gespräch mit Anna Stainer-Knittel über diese Begebenheit verfasste sie schließlich „Die Geierwally“, die 1875 als Fortsetzungsroman in der „Deutschen Rundschau“ und kurz darauf als Buch veröffentlicht wurde.

Sowohl der fiktive Geierwally-Stoff als auch die tatsächliche Lebensgeschichte Anna Stainer-Knittels erwiesen sich im Lauf der Zeit als äußerst anschlussfähig für Identifikationen, die von einer beschworenen Naturverbundenheit bis zum karikierten Klischee, vom traditionellen Frauenbild bis zur Leitfigur der neuen Frauenbewegung reichten. Die folgenden Überlegungen verorten die unterschiedlich transportierten und betonten Inhalte vor dem jeweiligen Zeithintergrund und fragen danach, wann die Geierwally in welcher Weise und wem als Identifikationsmodell diente.

## **Die Zähmung einer nicht angepassten Frau**

Wilhelmine von Hillerns Geschichte handelt von einer reichen Bauerntochter namens Wally aus dem Ötztal, die ohne Mutter aufwächst und daher entsprechend verwildert gezeichnet wird. Sie hat Eigenschaften wie Mut und körperliche Kraft, die sie beispielsweise unter Beweis stellt, als es darum geht, einen Jungvogel aus dem sehr schwer zugänglichen Horst zu entfernen. Im weiteren Verlauf des Romans wird aus dem kleinen Geier ihr treuer Gefährte.

Parallel zur Zähmung des wilden Tieres vollzieht sich in der Geschichte auch die Bezwingung des jungen Mädchens. Sie ist die begehrteste Heiratskandidatin im Tal, möchte jedoch nur „den Bärenjoseph“ nehmen, der von seinem Glück lange nichts weiß, der sie aber mit seinen – idealtypisch männlichen – Eigenschaften wie Mut, Stärke und Verwegenheit so stark beeindruckt, dass jeder andere Mann daneben verblasst; vor allem derjenige, den ihr Vater, ein eigenwilliger, grober

Bauer, für sie ausgesucht hat. Um dieser Zwangsheirat zu entkommen, nimmt sie große Strapazen und Unbill in Kauf, sie lässt sich vom Vater auf das entlegene Joch zum Hüten der Schafe schicken, eine Arbeit, die kein Öztaler Bauer selber machte, sondern wofür üblicherweise halbwilde, schrullige Hirten aus dem Pässeiertal verpflichtet wurden. Sie muss dort nicht nur die Sommermonate über bleiben, ihr Vater lässt sie weit in den Herbst hinein ausharren, als sich schon Schneestürme ankündigen. Ihr Widerstand gegen eine vernünftige Ehe hat auch noch einen weiteren Preis: Die lieb gewonnene alte Magd, die für sie immer wie eine Mutter war, wird ihretwegen vom Hof gejagt und stirbt vor Kummer. Selbst als auch Wallys Vater stirbt und sie die Herrschaft auf dem väterlichen Hof übernehmen kann, wird sie ihres Lebens nicht froh. Sie versucht mit Prunk und Geld ihren angebeteten Joseph zu erobern, doch handelt sie sich dabei nur Ablehnung und Verachtung ein. Erst als sie bereit ist, alle ihre Ansprüche aufzugeben, sogar um einer anderen Frau wegen auf den Bärenjoseph zu verzichten oder ihm nur dienen möchte, entdeckt er plötzlich seine Liebe für sie und beginnt sie zu erwidern.

Wilhelmine von Hillern schrieb diesen Roman in einer Zeit, als die so genannte Frauenfrage zum Thema zu werden begann. Vor allem aufgrund wirtschaftlicher Veränderungen verlangten viele Frauen der sozialen Mittel- und Oberschicht eine Ausdehnung angemessener Arbeitsmöglichkeiten und in der Folge mehr politische Mitsprache wie auch eine Änderung bestehender Gesetze. Die Forderungen beschworen vehemente Gegenpositionen herauf, die Diskussion drehte sich um den grundsätzlichen Platz von Frauen in der Gesellschaft. In dieser Situation wurde aus dem Roman von Hillern ein Bestseller, häufig neu aufgelegt und in viele Sprachen übersetzt. Die Erfolgsformel war wohl die Kombination aus dem schaurig-rauen Berghintergrund, in dem sich die Handlung mit viel Naturgewalt untermalen ließ und dem Drama selbst, das Konflikte der ländlichen Gesellschaft mit schwarz-weißen Rollenverteilungen, wie etwa dem reichen, verwitweten Bauern, der alle in der Hand hat und hochmütig über das Geschehen im Dorf und über seine Tochter bestimmen möchte, oder der mütterlichen Magd, die sich um Wally sorgt, zeichnet. Hinsichtlich der Beziehung zwischen Frauen und Männern war die Botschaft klar – erst wenn sich die Frau unterordnet, ist ihr Weg zum Glück offen.

Aus dem dargestellten Geschehen spricht sicherlich die städtische Sehnsucht nach vermeintlich einfachen, klaren Strukturen des Lebens auf dem Land. Inwieweit aber auch die ländliche Gesellschaft dieses Stück für sich als Identifikationsbaustein annahm, war nicht unbedingt vorhersehbar. Die von Hillern 1881 selbst geschriebene Bühnenfassung wurde von den Tiroler Volksbühnen um 1900 jedenfalls ins Programm aufgenommen, 1902 beispielsweise vom Bauertheater in Pradl bei Innsbruck. Die Einladung verwies insbesondere auf das „berühmte Gebirgsdrama“, das hochinteressant und sehr reich an effektvollen Szenen sei. Je

weiter das 20. Jahrhundert fortschritt, desto größer wurde der Unterschied zwischen dem dargestellten Geschehen und dem noch vorhandenen realen bäuerlichen Leben. Vielleicht führten Laienbühnen das Drama auch deshalb nach wie vor auf, weil es zunehmend zu einem Stück Vergangenheit wurde. Dass die Identifikation jedoch nicht allein auf Tirol beschränkt bleibt, sondern dass das Stück auch in anderen Kontexten funktioniert, zeigt die Weiterverarbeitung des Stoffes. Der Hintergrund steht vielleicht weniger für Tirol, als für ein Leben im Gebirge allgemein, das auch andernorts spielen kann.

## Akzentverschiebungen

Im Jahr 1888 erschien der Roman in der Mailänder Zeitschrift „La Perseveranza“ unter dem Titel „La Wally Dell’Avvoltoio“. Davon ließ sich der italienische Komponist Alfredo Catalani zur Oper „La Wally“ inspirieren. Beeindruckt von dem an Gefühlen reichen Stoff dramatisierte er die Handlung noch weiter. Die schnee- und eisbedeckte Bergwelt wird in der Oper zum Symbol für die Seelenlandschaft einer einsamen Frau. Dementsprechend gibt es auch kein Happy End: Als sich die Liebenden gefunden haben, reißt eine Lawine Giuseppe in den Tod. Um wenigstens im Tod mit ihrem Geliebten vereinigt zu sein, springt ihm Wally nach. Das Stück wurde zwar mit großem Erfolg 1892 in Turin uraufgeführt, konnte sich danach jedoch fast ausschließlich in Italien auf den Spielplänen behaupten. Nach einigen Aufführungen in Bremen und Ulm im Jahr 1965, griffen die Bregenzer Festspiele die Oper erst 1990 wieder auf. Während Catalani als Hintergrundbild noch ein fiktives Tiroler Dorf gewählt hatte, verschwanden in dieser neuen Inszenierung nun jegliche Äußerlichkeiten und alles wurde bizarre Seelenlandschaft.

Einen anderen Weg ging das Genre Film. Nach einem ersten Stummfilm im Jahr 1921 kam es 1940 zu einer spektakulären Verfilmung des Stoffes. Gedreht wurde im Ötztal mit einer Mischung aus einigen professionellen Schauspielern und Schauspielerinnen sowie Laien aus Tirol. Die Tendenz des Filmes entsprach der Blut- und Boden-Ideologie der NS-Zeit. Regisseur Hans Steinhoff war bei der Inszenierung des nostalgischen, schwerblütig-naturalistischen Streifens sehr auf Originaltreue bedacht; er ließ in Bauernstuben drehen und engagierte für die Auswahl der Kostüme den Leiter des Tiroler Volkskunstmuseums. Die Darstellerin der Geierwally, Heidemarie Hatheyer, musste sich angeblich über eine 15 Meter hohe Wand abseilen lassen, einige Nächte im Winter auf 2000 Meter durch eisigen Schneeregen laufen und in einer Szene, in der sie nur mit Leinenhemd und Lederhose bekleidet war, bei minus 20 Grad durch hüfthohen Schnee bis zu einer provisorischen, über einem steilen Abgrund angebrachten Plattform waten. Die Kritiken des Filmes waren entsprechend euphorisch. Die am längsten anhaltende Wirkung des Stoffes dürfte je-



doch die Verfilmung des Jahres 1956 ausgeübt haben, vor allem weil der als typischer Heimatfilm gemachte Streifen in den Jahrzehnten danach im Fernsehen häufig wiederholt wurde. Gedreht wurde dieses Mal auf der Nordkette bei Innsbruck und im Sellraintal. Alles war – dem harmonischen Bedürfnis der Zeit entsprechend – etwas lieblicher, sanfter und abgerundeter gestaltet. Auch eignete sich in der Nachkriegszeit der 1950er-Jahre dieser Film sehr gut, um den Platz von Frauen wieder neu in ihrer vermeintlich traditionellen Rolle zu bestimmen.

Alle diese Inszenierungen behielten als Ort des Geschehens Tirol bei, wenn dieser auch mehr oder weniger im Vordergrund stehen konnte. Mit einer solchen Art der Umsetzung konnte sich die Tiroler Bevölkerung offensichtlich sehr gut identifizieren. Bewusst die Klischees, die mit Tirol und dem Gebirge verbunden werden, griff jedoch eine Verfilmung aus dem Jahr 1988 von Walter Bockmayer auf. Der Film „Die Geierwally“, eine in die Gegenwart transferierte Mischung aus Musical und Komödie, stellt eine Parodie auf Heimatfilme dar und spielt entsprechend mit Elementen wie dem Jodeln, den Trachten und dem Leben auf der Alm. Diese Verfilmung fand in Tirol kaum Widerhall.

Ähnlich, jedoch mit einer anderen Grundbotschaft, setzte der steirische Schriftsteller Reinhard P. Gruber 1996 „Die Geierwally“ um. Das Jahr ist nicht zufällig gewählt, sondern es handelt sich um das Österreich-Gedenkjahr, in dem – anknüpfend an die erste Erwähnung des Namens „Ostarrichi“ im Jahr 996 in einer Urkunde Kaiser Ottos III. – allerorten 1000 Jahre Österreich gefeiert wurde. Grubers Musical spielt in der Südsteiermark der 1990er-Jahre. Wenn auch der Handlungsablauf dem Ursprungsstoff sehr ähnlich ist, so tauchen in der derben Darstellung des bäuerlichen Milieus immer wieder Anspielungen auf die österreichische Kultur auf. Vor allem wird implizit die Frage thematisiert, was Österreich und was Heimat für die Südsteiermark sein kann. Politisch relevante Fragen finden sich eingebaut, indem etwa zunächst ein großes Geheimnis um die Herkunft von Wallys Mutter gemacht und erst nach und nach aufgedeckt wird, dass Wally wahrscheinlich deshalb so anders ist, weil die Mutter von Slowenien kam. Nach Wallys Geburt war sie von einer Reise in ihre Heimat nicht mehr zurückgekommen, da sie von Partisanen vergewaltigt und erschlagen worden war.

## Die ambivalente Figur des Adlers

Eng verbunden mit der Geschichte der Geierwally ist der dazugehörige Greifvogel. Dabei hatte es sich im tatsächlichen Geschehen um einen Adler gehandelt. Erst bei Wilhelmine von Hillern wurde daraus ein Geier, wohl aufgrund der allgemeinen umgangssprachlichen Benennung sämtlicher Greifvögel mit dem Namen Geier. Jedenfalls stellte das Tier eine Bedrohung dar, die Aushebung des Horstes verlang-

te Kraft, aber vor allem Mut und Können. Da einige Jahre zuvor bei einer solchen Aushebung ein junger Bursche stundenlang im Seil hatte hängen müssen, fanden sich keine Freiwilligen, bis sich schließlich Anna Knittel dazu bereit erklärte.

Weder in der Erzählung von Steub noch im Roman von Hillern musste für die Notwendigkeit des Aushebens von Greifvögelhorsten ein Grund angegeben werden. Zu selbstverständlich war zu dieser Zeit das Wissen um den Hintergrund, nämlich der Gefahr von Greifvögeln für die Schafherden. Erst in Zeiten des Artenschutzes wurde dieses Vorgehen erstens erklärungsbedürftig und zweitens sehr fraglich. Als Anna Stainer-Knittel um 1910 ihre Erinnerungen niederschrieb, hatte sich die Situation offensichtlich schon geändert. Ihr war es wichtig, den Hintergrund genau zu erklären. Doch das tatsächliche Schicksal der ausgehobenen Jungtiere schien schon 1875 nicht in die Romanbearbeitung zu passen: Die alten Adler wurden geschossen, die ausgehobenen Jungtiere am Dachboden in Käfigen gehalten, mit Katzen und Eichhörnchen, die von den Kinder erlegt wurden, gefüttert und schließlich an Tiermenagerien, Falkner oder fahrende Leute, die den Adler für ein kleines Entgelt auf ihren Wanderungen vorführten, verkauft.

Von einer „Freiheit des Adlers“, wie sie gerne mit Tirol in Verbindung gebracht wird, konnte also keine Rede sein. Der Adler, der sich als Symbol für das stilisierte Selbstverständnis der Tiroler Bevölkerung frei durch die Lüfte bewegt und der als Gegenbewegung zu rechtmäßig veränderten Grenzverläufen – etwa 1805 im Frieden von Preßburg (Tirol zu Bayern) oder 1919 im Frieden von St. Germain (Südtirol zu Italien) – beschworen wurde, war ein anderer als jener im Geierwally-Stoff. Zwar muss der Geier im Roman von Wilhelmine von Hillern sein Dasein nicht in einem Käfig fristen, aber er darf auch nicht frei fliegen, die Flügel werden ihm gestutzt. Als Geierwally auf das Hochjoch hinaufsteigt, vergisst sie ihn fast, aber er humpelt ihr unbeholfen hinterher. Im Wissen, dass er bereits so gezähmt ist, dass er nicht mehr wegfliegen wird, dürfen die Flügel nun wachsen, damit er sich selbst mit Futter versorgen kann. Der Geier wird zum ständigen Begleiter und engsten Vertrauten von Wally. Ihm zuliebe verzichtet sie auf dringend benötigte Anstellungen in einem fremden Dienst, die nur ohne den Adler möglich gewesen wären, auch wenn sie dabei fast zugrunde geht. Vielmehr steht also der gezähmte, sich einem Menschen unterordnende Adler bzw. Geier für das Frauenbild der Zeit selbst. Wenn sie sich unterordnet und angepasst verhält, erwirbt sie sich Zuneigung, Vertrauen und darf gewisse Freiräume betreten.

Die weiteren Bearbeitungen gingen mit der Figur des Adlers unterschiedlich um. Das Szenario des Aushebens des Adlerhorstes schien nicht mehr in alle Kontexte zu passen. In der Oper von Alfredo Catalani „La Wally“ gab es beispielsweise überhaupt keinen Adler mehr. Die Vereinsamung der Hauptfigur war ohne Gefährten besser zu zeichnen. Die Heimatverfilmung aus dem Jahr 1956 zeigt eine etwas freiere Beziehung zwischen Wally und dem Adler. Letzterer lief ihr nur zu,

keine Rede war mehr von einem gewaltsamen Ausheben des Horstes. Die ursprüngliche Symbolik noch am ehesten übernahm die steirische Bearbeitung aus dem Jahr 1996, die den Adler durch einen gefährlichen Dobermann ersetzte. Dieser hatte zuvor fast einen Menschen verletzt, konnte aber durch Wally beruhigt werden und wurde von da an zu ihrem ständigen Begleiter. Immer handelte es sich also um etwas Gefährliches, dem im Verlauf der Handlung die Bedrohung genommen wurde.

### **Natürliche Weiblichkeit vor rauer Naturkulisse: Die Blumenmalerin**

Der Zusammenhang zwischen der Geierwally-Figur und Anna Stainer-Knittel war nicht unbekannt. Schon Ludwig Steub hatte die Beschreibung des Ereignisses am Adlerhorst in das Leben und die Malbegabung von Anna Knittel eingebettet. Doch geriet das Leben der tatsächlichen Figur hinter dem großen Erfolg der neuen „Adlergeschichte“ fast völlig in den Hintergrund. Über sie als Malerin berichtet beispielsweise das Biografische Lexikon von Constantin Wurzbach im zwölften Band von 1864. Jedoch führt dieses kaum mehr als einige wenige Daten und Fakten an und verweist nur auf die Tiroler Volks- und Schützenzeitung, die einige Bilder von ihr beschrieben habe und somit die Quelle darstelle.

Breiter bekannt wurde die Geschichte der historischen Figur hinter den Geierwally-Inszenierungen durch die Veröffentlichung ihrer Erinnerungen. Diese hatte sie, wie erwähnt, auf Wunsch ihrer Kinder im Alter von 70 Jahren niedergeschrieben. Das Original existiert nicht mehr, sondern nur noch zwei sich unterscheidende Abschriften. Aus den Erinnerungen wählte Karl Paulin für seine „Gedenkschrift“ auf Wunsch und im Auftrag der Nachkommen 1951 „Anna Stainer-Knittel. Aus dem Leben einer Tiroler Malerin“ längere Passagen aus, die er bearbeitete und ergänzte. Seine Betonung lag auf dem Naturmädchen, das unter der strengen Zucht des Elternhauses groß geworden und in der freien Natur des heimatlichen Tales zu einem blühenden, kräftigen Mädchen herangewachsen war, „in dem sich ländliche Anmut und Lebenslust mit seltener Unerschrockenheit verbanden.“ Dabei wählte er als Titelbild eine Kombination aus dem Selbstportrait Anna Knittels und einem ihrer Blumenbilder. Sie hatte in den 1870er-Jahren aufgehört, Porträts und Landschaften zu malen, weil diese mit der aufkommenden Fotografie kaum noch nachgefragt wurden. Daraufhin stieg sie auf Blumensujets um, vor allem auf Porzellan, die ihr nochmals – auch wirtschaftlichen – Erfolg bescherten.

Im Rückblick der 1950er-Jahre wurde vor allem dieser Aspekt Anna Stainer-Knittels betont, weil er sich leichter mit zarter Weiblichkeit in Verbindung bringen ließ, wenn dabei auch eine Prägung durch das raue ländliche Leben im Hintergrund mitgedacht war. Die harte Arbeit in ihrer Jugend am Feld habe sie körperli-

che Kraft, aber vor allem Charakterstärke gewinnen lassen. So skizziert sie beispielsweise 1964 Anna Maria Achenrainer in ihren „Frauenbildnissen aus Tirol“ neben anderen bekannten Frauen aus der Geschichte Tirols, angefangen von Margarete von Tirol bis hin zu den ersten Politikerinnen des 20. Jahrhunderts. Frauen hätten, so Achenrainer, die Kulturleistung des Mannes von jeher wesentlich ergänzt. Das Eigene, das sie der Kultur jedoch hinzufügten, sei in der Natur ihrer Fraulichkeit begründet. Darüber hinaus bleibe der Quellgrund all ihres Schaffens jedoch stets der gebirgige Heimatboden. Mit dieser Einleitung des Buches war die Tendenz offensichtlich, in die auch Anna Stainer-Knittel eingebettet werden sollte. Nicht in die Vorstellungen der Zeit passende Details fanden keine Erwähnung, wie beispielsweise dass Anna Knittels Verlobter schon Vater eines unehelichen Kindes war. Nur positive, harmonische Zuschreibungen enthielt die Lebensgeschichte, bis Anna Stainer-Knittel schließlich 1915 starb und ganz Innsbruck um die warmherzige Frau und Künstlerin getrauert habe.

Die 1950er und 1960er Jahre beschworen also mit der Blumenmalerin das Idealbild einer sehr weiblichen, herzlichen Frau. Auch Gretl Köfler und Michael Forcher entwarfen 1986 in ihrem Buch „Die Frau in der Geschichte Tirols“ kein neues Bild. Wieder standen das Selbstportrait und ein Blumenbild für das Schaffen von Anna Stainer-Knittel. Dabei war in ihrem Fall angesichts der bekannten Geierwally-Geschichte, die eine sehr unweibliche, nicht angepasste Gestalt beschrieb, die Betonung der Weiblichkeit nicht ganz so einfach.

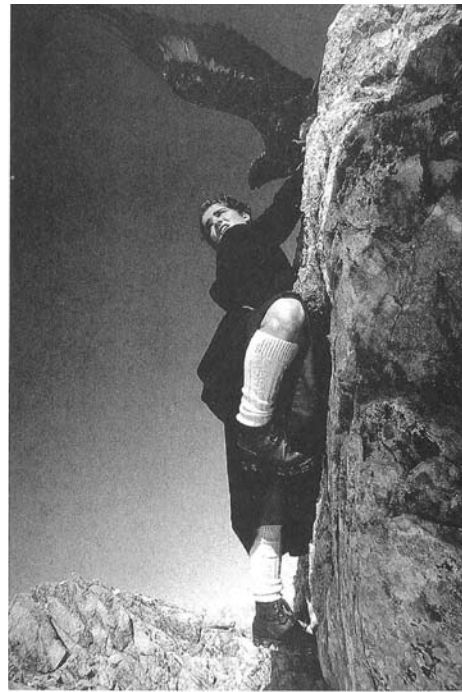
## **Anna Stainer-Knittel als Identifikationsfigur der neuen Frauenbewegung**

Die Figur der Geierwally wurde in den 1980er Jahren wieder aufgegriffen oder war nach wie vor präsent. Auf dem Plakat der Tirol-Werbung von 1987 stellte man sie zum Werbeslogan „Starkes Land“ in der senkrechten Felswand beim Ergreifen des Adlers dar. Die junge Frau trägt trachtenähnliche Kleidung, was die Identifikation mit Tirol unterstützt. Obwohl Anna Knittel bei der Aushebung des Adlerhorstes Hosen ihres Bruders getragen hatte, wurde auf dem Plakat die Weiblichkeit durch einen Rock betont. Nur so konnte die Botschaft richtig ankommen: Wenn in einem Land schon die Frauen eine solche Stärke zeigen, wie stark muss dann erst das gesamte Land sein. Man fühlt sich unweigerlich an die Propaganda des Jahres 1809 erinnert. Plötzlich waren überall Bilder und Erzählungen von Frauen aufgetaucht, die tatkräftig gegen bayerische und französische Soldaten kämpften oder diese sogar mit einer Axt zerhackten. Solche Bilder wollten eine ganz spezifische Botschaft vermitteln – nach außen, um zu zeigen, wie stark die Bevölkerung sei; innerhalb des Landes erhoffte man sich eine Mobilisierung der männlichen Bevölkerung

zum Kampf, indem man ihnen das lobende, angebliche Beispiel der Frauen vorhielt. Auch die Bayern verwendeten solche Darstellungen. Angesichts der Niederlage gegen die Tiroler mussten sie sich gegenüber Napoleon Bonaparte rechtfertigen: Wenn in einem Land schon Frauen auf diese Art kämpften, wie heldenhaft müssten dann erst die Männer sein. Daher könne es niemanden verwundern, wenn man einer solchen Bevölkerung nicht Herr werde.

Dieses, auch durch die Verfilmungen vorbereitete, positiv besetzte Bild der Geierwally als starker Frau und ein neuer Blick auf das Leben von Anna Stainer-Knittel boten in den 1990er-Jahren Identifikationspotenzial für die neue Frauenbewegung. Einen wesentlichen Markstein stellte das Jahr 1991 dar, in dem sich der Geburtstag von Anna Stainer-Knittel zum 150. Mal jährte. Das war Anlass zu einer Reihe von Initiativen. Helga Reichart gab ein Buch heraus, in dem sie das Leben von Anna Stainer-Knittel neben die verschiedenen Buch-, Film- und Opernbearbeitungen des Romanstoffes der Geierwally stellt. Nicht mehr Blumen zieren das Cover, sondern das selbstgemalte Bild von der Adlerhorstaushhebung. Sie skizziert Anna Stainer-Knittel als das Beispiel einer Frau, die es geschafft habe, sich durchzusetzen und die eine unerschrockene Draufgängerin gewesen sei. Aus dem abgeschiedenen Lechtal sei es ihr gelungen, ihren Weg in die Großstadt zu finden. Das persönliche Geschick habe sie in eigene Hände genommen und auf die freie Wahl ihres Ehemanns bestanden. Schließlich gipfelte die Beurteilung in dem Hinweis, dass Anna Stainer-Knittel eine berufstätige Ehefrau und Mutter gewesen sei, also eine emanzipierte Frau des 19. Jahrhunderts – zu einer Zeit, in der Mädchen vor allem zu fürsorglichen Hausmütterchen erzogen worden seien.

Hinter den Worten Reicharts lässt sich die Begeisterung greifen, eine historische Figur gefunden zu haben, die für Frauen des ausgehenden 20. Jahrhunderts als vorbildhafte Pionierin eines selbstbestimmten Lebens gelten konnte. Mit diesem Bestreben stand sie nicht allein. Viele Historikerinnen der ersten Frauengeschichte-Generation suchten vor allem nach solchen Einzelfiguren, die einen außergewöhnlichen Weg gegangen waren. Dass dabei der Blick manchmal etwas einseitig und selektiv



Tirol

Abb. 7: Die Geierwally als Symbol für die Werbebotschaft „Starkes Land Tirol“

blieb, gehört zur frühen Frauengeschichtsschreibung dazu. Beispielsweise wurde hier nicht mit ins Kalkül gezogen, wie privilegiert Anna Stainer-Knittel schon durch die Förderung ihrer künstlerischen Ausbildung durch ihre Familie und Bekannte gewesen war. Zu „Hausmütterchen“, wie sie Reichart vielleicht im Sinn hatte, wurden nur Töchter aus dem Besitzbürgertum erzogen, für Angehörige der ländlichen Gesellschaft war Arbeit am Hof oder im gemeinsamen Betrieb selbstverständlich. Eine große Anzahl von Frauen wurde durch die wirtschaftlichen Verhältnisse, vor allem in Städten, gezwungen, Familie und Erwerbsarbeit – etwa in Fabriken – zu verbinden, um das Überleben der Familie zu sichern.

Doch ließen sich mit Anna Stainer-Knittel alle jene Eigenschaften verbinden, die auch die Frauen der neuen Frauenbewegung für sich in Anspruch nahmen und lebten. Diese wurden nun herausgegriffen und betont. Reichart befand, dass Anna Knittel wesentliche Eigenschaften von ihrem Großonkel, Joseph Anton Koch, geerbt habe. Dieser sei ein „sprühender Hitzkopf, ein ausgeprägter Individualist und ein tollkühner Draufgänger“ gewesen, diese Eigenschaften hätten später auch Anna Stainer-Knittel – in gebändigter Form – ausgezeichnet. Auch Renate Telser vom Frauenarchiv Bozen erwähnt sie in ihrer 2001 abgeschlossenen Diplomarbeit „Sichtbar und politisch. ‚Politisches‘ Engagement von Frauen im Revolutionsjahr 1848 im Spiegel der Presse“ bewundernd. Anna Stainer-Knittel sei aus der vorgeschriebenen Frauenrolle ausgebrochen und immer wieder in Männerdomänen eingetreten. Mit Mut, Durchsetzungsvermögen und Selbstbewusstsein habe sie Klischees und Vorurteile besiegen können.

Zum perfekten Bild einer emanzipierten Frau passte übrigens auch die – zumindest inoffizielle – Namenswahl. Anna Knittel, verheiratete Stainer, verwendete nach der Heirat im privaten Gebrauch den Doppelnamen Stainer-Knittel, wie beispielsweise eine Annonce belegt, in der sie für ihre Malschule warb. Solche Doppelnamen waren erst in den 1980er-Jahren nach und nach von Frauen verwendet worden und wurden stets mit der Zuschreibung von Emanzipation verbunden.

Nicht nur zwischen Buchdeckeln wirkte Anna Stainer-Knittel als Vorbild, sondern sie war auch namens- und identitätsgebend für eine Kulturinitiative in Telfs. Die 1991 gegründete „Gruppe Geierwally – Fraueninitiative zur Förderung kultureller Aktivitäten“ führte beide Geschichten zusammen. Sie bediente sich des berühmten Namens der Künstlerin und knüpfte damit an jene Eigenschaft an, die wahrscheinlich in der Bevölkerung von der Geierwally-Erzählung vor allem haften geblieben war, nämlich den Mut, Ungewohntes und Neues zu tun. Zugleich waren sich die Frauen auch des künstlerischen Hintergrunds der Person Anna Stainer-Knittel und ihres Lebensweges bewusst. Ihr Leben sei, so die Erklärung der Gruppe, beispielgebend für Wagemut und dafür, einen eigenen Weg zu gehen statt Gegebenes als unabänderlich hinzunehmen.

Die Gruppe wurde sehr schnell bekannt. Sie organisierte zwei Kulturprogramme pro Jahr. Dazu gehörten Ausstellungen und Workshops, wie beispielsweise zu Qi Gong oder Ausdruckstanz, Schreibwerkstätten und Kooperationen mit anderen Frauenvereinen. Nach den ersten zehn Jahren hatten sich die Lebenszusammenhänge der ersten Generation dieses Vereins etwas verändert und es kam zu einem Wechsel. Denise Weiler, die schon in der ersten Phase dabei gewesen war und als Obfrau den Verein nach 2001 weitergeführt hatte, erzählt, dass die Initiative von der Bevölkerung sehr gut angenommen und auch von den Behörden unterstützt worden sei. Sie seien als Frauen sehr präsent gewesen, häufig in großen Gruppen aufgetreten und daher zum Teil auch als „wilde Weiber“ betitelt und wahrgenommen worden. 2006 löst sich die Gruppe auf, kaum jemand war noch bereit gewesen, das aufwendige Frühjahrs- und Herbstprogramm zu gestalten. Geblieben ist eine Reihe von Interneteinträgen, nicht zuletzt Anmerkungen in Lebensläufen derjenigen Künstlerinnen, die auf eine Ausstellung in Zusammenarbeit mit der „Gruppe Geierwally“ hinweisen. Und die Erinnerung: Auf der Spurensuche nach den Initiatorinnen der Gruppe bekam ich öfter die Auskunft, dass man sich an die „Gruppe Geierwally“ noch erinnere, vor allem habe man bestimmte Gesichter vor dem inneren Auge, aber so ganz genau wisse man die Namen nicht mehr und man habe nun schon lange nichts mehr davon gehört.

## Zwei Geschichten – was bleibt?

Die neue Frauenbewegung hat aus beiden Lebensläufen – jenem der Geierwally und jenem von Anna Stainer-Knittel – die kraftvolle, eigenständige Frau herausgenommen und wieder zu einer Person vereinigt. Doch welche Geschichte hinter den Figuren wird in Erinnerung bleiben?

Die „Gruppe Geierwally“ hat sich aufgelöst, die Verfilmung des Stoffes aus den 1950er-Jahren wird kaum noch im Fernsehen gezeigt. Doch in Elbigenalp, dem Geburtsort Anna Stainer-Knittels, wird noch an sie erinnert. Wohl ebenfalls aus Anlass ihres runden Geburtstages war hier, wie erwähnt, 1993 die „Geierwally Freilichtbühne“ gegründet worden. Dazu hatte Felix Mitterer eine neue Bearbeitung des Stoffes geschrieben, Ekkehard Schönwiese zeichnete für die Inszenierung verantwortlich. Ganz neu sollte die Geschichte werden, doch ging es nicht um Anna Stainer-Knittel, sondern um den alten Geierwally-Stoff mit sehr vielen übernommenen Elementen aus dem Roman von Wilhelmine von Hillern. Die Uraufführung, wie auch die Wiederholung im Folgejahr wurden ein großer Erfolg. Nach wie vor hatte das alte Bergbauerndrama also nichts von seiner Anziehungskraft verloren. Ein weiteres Mal führte man das Stück 2002 auf. Doch dann machte sich die Leiterin der Geierwally Freilichtbühne Claudia Lang, die schon in den



Jahren zuvor als Schauspielerin die Geierwally verkörpert hatte, daran, aus dem tatsächlichen Leben der Figur ein Stück zu schreiben. „Die wahre Geierwally – Anna Stainer-Knittel“ wurde 2007 mit noch größerem Erfolg als die ursprüngliche Geschichte aufgeführt. Zudem gibt es seit einigen Jahren eine „Kulturführung in der Heimat der Geierwally“, die einzelnen Stätten ihres Lebens nachspürt. Doch, so erzählt Claudia Lang, in letzter Zeit würde sie immer öfter – vor allem von Seiten der Männer rund um die Freilichtbühne – den Wunsch heraushören, dass man doch wieder einmal die „alte Geierwally“ aufführen möge. Sie sei ja nun so lange schon nicht mehr gespielt worden.

Offensichtlich möchte Tirol – zumindest am Entstehungsort der Geierwally-Geschichte, die durch die Nähe zur dort greifbaren Biografie Anna Stainer-Knittels vielleicht mehr als anderswo Gefahr läuft, vergessen zu werden – keinesfalls auf die liebgewonnene, schwarz-weiß-malende Vorstellung einer romantischen bäuerlichen Vergangenheit verzichten. Ob dabei unbewusst der Handlungsstrang, dass sich eine Frau erst dem Mann unterwerfen muss, um glücklich zu werden, eine Rolle spielt, sei dahingestellt.

### **Weiterführende Literatur:**

Achenrainer, Anna-Maria, Frauenbildnisse aus Tirol, Innsbruck 1964.

Gruber, Reinhard P., Die Geierwally, Graz/Wien 1996.

Hillern, Wilhelmine von, Die Geier-Wally, Leipzig 1875.

Paulin, Karl (Hg.), Anna Stainer-Knittel. Aus dem Leben einer Tiroler Malerin, Innsbruck 1951.

Reichart, Helga, Die Geierwally. Leben und Werk der Malerin Anna Stainer-Knittel, Innsbruck 1991.



## **8. Josef Freinademetz. Ein heiliger Tiroler im Kaiserreich Chinan**

Mitte der 1980er-Jahre reiste ein kleines Südtiroler Filmteam nach China, um einen Dokumentarfilm über Fu Shenfu zu drehen, den Steyler Missionar Pater Josef Freinademetz (1852–1908) aus den Südtiroler Dolomiten. Das Team (Wolfgang Penn – Kamera, Helmut Stampfer – Redaktion und Text, Egon Mulser – Ton) drehte ohne Genehmigung, teilweise mit versteckter Kamera an Originalschauplätzen der Missionstätigkeiten Freinademetz. Im Film wurden die Eindrücke der abenteuerlichen Reise auf Spuren des Chinamissionars verarbeitet und seine Biografie in geografische, historische und kulturelle Zusammenhänge eingebettet. In jüngerer Vergangenheit entstanden zwei weitere Filmproduktionen. Für die Frage, was denn der Chinamissionar mit Tiroler Identität zu tun haben könnte, vermag vielleicht der Dokumentarfilm „P. Josef Freinademetz – Der Mann, der aus China zurückkam“ von Sepp Hollweck und Wolfgang Penn Antworten zu liefern. Er thematisiert die Verehrung des Paters in Südtirol, bringt zeitgeschichtlich denkwürdige Interviews mit Silvius Magnago und Bruno Hosp über die Bedeutung des Heiligen. Der Titel dieses Films spricht notabene eine rein spirituelle Heimkehr an, denn in der Realität kehrte Josef Freinademetz, der 1879 im Alter von 27 Jahren nach China aufbrach und dort 1908 verstarb, niemals zurück. Doch die zentrale Botschaft des Films lautet: Einer, der „alles verlassen hat, um den Menschen einer fremden Kultur zu dienen, ging damit seiner Heimat nicht verloren, sondern wurde ihr wiedergeschenkt wie kein anderer“ (Hollweck).

### **Biografische Annäherungen**

Diese Filme, dazu zahlreiche populäre Biografien, Bilderbücher für Kinder, Kleinschriften, Internetseiten und Zeitschriftenartikel vermitteln uns ein bemerkenswertes Bild über einen Menschen des 19. Jahrhunderts, der am Höhepunkt des europäischen Imperialismus, konservativ katholisch und durchdrungen von missionarischem Sendungsbewusstsein in ein Land reiste, das noch weitgehend außerhalb der zeitgenössischen Wahrnehmung der Tiroler Bevölkerung lag. Er unternahm diese lebenslange Reise, um Seelen vom Teufel zu retten, wurde aber bald selbst bekehrt von europäischer Arroganz. Nach seinem Tod wurden in seiner

Heimat jene Darstellungen populär, die einen bescheiden auftretenden, asketisch hageren Mann in chinesischer Kleidung zeichnen – Charakterisierungen, die auch in die bildende Kunst des Landes Eingang gefunden haben. Josef Freinademetz findet positiven Anklang, zog 2003 sogar als einer der wenigen im „Heiligen Land“ Tirol ganz offiziell ins Pantheon der Heiligen ein.

Ein erstes größeres biografisches Werk über Leben und Wirken des Josef Freinademetz erschien bereits 1920. Dessen Autor, August Henninghaus, Bischof der Diözese Südshantung im Norden Chinas, war ein Zeitzeuge, Freund und Mitbruder des 1908 Verstorbenen. Der Arbeitskollege bettete die Biografie des Freinademetz in ihren missionsgeschichtlichen Wirkungszusammenhang ein, erzählte sie als Beitrag zur „Geschichte der Mission Süd-Shantung“. Dieser Zugriff war jedoch einer breiteren Öffentlichkeit in der Heimat nicht vermittelbar, auch spielte die Identität des Missionars als Tiroler darin eine untergeordnete Rolle. In der Folge wurde die Biografie von Henninghaus von Hermann Fischer gekürzt und popularisiert, darin wurde Freinademetz nun als „österreichischer Missionar“ dargestellt. Zugleich wurde mit Beginn des Seligsprechungsprozesses 1936 Freinademetz in Südtirol volkstümlich. Nun erschienen biografische Kleinschriften, unter anderem von Johannes Baur 1939 in deutscher und italienischer und 1942 in ladinischer Sprache. Mitte der 1970er-Jahre, rund um die Seligsprechung durch Papst Paul VI., verfasste Fritz Bornemann die bis heute umfassendste biografische Abhandlung auf Grundlage akribisch recherchierter zeitgenössischer Quellen. Dieses Werk mit über 1000 Seiten stellte die Grundlage für jüngere biografische Annäherungen durch Jakob Reuter, Sepp Hollweck und Josef Gelmi dar. Spätestens seit dem 2003, als die Heiligsprechung durch Papst Johannes Paul II. erfolgte, hat sich das Bild gefestigt, ist sozusagen kanonisierter Bestandteil Tiroler Geschichtserzählung. Zuletzt nahm der Kirchenhistoriker Josef Gelmi anlässlich des 200-sten Gedenkjahres der Tiroler Volkserhebung Freinademetz in seinen Band über Tiroler Priesterpersönlichkeiten auf. In dieser Galerie wird der Missionar zu den „bedeutendsten Köpfen der Tiroler Geistlichkeit“ gezählt, „die in der Geschichte unseres Landes einen Ehrenplatz einnehmen und Tirol zum Ruhme gereichen“.

Weit stärker als alle Bücher, die je über Freinademetz geschrieben worden sind, hat aber schon zu Freinademetz Lebzeiten die Presse eine Popularisierung des Chinamissionars bewirkt. Die Presse machte Freinademetz geradewegs zu einem Vertrauten in zahlreichen katholischen Haushalten, was nicht zuletzt der professionell und stets sorgsam redigierten „Stadt Gottes“, der Monatszeitschrift der Steyler Missionare, zu verdanken war, die noch heute viele Haushalte in Tirol erreicht. In den 1970er-Jahren häuften sich Verehrungsberichte in den heimischen Printmedien, im „Katholischen Sonntagsblatt“, im „Kirchenblatt für Tirol und Vorarlberg“, in den „Dolomiten“, „Tiroler Nachrichten“, „Tiroler Tageszeitung“, im Bauernkalender, aber auch im „Kurier“, den „Salzburger Nachrichten“ und in

Zeitschriften, die sich besonders an die katholische Jugend richten, wie „alle welt“. Die Erinnerung an den Missionar aus Tirol wurde seither in der breiten Öffentlichkeit stets präsent gehalten. In jüngerer Vergangenheit stellt das Internet das wichtigste Verbreitungsmedium im Dienst der Heiligenverehrung dar. Auf der offiziellen Homepage der Steyler Missionare zu Josef Freinademetz ([www.freinademetz.it](http://www.freinademetz.it)) findet sich folgende Verortung des Heiligen:

„Seine Wurzeln sind und bleiben im Südtiroler Boden fest verankert; hier ist er herangereift und das geworden, was er auch später war: nämlich ein Missionar mit solidem, menschlichem und religiösem Fundament. Für die Leute seiner Heimat und für die Pilger ist er, wie sie sagen, „einer von uns“, einer mit dem man sprechen kann, bei dem man zu Hause ist, in direkter Nachbarschaft.“

## Heimat als Mitgift

„Die Heimat war fruchtbarer Nährboden für den Missionsberuf des Seligen. Dort vor allem hatte er den tiefen, lebendigen katholischen Glauben und eine starke Opferliebe gelernt“, so Pater Jakob Reuter in seiner der Verehrung des Chinamissionars gewidmeten Biografie, ein Büchlein, in dem sich Versatzstücke Tiroler Identitätsbildung gebündelt wiederfinden lassen. Als „Sohn der Berge“ wird Freinademetz zu einer lokalen Identifikationsfigur stilisiert. Die typischen Erzählelemente lauten: ein Bergbauernbub, aus einfachsten Verhältnissen, abgehärtet durch das Gehen mühsamer Wege in den Bergen ebenso wie durch einfache Bauernkost und viel Arbeit, von klein auf eifrig und diszipliniert bei täglichem Rosenkranzbeten und Wallfahren, verlässt die Heimat, um Gott zu dienen. Diese Heimat – ein Hochtal in den Dolomiten – wird als unberührte Enklave innerhalb der sich rasch modernisierenden Welt des 19. Jahrhunderts stilisiert, unberührt „vom Lärm und Getriebe“, da wirke die „Ruhe und Einsamkeit der Gottesnatur“ auf die Menschen, mache sie „besinnlicher und empfänglich für Gott und seine Größe“:

„Hier, wo Lawinen oder herabstürzende Steinmassen Äcker und Wiesen in kurzer Zeit verwüsten oder gar das Haus mit Menschen und Vieh treffen können und wo das zum Leben Notwendige dem Boden mühsam abgerungen werden muß, bleiben sich die Menschen mehr bewusst, dass wir alle in Gottes Hand stehen.“ (Reuter)

Josef Freinademetz, geboren am 15. April 1852 in Oies, Gemeinde Abtei (ladinisch und italienisch: Badia) im Gadertal in den Südtiroler Dolomiten, einem nur

vier Häuser umfassenden Weiler auf 1500 Höhenmetern, kommt aus der Peripherie, entstammte der ladinisch sprechenden Minderheit des mehrsprachigen historischen Tirol. Josef hieß in seiner ladinischen Muttersprache Ujöp. Er war das vierte von insgesamt 13 Kindern der Anna Maria, geborene Sottvalgiarei, und des Giovanmattia Freinademetz. Vier Kinder starben als Säuglinge. Später wurde das Elternhaus – und die an dieses Haus geknüpfte Geschichte der einfachen bäuerlichen Herkunft – zum Erinnerungsort und übernahm eine zentrale Rolle in der Heiligenverehrung. Dieser Erinnerungsort ist ein Holzhaus auf steinernem Sockel mit einer holzgetäfelten Stube, einem Madonnenbild und einem Hausaltar. Die Armut der Eltern bildet ein zentrales Erzählmuster; dass auf den Tisch nur Kartoffeln, Knödel und Bohnen kamen und nur selten ein Stück Fleisch, fand Eingang in alle Biografien, die karge Bergbauernkost vergangener Zeiten – Versatzstück Tiroler Identität. Freinademetz diente sozusagen als Beweis dafür, wie Abhärtung für ein gottgefälliges Leben in der Mission vorbereitet: „Wenn er in China wie selbstverständlich mit der einfachen Nahrung der Shantung-Bauern – Mehlsuppe, Knödel, Nudeln und Bohnen – vorliebnahm, sagte er gern, das sei alles ganz ähnlich wie in seiner Heimat Ladinien“, so Reuter.

Ein weiterer zentraler Baustein dieser Geschichte – symbolisiert durch Hausaltar und Madonnenbild – sind katholische Frömmigkeitspraktiken des 19. Jahrhunderts, die weit in die jüngere Vergangenheit hinein Wirkung entfalteten und heute noch von vielen der „guten alten Zeit“ zugerechnet werden. Von besonderer Bedeutung waren diesbezüglich die Herz Jesu- und die Kreuzes-Verehrung, sie standen zum einen für die Treue zur Heimat, zum anderen für „Opfergesinnung“, gerade letztere eine prägende Lebenseinstellung für den späteren Heiligen. Die regelmäßigen Wallfahrten von klein auf, zusammen mit einem als besonders fromm geschilderten Vater, zum nahen Wallfahrtskirchlein zum Heiligen Kreuz wirkten so bis ins ferne China. Es waren nämlich gerade diese anstrengenden Fußwanderungen des Bergbauernjungen, die, so ein weiteres zentrales Erzählmoment, ein besonderes Training für den künftigen Missionar darstellten. „So mühsam wie in St. Martin“, jenes Dorf im Gadertal, das die erste Seelsorgestation des Jungprieesters wurde, „ist die Seelsorgsarbeit in China nicht“, betonte Freinademetz später selbst. Die heimatlichen Berge zu verlassen, wird bei Reuter als größtes Opfer geschildert:

„Wenn wir nun, beim Geburtshaus des Seligen stehend, die Herrlichkeiten des Tales, durch das wir gekommen sind, und die Bergriesen ringsum bewundern – den Peitlerkofel (2874 m), den Sass Songher (2666 m), die Puez-Gruppe (bis 2773 m), den Piz Boè (3152 m), in der Ferne den Marmolata-Gletscher (3344 m) –, dann verstehen wir, was Freinademetz verlassen und welches Opfer er gebracht hat.“

Im 19. Jahrhundert dominierte die katholische Kirche die Tiroler Gesellschaft. Tiroler „Nationalidentität“, so der englische Historiker Laurence Cole, wurde von hegemonialen katholisch konservativen Kräften ausgedrückt und interpretiert. Gerade zur Zeit von Josef Freinademetz bildete die Kirche jenen Rahmen aus, in dem der Prozess der Ausbildung einer solchen Tiroler Identität zu einem Massenphänomen stattfinden konnte. Für Freinademetz – und für die Mehrheit der Bevölkerung – bot dieser Rahmen primäre Weltinterpretation und Daseinsorientierung. Während aber für den überwiegenden Teil der deutschsprachigen Tiroler populärer Katholizismus verknüpft war mit nationaler Identität, mit Kaisertreue und Vaterlandsliebe, orientierte sich Freinademetz, das einer Sprachminderheit angehörige Kind des mehrsprachigen Tirol, an den Ambitionen der Weltkirche. Rom lag ihm näher als Wien.

Als Schulkind war Freinademetz Klassenbesten und fiel dem Dorfpfarrer durch besonderen Eifer und Fleiß auf. Er wurde daher als Einziger seines Jahrgangs ausserkoren, eine höhere Schulbildung zu erhalten. Man sah für ihn den Priesterstand vor, Alternativen dazu, etwa ein Jus-Studium oder ein teures Medizinstudium, wären auch kaum vorstellbar gewesen. Geradezu zeittypisch war dieses Schicksal eines begabten Jungen aus dem bäuerlichen Milieu, bereits als Kind für den Priesternachwuchs vorgesehen zu sein. So sah man sich um Förderer um, fand in einem Weber, der berufsbedingt mobil und am ehesten welterfahren war, einen Begleiter und Türöffner für den erst zehnjährigen Jungen in der Bischofsstadt. Brixen wurde für Freinademetz zur zweiten Heimat und zum Tor der Welt.

Der 50 Kilometer lange Weg, den der kleine Ujöp im Jahr 1862 von Oies nach Brixen zurück legte, war ein elfstündiger Fußmarsch, ein neuer Lebensabschnitt war damit verbunden, ein Kulturwechsel vom Bergbauerdorf in eine Stadt, in der Deutsch gesprochen wurde, während Ujöp daheim nur Ladinisch sprach. Auch in der Volksschule war dies die Unterrichtssprache gewesen. Die deutsche Sprache beherrschte er kaum, dafür lernten die Schüler seit der ersten Klasse Italienisch, denn Italienisch war im 19. Jahrhundert die Kirchensprache im Gader- und Grödnertal. Ujöp musste also erst Deutsch lernen und zum „Josef“ werden. Wie andere Bettelstudenten vom Land erhielt das Kind Kost bei wohlhabenden Brixner Bürgern und Bürgerinnen und in geistlichen Häusern, Logis erhielt er bei einer älteren Frau, die selbst aus seinem Heimatdorf stammte. Josef besuchte noch zwei weitere Jahre die Volksschule, um Deutsch zu lernen und die Aufnahmeprüfung für das österreichisch kaiserlich-königliche Gymnasium in Brixen zu bestehen, was er denn auch, so Sepp Hollweck, „mit dem zähen Willen eines Bergbauern“ und mit Bravour schaffte. Nachdem er ein ausgezeichneter Sänger war, wurde er Mitglied des Domchors. Als Sängerknabe erhielt der Zwölfjährige einen Platz im Kassianum, Brixens bischöflichem Knabenseminar. Von den Kindern und Jugendlichen, die in diesem Internat wohnten, wurde erwartet, dass sie den Wunsch hatten, Priester zu werden.

## Katholischer Missionseifer im 19. Jahrhundert

Brixen war im 19. Jahrhundert das geistige Zentrum einer ausgedehnten Diözese. Brixner Kleriker leisteten als Lehrer, Künstler, Schriftsteller und Wissenschaftler Bedeutendes. Josef Freinademetz wurde am Gymnasium unter anderem von Johannes Chrysostomus Mitterrutzner (1818–1903) unterrichtet. Der Linguist beherrschte 18 Sprachen und galt als einflussreichster Protagonist eines neuen Missionseifers, der seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Tirol um sich griff. Der Neustifter Chorherr war über vier Jahrzehnte lang Professor am Brixner Gymnasium und leitete es seit 1873 auch als Direktor. 1850 gründete er in Brixen einen Marienverein zur Förderung der Missionen in Zentralafrika. In seiner Funktion als Pädagoge begeisterte er junge Menschen für die Mission. Die Jahresberichte des Marienvereins mit den anschaulichen Briefen des Tiroler Missionars Josef Gostner aus dem Sudan ließ Mitterrutzner in der „Tiroler Schützenzeitung“ veröffentlichen und damit weckte er im Land eine missionarische Leidenschaft für ferne, exotische Länder. Überhaupt spielten Printmedien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, insbesondere nach Inkrafttreten der Gesetze zur Pressefreiheit in den 1860er-Jahren, für die Meinungsbildung im Land, für Interpretation und Wahrnehmung der Welt eine zunehmend bedeutende Rolle. Der gebildete katholische Klerus nutzte dieses Medium wie kaum jemand anderer.

Das Missionieren war im 19. Jahrhundert, zumal auf dem afrikanischen Kontinent, ein lebensgefährliches Abenteuer. Zwischen 1853 und 1869 reisten insgesamt 32 Priester und Laien aus Tirol als Missionare nach Zentralafrika, die meisten starben kläglich an Typhus (wie später auch Freinademetz) oder an anderen Krankheiten, die etwas mit ungenügender Hygiene zu tun haben. Dass ein ungeduldiger Missionseifer gelegentlich die Psyche belastete, vermerkten hingegen die Ärzte der k. k. Provinzial-Irrenanstalt Hall in Tirol. 1834 misslangen ihnen im Fall des „irrsinnigen“ Priesters Josef C. sämtliche Heilversuche. Josef C., der als Beichtvater gewissermaßen ein Berufsrisiko trug, auf Grund des Widerspruches zwischen „der von ihm höchst unverletztbar gehaltenen Moralgesetzgebung und den täglichen Uebertretungen derselben“, so der Haller Sekundararzt, an misanthropischer Schwermut zu erkranken, hatte schon sehr früh den Entschluss gefasst, als Missionar nach Afrika zu reisen. Der Sekundararzt beschrieb das seelische Leiden des im „Irrenhaus“ Eingesperrten wie folgt:

„Die Vorstellung, daß er als Seelenhirt mit dem Teufel um die verirrtten Seelen kämpfen müsse, bemächtigte sich seiner kranken Phantasie so lebhaft, daß er itzt häufig den Satan – als seinen einzigen Gegner vor sich sah, seine Reise nach Afrika eiligst antreten zu müssen wähnte, und

schon das Schiff im Meere, das ihm ein volles Wasserglas präsentierte, schwimmend erblickte, welches ihn von Ancona aus an Afrikas Küsten tragen sollte.“

Seit 1843 erschienen regelmäßig Missionsberichte in den „Katholischen Blättern aus Tirol“. In der Tat, wenn man etwas über die kollektive wie individuelle Fremd- und Selbstwahrnehmung Tirols im 19. Jahrhundert, einer Zeit grundlegenden gesellschaftlichen Wandels, erfahren möchte, dann empfiehlt sich geradezu die Lektüre der volkstümlichen Missionsliteratur von Tirolern für daheim gebliebene Tiroler. Aufschlussreich sind in dieser Hinsicht etwa die Berichte aus Nordamerika, das im 19. Jahrhundert noch als Missionsgebiet galt. Dort war die Tiroler Franziskanerprovinz seit 1844 aktiv, auch das Stift Wilten entsandte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Missionare dorthin. Heute sind diese Berichte hervorragende Quellen für die Auseinandersetzung mit fremden Kulturen, aber auch mit anderen christlichen Konfessionen und für die Wahrnehmung von Prozessen der Modernisierung und Säkularisierung. Die Missionare schrieben regelmäßig Berichte und Artikel für Zeitschriften und Zeitungen und nutzten auch das Medium Brief, um das Interesse an der Mission in der Heimat aufrechtzuerhalten und nicht zuletzt auch, um Geldmittel einzuwerben. Arnold Janssen, der Gründer der Steyler Missionare, machte sich von Anfang an gezielt die Presse als das zentrale Kommunikationsmedium seiner Zeit zunutze. Die Zeitschrift „Stadt Gottes“ diente dazu, das Steyler Missionsideal zu verbreiten, Mitarbeiter zu gewinnen und Kapital zu beschaffen. Freinademetz selbst schrieb sehr empathische Berichte unter Verwendung zahlreicher Superlative.

Die Missionare des 19. Jahrhunderts einte die Überzeugung, dass die Nichtgetauften für ewig verloren gehen. Die Millionen chinesischer „Heiden“ waren daher schon vor Freinademetz das Missionsziel von Tirolern. Einer der ersten Chinamissionare aus dem historischen Raum Tirol war jedoch der aus Trient stammende Jesuit, Geograf und Geschichtsschreiber Martin Martini gewesen. Zu nennen sind auch zwei Franziskaner, die Brüder Lorenz und Kaspar Fuchs aus Innsbruck. Die Kapuziner betätigten sich hingegen zunächst im näheren Umfeld: Sie widmeten sich der Missionierung der Protestanten in Süddeutschland und in der Schweiz, vor allem in Graubünden und im Engadin. Doch Ende des 19. Jahrhunderts zogen selbst sie in die Ferne, machten sich aus Tirol auf den Weg nach Indien und Nepal. Der europäische Imperialismus war an seinem Höhepunkt. Ausdrücklich empfahl dazumal der Brixner Fürstbischof Simon Aichner der katholischen Öffentlichkeit das Lesen von Missionszeitschriften, denn die Franziskaner-, Kapuziner- und Jesuitenmissionare aus Tirol benötigten nicht nur moralische Unterstützung durch das Gebet, sondern – wie erwähnt – auch finanzielle, um ihr Missionswerk bei den „armen Heiden“ zu vollbringen.

Als Josef Freinademetz 1872 ins Brixner Priesterseminar eintrat, fand er eine durch und durch missionsbegeisterte Umgebung vor und wurde von dieser Begeisterung erfasst. Als er 1875 mit nur 23 Jahren zum Priester geweiht wurde, sah er aber zunächst keine Möglichkeit, seinen Traum vom Leben als Missionar zu realisieren. 1876 wurde er Kooperator in St. Martin in Thurn nahe seiner Heimatgemeinde, eine ausgedehnte Pfarrei, denn die etwa 730 Einwohner wohnten auf weit verstreuten Berghöfen. Hauptaufgabe des jungen Kooperators war der Schuldienst – die 1729 gestiftete Kooperatur war mit der Verpflichtung verbunden, den Kindern Lesen und Schreiben beizubringen. Freinademetz war beliebt, bei den Kindern wie bei den Älteren, die seine Landsleute waren und seine Sprache sprachen. An Sonntagen hielt er lange, sorgfältig ausgearbeitete Predigten. Insgesamt 90 Stück sind der Nachwelt erhalten geblieben, sie wurden im Zuge der Selig- und Heiligsprechungsprozesse genauestens unter die Lupe genommen. Der Jungpriester griff konservative Motive auf, die Sorge um die Glaubenseinheit und die katholische Familie waren ihm zentrale Anliegen. „Unser Tirol, vor einigen Jahren noch bewundert von der ganzen Welt“, predigte der Kooperator Freinademetz beispielsweise ganz im Sinne konservativer Rhetorik, „ist zwar von hohen Bergen umgeben; aber diese sind doch noch zu niedrig für den Teufel und seinen Helfershelfer. Leider werden auch in unserem Tirol, auch in unseren Dörfern, von Fremden, von Soldaten usw. Sitten eingeführt, die nicht gut tun für die Familien und die Christen überhaupt“ (Bornemann).

Selbstredend wurde damals in jedem Pfarrhaus das „Brixner Kirchenblatt“ gelesen. Zu Jahresbeginn 1878 enthielt es einen knappen Bericht über das 1875 von Pater Arnold Janssen, Gründer der „Societas Verbi Divini“ (SVD), zu Deutsch „Gesellschaft des Göttlichen Wortes“, in Holland errichtete Missionshaus in Steyl. Dieses war der Förderung katholischer Missionstätigkeit in jenen Ländern gewidmet, „in denen diese am lohnendsten erscheint, und zwar sind hiezu an erster Stelle die heidnischen Völker insbesondere diejenigen Hinterasiens ins Auge gefasst“, so wurde vielversprechend für den Jungpriester Freinademetz verlautet. Bereits im Februar bat Freinademetz Arnold Janssen um Aufnahme in das Missionshaus, im August 1878 hielt er in St. Martin seine Abschiedspredigt und reiste nach Steyl an der Maas ab, dorthin, „wo man jeden Sandhügel schon Berg nennt“ (Hollweck).

## **Aus Freinademetz wird Fu Shenfu**

Zusammen mit einem Mitbruder, dem aus Bayern stammenden Johann Baptist Anzer, bekam Freinademetz am 2. März 1879 das Missionskreuz überreicht. Danach erfolgte der endgültige Abschied von der Heimat. „Was hat ein katholischer Missionar zu verlieren?“, erwog Freinademetz anlässlich seiner Abreise: „Geht´s ihm gut, so dankt er Gott; geht´s ihm schlecht, dankt er auch Gott. Er hat nur für



seine Seele zu sorgen, alles Übrige macht ihm nicht den Kopf schwer. Gelingt es ihm überdies, um seinen Schweiß, lieber noch um sein Blut, die eine oder andere Heidenseele seinem guten Gott zu retten, so wähnt er schon auf Erden ein Paradies zu haben“. Die fünfwöchige Schiffsreise von Ancona durch das Rote Meer nach Singapur und weiter nach Hongkong war für den seekranken Freinademetz jedoch die Hölle. In Hongkong wurden Freinademetz und sein Mitbruder Anzer zunächst vom dortigen Bischof aufgenommen. Zuhause in Europa musste erst noch verhandelt werden, welches Missionsgebiet die beiden Pioniere des Steyler Ordens zugewiesen bekommen sollten. Während Anzer im Seminar von Hongkong aushalf, erfuhr Freinademetz bei einem aus Bergamo stammenden Pater seine Lehrzeit als Wandermissionar auf der Halbinsel Saikung, am Festland hinter Hongkong. Der junge Missionar sah sich am Ziel seiner Träume. Er änderte seinen Namen. Mit Berücksichtigung seines Anfangsbuchstabens F wählte er aus den 100 alten chinesischen Namen das Zeichen für „Fu“, d. h. „Glück“. Dazu kam noch der Titel „Shenfu“, „geistlicher Vater“. Fu Shenfu bedeutete demnach „Priester des Glücks“. Freinademetz gewöhnte sich relativ rasch an die chinesische Wohnkultur und an das Essen, lernte den Hakka-Dialekt und kleidete sich neu ein, nicht klerikal, sondern als Lehrer mit einem blauen chinesischen Lehrermantel, der bis zu den Füßen reichte, mit kurzen, weißen Hosen, weißen Strümpfen und Leinwand-Schuhen mit Filzsohlen: „Ich trage jetzt Bart und Schnurrbart wie ein Räuber, der Kopf ist kahl geschoren, nur auf dem Scheitel ein Haarbüschel und daran geflochten der schöne lange Zopf“, schrieb er nach Hause. Äußerlich passte sich Freinademetz an. In seinen Briefen in die Heimat machte er aber seiner Enttäuschung Luft. Illusionen waren geplatzt, er litt unter Einsamkeit und der Erfahrung, als Fremder angestarrt, ausgelacht und verspottet zu werden. Freinademetz war aus Tirol ganz anderes gewohnt – dort küssten Kinder dem Kooperator die Hände und man hatte ihn ehrfurchtsvoll mit „Gelobt sei Jesus Christus“ begrüßt.

„Das ist es ja, was ich am bittersten fühle, wir sind mit einem Feuereifer aus Europa herübergekommen, wir haben davon geträumt, dass uns vor lauter Tausen die Arme ermüden, dass jedes Jahr etliche Pagoden vor unseren Augen in Trümmer gehen und an ihrer Stelle christliche Gotteshäuser aus dem Boden wachsen.“ (Bornemann)

China zählte damals über 400 Millionen Einwohner und wurde seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend mit den imperialen Interessen der europäischen Großmächte konfrontiert. Massive Umwelt- und Finanzkrisen hatten dazu beigetragen, das autokratische System brüchig zu machen. Die Bekämpfung zahlreicher Aufstände Mitte des 19. Jahrhunderts hatte zum Verlust der Legitimation und Handlungsfähigkeit der Kaiserdynastie geführt. Handelskriege, in denen Opi-



Abb. 8: Josef Freinademetz

um eine große Rolle spielte, bewirkten die erzwungene Öffnung Chinas für den Westen, für den internationalen Handel und die westlichen Missionare. Damit begann die halbkoloniale Geschichte Chinas, verbunden mit einer deflationären Entwicklung, der Verarmung großer Bevölkerungsteile und bürgerkriegsähnlichen Zuständen. Während der Niederschlagung der Taiping-Bewegung wurde China zu einem der größten Schlachtplätze des 19. Jahrhunderts neben dem amerikanischen Bürgerkrieg.

Auf dieses Land, seine Probleme und die politischen Machtinteressen der Bürokraten, die grassierende Armut und auf die jahrhundertalte Kultur war der Tiroler Freinademetz nicht vorbereitet. Überzogene Erwartungen wurden enttäuscht, negative Pauschalurteile über den chinesischen „Nationalcharakter“ waren die Folge. Freinademetz schrieb nach Hause: „Der Chinese hat für uns Europäer wenig Anziehendes [...] wenn uns Missionare bloß menschliche Rücksicht bewegte, wir würden

[...] mit dem nächstbesten Dampfer nach Europa zurückfahren.“ „Der Chinese ist vom Schöpfer nicht mit den gleichen Anlagen ausgestattet worden wie der Europäer [...] Es kostet uns viel, über die Verstellungssucht, Herzlosigkeit und Gleichgültigkeit der Menschen hier wegzukommen“ (Hollweck). Es fiel Freinademetz offenbar sehr schwer, Fuß zu fassen. Einziger Vorteil in dieser schwierigen Situation war die Sprachgewandtheit des mehrsprachig aufgewachsenen Tirolers und die Musikalität des ehemaligen Chorsängers: „Die Sprache ist wirklich schwer, aber mit Hilfe der Gnade Gottes hoffe ich, sie zu lernen. Ein sehr großer Vorteil, um sie zu lernen, ist es, wenn man singen kann; denn alles geht singend, und wer kein gutes Gehör hat, lernt sie nie gut,“ schrieb Freinademetz im März 1880 nach Hause. Die taoistisch-buddhistische und die konfuzianische Glaubensrichtungen waren für Freinademetz Religionen des Teufels, als Mensch des 19. Jahrhunderts konnte er sich zeitlebens nicht vorstellen, dass es außerhalb des Katholizismus einen Weg zum ewigen Heil geben könnte. Langsam nahmen jedoch die positiven Wertungen der neuen Heimat zu, Freinademetz öffnete sich für das Neue, entwickelte die Bereitschaft, chinesische Sitten und Gebräuche kennenzulernen, und fasste zunehmend das vom „Völkerapostel“ Paulus inspirierte Missionsprogramm, den „Chinesen ein Chinese“ zu werden, als lebenslangen Prozess auf.

In Europa verhandelte der Generalsuperior Janssen, um ein eigenes Missionsgebiet für seine Steyler Missionare zu erhalten. Als Wunschgebiet nannte er den Südteil der den Franziskanern anvertrauten Provinz Shantung, ein „Heiliges Land“, die Heimat des Konfuzius. Für die Franziskaner war das gesamte Gebiet zu groß und so wurde der Süden der nordchinesischen Provinz Shantung, südlich des Hoangho zu Beginn der 1880er-Jahre Steyler Missionsgebiet. Im Frühling 1882 traf Freinademetz in Puoli ein, der einzigen kleinen Missionsstation im Nordwesten mit 158 getauften Christen. Fu Shenfu musste nun den Shantung-Dialekt lernen und das abenteuerliche und mühsame Leben eines Wandermissionars fortsetzen. Sein bayrischer Mitbruder Anzer entpuppte sich als ehrgeiziger Organisator, der als Bischof Kirchenkarriere machte, mit chinesischen Mandarinen wie mit Kolonialpolitikern verkehrte, und mehrere kirchen- und missionspolitisch motivierte Reisen in die Heimat unternahm. Freinademetz blieb indessen als Stellvertreter zeitlebens in China (nur einmal reiste er zum Auskurieren eines Lungenleidens für wenige Wochen an einen Kurort in der Nähe von Nagasaki). Dem Generalprovinzial Janssen gegenüber äußerte Freinademetz, er wäre „wahrlich nicht für die Leitung einer Mission geschaffen“, de facto stand er der Mission als Administrator immer wieder vor, war als Provikar und ab dem Jahr 1900 als Provinzial des Ordens wichtigste Ansprechperson für die Anliegen sämtlicher Steyler Pater und Brüder, die den beiden Pionieren Anzer und Freinademetz bald aus Europa nachfolgten. Freinademetz schulte die Neuen ein, beobachtete sie und berichtete über ihre Tauglichkeit nach Hause. Vor allem warb er bei ihnen beständig um Verständnis für die chinesische Kultur. Über den Mitbruder Pater Josef Blome aus Paderborn, beispielsweise, berichtete er, dieser würde sich schwer tun beim Erlernen der chinesischen Sprache, jedoch: „Er liebt China und die Chinesen. Das ist sehr viel wert. Alles andere kommt schon“ (Bornemann). Den Eltern schilderte er die schlichten Bauernhäuser der chinesischen Bauern, erzählte über die Scheunen, das Pflügen und Säen, das Dreschen und Mahlen des Korns, und fügte hinzu:

„Im Übrigen: die Chinesen sind durchaus kluge Köpfe, vorzüglich begabt, selbst der einfache Bauer redet wie ein Doktor; sie beherrschen eine Menge von Umgangsformen. In vielen Dingen dieser Welt sind sie den Europäern überlegen: Das wissen sie auch selbst; daher das riesige Selbstbewusstsein und die Verachtung der Ausländer. Sie stehen wirklich an der Spitze der Nationen.“ (Bornemann)

1886 legte Freinademetz sein „Ewiges Gelübde“ ab – ins Tagebuch schrieb er:

„Somit, Bruder Josef, ist das Los gefallen: Dein ganzes Leben für deine lieben Chinesen, auf dass, wenn du dereinst dich zum Sterben niederlegen

wirst, du dich schlafen legen kannst neben und mit deinen teuren Chinesen. Adieu! Leb wohl zum letzten Mal, liebe Heimat übers Meer drüben!“  
(Bornemann)

Der Ladiner hatte sich für China entschieden und wandte seine Zuneigung galt den Chinesen – eine Liebe, die nicht immer auf Gegenliebe stieß. Im Mai 1889 wurde Freinademetz verprügelt und schwer misshandelt. Das ausgehende 19. Jahrhundert und das beginnende 20. Jahrhundert, die Jahrzehnte seiner Missionsstätigkeit, waren für China eine Zeit zunehmender Fremdbestimmung und des Fremdenhasses, ein Zeitraum, der auch von chinesischen Zeitgenossen als Zeit beschleunigten Umbruchs betrachtet wurde. Das Reich war zerrüttet. Naturkatastrophen, Hungersnöte und rücksichtslose imperialistische Interessen der europäischen Mächte taten das Übrige. Wie bedrohlich und folgenschwer die soziale und politische Lage war, wurde über die Grenzen des Kaiserreiches hinaus anhand der Ereignisse um den Boxeraufstand im Jahr 1900 offenkundig.

Der Boxeraufstand war eines der ersten globalen Medienereignisse überhaupt und mitten drin befand sich der Tiroler Freinademetz, der sich weigerte, zusammen mit den anderen Missionaren aus Puoli in die sichere Hafenstadt Tsingtao zu fliehen. 1897 war die Halbinsel Shantung durch das Deutsche Reich annektiert worden, nachdem der willkommene Anlassfall für das militärische Eingreifen Deutschlands, die Ermordung von zwei Mitbrüdern des Tiroler Missionars, eingetreten war. Die Steyler Missionare – auch der österreichische Staatsbürger Freinademetz – standen seit 1890 formal unter dem Protektorat der Deutschen, zuvor waren sie mit französischen Schutzpässen ausgestattet gewesen. Seit Jahren suchte Kaiser Wilhelm II. bereits einen günstig gelegenen Flottenstützpunkt im chinesischen Kaiserreich. Shantung mit seinen Kohlefeldern wurde nun als deutscher Wirtschaftsraum in Beschlag genommen. Freinademetz kritisierte die deutsche Okkupation, er lehnte auch Sühneforderungen für die ermordeten Missionare ab, im klaren Gegensatz zu Bischof Anzer und den deutschen Behörden, die drei große „Sühnekirchen“ errichten lassen wollten. Freinademetz machte sich bei den Kolonialherren durch diese Haltung nicht gerade beliebt, eine Haltung, die überhaupt nicht dem europäischen Zeitgeist entsprach. 1898 wurde auch der Mitbruder Pater Georg Stenz grausam misshandelt. Die Missionare befanden sich zunehmend in Todesgefahr. Der Fremdenhass, verursacht durch kolonialpolitische Unterdrückung und Demütigungen, hatte nun, kurz vor der Jahrhundertwende, bedrohliche Ausmaße angenommen und gerade Shantung war besonders schwer von Armut und Kolonialinteressen betroffen. Die Absicht der Boxer war eine generelle Isolation der am Westen orientierten Kräfte und der Abzug aller Missionare. Etwa 200 Missionare und Tausende zum Christentum konvertierte Chinesen wurden ermordet.

1903 starb Bischof Anzer während einer Romreise und allgemein erwartete man, dass Freinademetz sein Nachfolger werden würde. Als geborener Österreicher kam er jedoch nicht zum Zug, außerdem hatte er sich wohl durch seine Kritik am Leben der Kolonialbeamten unbeliebt gemacht. Dem Bruder des Kaisers, Prinz Heinrich, hatte er bei dessen Besuch von Tsingtao sogar erklärt, die deutsche Okkupation würde nicht den „Grundsätzen der Gerechtigkeit“ entsprechen. Kurz, die Kolonialherren wünschten sich einen deutschen Bischof. Die Wahl fiel auf den Westfalen August Henninghaus, seinen späteren Biografen. In den Jahren nach der Niederschlagung des Boxeraufstands erholten sich die Missionsstationen. 1908 zählte Südshantung 45.000 getaufte Christen und ebenso viele Taufwerber. In 1.000 Gemeinden gab es nun Kirchen oder Kapellen, mehr als 70 Missionare, darunter ca. ein Dutzend Chinesen, und ca. 40 Ordensschwestern. Im Jahr 1949, als Mao Zedong die Volksrepublik China ausrief, lebten in Südshantung bei 20 Millionen Einwohnern 200.000 Katholiken und 210 Priester.

Im Jahr 1907 wurde die Bischofsresidenz Yenchowfu von Typhus heimgesucht. Zu dieser Zeit befand sich Bischof Henninghaus in Europa, um Geld für die Mission zu sammeln und Freinademetz hatte seine Vertretung inne. Die Missionsschulen mussten geschlossen werden, zwei Steyler Missionsschwestern starben im Dezember. Auch Freinademetz erkrankte. Er wurde zur besseren Pflege nach Taikia gebracht, wo er einige Jahre zuvor ein zentrales Ordenshaus mit großem Park zur Erholung der Missionare errichten hatte lassen. Dort starb Fu Shenfu am 28. Januar 1908 im Alter von nur 56 Jahren. Er wurde am Missionsfriedhof beigesetzt. Seine Grabstätte wurde während der kommunistischen Kulturrevolution 1949 zerstört.

## Ein Volksheiliger in Südtirol

Josef Freinademetz genoss schon zu Lebzeiten in der heimischen Presse den „Ruf der Heiligkeit“. Zu seiner Bekanntheit trugen auch die ca. 100 Briefe bei, die er in die Heimat schrieb, sie brauchten jeweils ca. zwei Monate, um an ihrem Ziel anzukommen. Dort – in Pfarrstuben, Kirchen und Wirtshäusern – wurden sie dann vorgelesen, abgeschrieben und in Zeitungen abgedruckt (drei lebhafte Berichte sind beispielsweise in den „Tiroler Stimmen“ vom 15.7.1879, vom 1.9.1884 und vom 7.1.1887 nachzulesen). Der Korrespondent aus dem fernen China wurde als Vertreter der heimischen Kirche und „heroischer Landsmann“ Tirols und Ladinens im „Heidenland“ wahrgenommen und bewundert. Man betete für ihn, insbesondere im Jahr des Boxeraufstands, als man schon fest damit rechnete, dass Freinademetz als Märtyrer sterben würde. Schon bald nach seinem Tod wurde Freinademetz in Südtirol als Fürsprecher bei Gott angesehen. 1936 wurde auf Veranlassung des Steyler Missionsordens in der Diözese Yenchowfu mit dem Selig-

sprechungsprozess begonnen, 1937 wurde in Abtei im Gadertal ein Nebenprozess geführt. Ende der 1930er-Jahre erreichte die Freinademetz-Verehrung in Südtirol einen ersten Höhepunkt. 1939, in der Zeit der Option, wählten viele Südtiroler den Chinamissionar als Fürsprecher, einen Volksheiligen, der selbst seine Heimat geopfert hatte, und Identifikationsmöglichkeiten bot. Noch intensiver wurde die Freinademetz-Verehrung in der Zeit des Zweiten Weltkrieges. Nun mehrten sich in den Wallfahrtskirchen Votivtafeln, aus dem Brunecker Spital wurde 1942 eine Wunderheilung berichtet: Ein Vierjähriger genas überraschend von einer eitrigen Rippfellentzündung. Der Seligsprechungsprozess dauerte mehrere Jahrzehnte lang und fand am Weltmissionssonntag 1975 in Rom seinen Abschluss. Danach wurde das Geburtshaus in Oies zum Zentrum der Verehrung ausgebaut, als Pilgerzentrum und Wallfahrtsstätte eingerichtet. Hier werden Gebetserhörungen von Pilgern und Verehrern aus Südtirol und Österreich gemeldet und gesammelt, von hier aus Schriften und Bilder verbreitet. Steyler Missionare und Schwestern wirkten bei einer weltweiten Verehrung dessen, der die Arroganz des Europäers abgelegt hatte, kräftig mit. Dass Freinademetz Europa im Gegensatz zu China zunehmend als verdorben ansah und in konservativer Gesinnung den gesellschaftlichen Wandel in der Heimat verurteilte, steht auf einem anderen Blatt. Die weltweite Verehrung erforderte einen Heiligsprechungsprozess. Dieser wurde wiederum auf Veranlassung der Steyler Missionare 1980 in Gang gesetzt und fand 2003 seinen Abschluss, nachdem die Genesung eines japanischen Studenten im Krankenhaus von Nagoya offiziell als zweite Wunderheilung anerkannt wurde.

Angesichts nationaler Konflikte schlägt der in Südtirol wohnende Journalist und Steyler Missionar Sepp Hollweck in seinem Vorwort zu „Der Chinese aus Tirol“ Josef Freinademetz als Leitfigur für das beginnende dritte Jahrtausend vor: „Aufgewachsen im geschlossenen Siedlungsgebiet seiner kleinen ladinischen Minderheit, kam er im Alter von zehn Jahren in ein deutsches Kultur- und Sprachgebiet, um schließlich als junger Erwachsener seinen heimatlichen Kontinent für immer zu verlassen“. Josef Freinademetz' starke und empathische Orientierung an einer Leidenstheologie, das „Sich-Aufopfern-Wollen“ für einen übergeordneten Zweck und das missionarische Sendungsbewusstsein finden kaum noch Anerkennung in unserer säkularisierten Gesellschaft. Aber auch diese Elemente sind Teil des historischen Gedächtnisses und ihre Erinnerungsspuren finden sich allorts, beispielsweise in Wallfahrtskirchen, Texten, Kirchenliedern und Passionsspielen. Offenheit gegenüber dem Fremden, Anpassungs- und Lernfähigkeit und nicht zuletzt die imponierende Zähigkeit des Ladiners liefern vielleicht weitere Bausteine Tiroler Identität. Das Land Tirol wurde im 19. Jahrhundert erstmals als ganzheitlicher und Identität vermittelnder Raum erfahren und wahrgenommen, darüber hinaus auch als touristisches Ziel entdeckt. Zugleich war Tirol eindeutig ein Auswanderungsland, aus dem Tiroler Oberland, dem Trentino und anderen wirtschaftlich

benachteiligten Regionen emigrierten ganze Familienverbände nach Nord- und Südamerika. Möglicherweise, so könnte man abschließend mit Blick auf die Biografie des Missionars Josef Freinademetz mutmaßen, entwickelte sich gerade hier und jetzt, mit einem historisch neuen „Tirol-Bewusstsein“ und in der Auseinandersetzung und Begegnung mit der Welt außerhalb des Landes eine ganz eigentümliche Mischung aus Nostalgie und Neugier. Mit anderen Worten: Auch ein Denken in Beziehungen ist Teil des identitätsstiftenden Erfahrungsraums Tirol.

### **Weiterführende Literatur:**

- Bornemann, Fritz, Der selige P. J. Freinademetz 1852 bis 1908. Ein Steyler China-Missionar. Ein Lebensbild nach zeitgenössischen Quellen, Bozen 1977.
- Frei, Günther, Die Verehrung des Heiligen Josef Freinademetz in Südtirol, Diplomarbeit Innsbruck 2003.
- Gelmi, Josef, Der hl. P. Josef Freinademetz SVD (1852–1908). Ein Vorbild für die Welt, Brixen 2003.
- Hollweck, Sepp, Der Chinese aus Tirol, Bozen 2003.
- Reuter, Jakob, Josef Freinademetz. Kunder des Glaubens im Fernen Osten, Steyl 1985.

## 9. Eine Topografie des Erinnerns: Südtirol im 20. Jahrhundert

### Front des Vergessens: Lusern-Luserna, Persn-Fersina

Am Schnittpunkt der Koordinaten 45°55' nördliche Breite und 11°19' östliche Länge befindet sich ein schwarzes Loch, ein von der Zeit lange vergessener und von der vereinheitlichten Gewalt des Nationalismus des 19. und 20. Jahrhunderts übersehener Ort. Nur einmal rückte Lusern – italienisch Luserna – in den Blickpunkt und damit auch schon an die Front der feindlichen Auseinandersetzungen zwischen Menschen, die unterschiedliche Sprachen sprechen und unterschiedlichen Staaten angehören. Als sich zwischen Österreich und Italien Kriegsstimmung anstaute, wurde Lusern zum Außenpanzer des Habsburgerreiches, mit den Festungen Gschwendt in Lavarone und Fort Verle bei Pizzo di Levico gehörte das Werk Lusern zum südlichen Befestigungsring. Auf einer Tafel ist in deutscher Sprache festgehalten, wie oft die Festung vom Mai 1915 bis Mai 1916 bombardiert wurde: 200 Geschosse mit 20 cm Durchmesser, 8100 Geschosse mit 28 cm, 16.000 Geschosse mit 15 cm. So buchhalterisch wurde hier Krieg geführt und erinnert. Der Pfarrer Josef Pardatscher schrieb, zwei Tage nach dem Kriegseintritt Italiens gegen Österreich, am 25. Mai in sein Tagebuch: „Gegen halb vier Uhr morgens begannen die Kanonen zu donnern, unsere und jene von der anderen Seite, Verena und Campolongo.“ Die Festung hielt allen Angriffen stand, heute noch wird in der Festungsbroschüre geschildert, wie „die Italiener“ zurückgeschlagen werden konnten. Im Dorfgasthaus reden nicht nur die Alten „zimbrisch“, sondern auch manche Junge. Bei näherem Hinhören kann jemand, der Deutsch versteht, auch etwas von dieser seltsamen und doch vertrauten Sprache verstehen.

Lusern ist eine der altbairischen Sprachinseln in Oberitalien, Zeugnis einer vornationalen Begegnung und beinahe postnationalen Überwinterung von Sprachen an einer europäischen Schnittstelle, die weitgehend – aber nur weitgehend – zu Recht als konflikthaft, ja kriegstreibend empfunden und beschrieben wird. Frühe bairische Siedlergruppen stießen schon im 10. Jahrhundert in die Hochebenen bei Vicenza (Sieben Gemeinden) und Verona (Dreizehn Gemeinden) vor, nach und nach folgten immer neue Siedlungsschübe in die entlegensten, noch unbewohnten Bergtäler des damaligen Tridendum, dem heutigen Trentino: in den obersten Nonsberg, in die Valsugana, in das Fersental bei Trient, in die Seitentäler



Vallarsa und Terragnolo bei Rovereto, in die Hochebenen von Lavarone und Folgaria (Lafraun und Vielgereut), nach Lusern. Ein meist friedliches Neben- und Übereinander: die Bergtäler bairisch besiedelt, die Talsohle lange rätoromanisch, später italienisch. Die Sprachwanderungen folgten freilich auch dynastischen Strategien: Als in Trient um 1500 deutsche Bischöfe herrschten, war auch die Stadt zu einem Viertel deutschsprachig.

In Lusern spricht das altbairische Idiom aus Fluren, Straßenschildern, Landkarten: die Oberwiesen, die Oberleiten, die Pründle-Straße, die Untarn Raut. Ein Bilderbuchdorf, das seine Armut zu verstecken sucht: Der Baustil in den meisten Sprachinseln entspricht der Knappheit und Rauheit des Geländes, keine schmucken Berghöfe, die sich in die Landschaft einfügen, sondern mehrstöckige, oft unverputzte Häuser, die den knappen Platz nutzen, der zur Verfügung stand. Lavarone und Folgaria sind zu Skigebieten explodiert, die der Landschaft viel von ihrem Zauber genommen, den Menschen aber Überlebensmöglichkeiten gebracht haben. So ist Lusern am Rande dieser neuen Zentren gerade noch abgeschieden genug, um als Sprachinsel noch immer nicht zu erlöschen, aber ausreichend erschlossen, um nicht auszusterben. Der Sommertourismus lebt von Besuchern, die eine überlebende Sprachminderheit und eine überlebte Festung besichtigen wollen.

Am Friedhof findet sich fast nur ein einziger Name – Nicolussi, ergänzt durch die Namen von Höfen und Nebenlinien: Reut Nicolussi, Nicolussi Leck, Nicolussi Castellan. Von hier stammt Eduard Reut-Nicolussi, eine der wichtigsten Persönlichkeiten des frühen „Südtiroler Überlebenskampfes“ nach dem Anschluss an Italien. Aufgewachsen war er noch als Kind Altösterreichs, Gymnasium in Trient, Universität in Innsbruck, dann eine politische Karriere entlang der neuen Grenzziehung. Nach Kriegsende 1918, aber noch vor der amtlich gewordenen Annexion 1920 wurde er in die Wiener Nationalversammlung gewählt. Als Südtirol endgültig zu Italien kam, gab er seine österreichische Karriere auf und zog nach Bozen, wo er maßgeblich für den Zusammenschluss aller deutschen Parteien – bis auf die Sozialdemokraten – im Deutschen Verband verantwortlich war. Reut-Nicolussi wurde ins römische Parlament gewählt, musste aber vor faschistischer Nachstellung nach Innsbruck flüchten, wo sein Versuch, als Rechtsphilosoph an der Universität Fuß zu fassen, an den Nazis scheiterte. Als in Südtirol 1943 die Befreiung vom Faschismus durch die deutschen Truppen gefeiert wurde und der Naziterror begann, war Reut-Nicolussi in Österreich im Widerstand. Nach dem Krieg stand er außerhalb der politischen Entwicklung in Südtirol, war wohl ein gelegentlich zitierter und angerufener Mentor, zog sich aber aus der Politik zurück. In den 1950er-Jahren wurde er Rektor der Universität Innsbruck, 1958 – als in Südtirol der Autonomiekampf neu aufflammte – verstarb er.

Wie die Zimbern in Lusern standen auch die Mocheni im Fersental zwischen den Zeiten und zwischen den Fronten. Das Fersental („Bersntol“) zweigt von Per-

gine ab, benannt nach dem Fluss Fersina oder Bersn. Bis ca. 1970 waren die vier Mocheni-Gemeinden Frasilongo/Garait, Roveda/Oachleit, Fiorozzo/Vlarotz, Palù/Palaien rechts des Bersn noch kaum erschlossen, während Sant'Orsola auf der anderen Seite schon früh gut erreicht werden konnte und bald italianisiert war. Noch immer trennt die Zeit die zwei Talseiten: Sant'Orsola ist ein modernes, erschlossenes, aber auch entzaubertes Dorf mit Geschäften und Apotheke, die Mocheni-Dörfer haben sich den Charme des Alten mit der Kargheit der Armut erhalten, erst allmählich aufgebrochen durch eine kleine kulturelle Renaissance als bairische Exoten in Italien.

Von hier stammt Enrico Pruner, einer der wichtigsten Trentiner Politiker nach dem Zweiten Weltkrieg. Sein Vater war noch als „Krumer“ mit der Kraxe unterwegs. Kaiserin Maria Theresia hatte den Fersentalern, den Zillertalern und den Defereggern die Erlaubnis zum Wanderhandel erteilt. Noch in den Achtzigerjahren waren in Pendlerzügen zwischen Trient und Bozen „Krumer“ anzutreffen: blauer Schurz, grobgenagelte, ärmliche Joppe, ein Geruch, von dem nicht festzustellen war, ob er vom Käse im schwer gefüllten Rucksack oder von sonst irgendwo kam, gut aufgelegt, die freche Jugend mit Scherzen herausfordernd – um scheu und unterwürfig zu sein, hatten sie zu viel gesehen auf ihren Wanderungen. Als „Trentiner Tiroler Autonomist“ war Pruner ein früher Vermittler in einer Geschichte der Entzweiung zwischen dem Trentino (als ehemaligem Welschtirol) und Südtirol (als ehemaligem Deutschtirol südlich des Brenners). Mit seiner Autonomistenbewegung (ASAR, später PPTT) brachte er Massen auf die Straße für ein Trentino, das sich nicht als italienische Provinz verstehen wollte, zerrieb sich aber bald am Streit der Parteien und musste schließlich verbittert zusehen, wie die Trentiner Democrazia Cristiana den Südtirolern das Leben schwer machte und in Südtirol das „Los von Trient“ zum bestimmenden politischen Motto wurde. Die Mocheni und die Zimbern hatten im Aufeinanderprallen der national definierten Parteien keinen Platz mehr.

Ein Weltkriegssoldat schrieb an dieser Frontlinie Weltliteratur. Die erste Geschichte des Erzählbandes „Drei Frauen“ von Robert Musil spielt im Fersental, es ist eine Geschichte der Fremdheit, die sich am Ende auch durch Liebe – eines Geologen für das einheimische Mädchen Grigia – nicht überwinden lässt. Der Passo Vezzena bei Lusern-Luserna war früher österreichisch-italienische Grenze, jetzt ist er eine inneritalienische Provinzgrenze zwischen dem Trentino und Vicenza. In einem Gasthaus genau an der Grenze, der heute noch existierenden *Osteria del Termine* („Gasthaus am Ende“) siedelt der italienische Schriftsteller Mario Rigoni Stern in seiner Erzählung „Osteria di confine“ eine Geisterstunde mit einem Feldmarschall, einem General, König Vittorio Emanuele und Kaiser Franz Joseph an. Sie diskutieren über den Krieg. Um Mitternacht tritt Robert Musil aus dem Schatten und beendet die Diskussion: „Hört, ihr Leut, und lasst euch sagen /

unsere Glock hat zwölf geschlagen.“ Die Geschichte ist zu Ende, der Gasthof liegt „am Ende“, aber zwischen den Zeiten liegen die von der Zeit Vergessenen.

## Im Schatten vom Fennberg: Angela Nikoletti und andere

Margreid: Torbögen und gotische Fenster neben bröckelndem Verputz und Stallmist, die Kühle des Nordens in den engen Gassen, die *dolce vita* des Südens auf den Plätzen, das Gurgeln des Baches unter zahlreichen Brücken, die vielen Brunnen, in denen herabgefallene Blüten von Edelkastanien dem Untergang trotzen, Baumkronen wie von einst, getrocknete Maiskolben unter der Dachnische von Stadel und Scheunen.

Margreid: 7,7 Kilometer sind es von hier zur Salurner Klause, dort wo das Trentino beginnt, wo – so empfand es auch der 1916 von den Österreichern hingerichtete Trentiner Irredentist Cesare Battisti – Italien seinen nördlichsten Grenzpunkt haben sollte. Ein Dorf wie ein Bindeglied zweier Kulturen, wie andere Dörfer dieser Gegend auch, vielen Bewohnern mitunter mehr, als ihnen lieb ist.

Wenn in Verona die Weinmesse *Vinitaly* die Straßen verstopft, findet hier zeitgleich, im Renaissancepalast Hirschprunn des Weingutes Lageder die „Summa“ statt, eine entsprechende Veranstaltung in kleinerem Rahmen, für Winzer, die die Ruhe suchen, das Gespräch und den Genuss, für Weinaristokraten und *Vinitaly*-Skeptiker. Da werden dann viele Sprachen gesprochen, nicht nur Deutsch und Italienisch.

Am Dorfrand hat sich der Weinhof Kobler von zwei jungen Architekten einen gläsernen Raum, einer Schatulle gleich, ins bestehende Haus stecken lassen, „Weinraum“ wird dieser transparente Kasten genannt, puristisch, schlicht und effektiv voll hebt er sich von dem Haus ab, in dem die Nachfahren von jemandem wohnen, der Südtiroler Geschichte nicht nur nebenher erlebte. Erich Kobler heißt der Vater des findigen Winzers und Hausherrn Armin Kobler. Erich Koblers Vater Emil wiederum war ein lediges Kind, seine Mutter, eine Köchin aus dem Vinschgau hatte seinen Vater nicht heiraten dürfen, da er Protestant war. Emil Kobler wurde 1898 in Davos geboren, nach dem 1. Weltkrieg, nach langem bürokratischen Hin- und Her („da man lieber einen Italiener gehabt hätte“, sagt Sohn Erich) war der gelernte Wagner nach Margreid gezogen, da es hier eine Wagnerei zu übernehmen gab; „der schönste Beruf“ damals, erzählt der Sohn, Jahrgang 1928. Doch der Faschismus machte es ihm nicht leicht. Emil Kobler tat sich zunehmend schwer, mitanzusehen, dass die Schulkinder keinen Deutschunterricht mehr besuchen durften, war er doch bald selbst Vater geworden.

Mit der aus dem nicht weit entfernten Dorf Pinzon stammenden Hella Rizzolli übernahm er die Organisation des geheimen und verbotenen Deutschunterrichts im Unterland, der „Katakombenschule“, nachdem einer der Initiatoren, der aus

Salurn stammende Rechtsanwalt Josef Noldin, nach der Verbannung auf die Insel Lipari nur 41-jährig im Jahre 1929 verstorben war. 1935 kam auch Emil Kobler für einen Monat ins Gefängnis nach Neumarkt, 1938 wurde er – beim „Christbaum-Aufputzen“ vor einer Weihnachtsfeier – samt Freunden und Gästen noch einmal verhaftet und nach Pignolo in die Basilikata verbannt. Zweimal am Tag hatten sie sich bei der Polizei zu melden, das Essen mussten sie sich erarbeiten oder erbetteln. Heimkehren ließ ihn eine Südtiroler Hoffnung, die – im Zuge des Auswanderungsabkommens 1939 zwischen Hitler und Mussolini – unter dem Namen „Option“ eher eine Zwangswahl, denn eine Wahl war: auszuwandern ins Reich und deutsch zu bleiben oder schutzlos in Italien zu bleiben.

Kobler wurde, nun Deutschland-Optant, ausgewiesen und prompt von zwei Carabinieri zum Brenner begleitet. In Innsbruck übernahm er die Leitung der Empfangsstelle für die Optanten, die Mundartdichterin Mariedl Innerhofer, Tochter des 1921 von faschistischen Kommandos beim „Marsch auf Bozen“ erschossenen Marlinger Lehrers Franz Innerhofer, war seine Sekretärin. Koblers Familie folgte nach, ging aber, als er 1943 eingezogen wurde, zurück nach Margreid. Er starb 1944, nicht an der Ost- oder Westfront, er wurde in Clavesana bei Cuneo von Partisanen ermordet.

Sein Enkel Armin, echter Südtiroler ohne extrem zu sein, lädt nicht nur zu Weinverkostungen in das gläserne Rechteck mit dem lackweißen Tisch, den weißen Stühlen. Zur Wiederkehr von Andreas Hofers Tod am 20. Februar 1810 organisiert er jährlich Tagungen im Karl-Anrather-Haus: Immer wieder geht es auch um die Attentate, die in der Sprengung von über 40 Strommasten in der Herz-Jesu-Nacht 1961 gipfelten. In Margreid waren bereits Jahre zuvor, 1958, einige junge Burschen um Heinrich Goller verhaftet worden, die „autonom im Einsatz für Südtirol“ italienische Wahlplakate von den Werbetafeln rissen. Sie saßen zu Zeiten im Gefängnis von Trient, als es noch möglich war, mit dem Direktor eine Art Freundschaft zu schließen, und ebenso von den Frauen der Inhaftierten zur Frau des Direktors. Drei Jahre später war das dann anders, „danach ist es letz geworden“.

In Margreid wurde 1930 der Komponist Günther Andergassen geboren, der in Folge der Option von 1939 nach Österreich kam. Als Erwachsener schloss er sich dem Befreiungsausschuss Südtirol (BAS) an, der in den späten Fünfziger- und Anfang der Sechzigerjahre Attentate in Südtirol verübte, bald war Andergassen der Tiroler BAS-Chef. 1964 wurde er festgenommen, sieben Jahre dauerte seine Haft in verschiedenen italienischen Gefängnissen.

In der Grafengasse in Margreid, just im Arbeiterhaus des Ansitzes von Baron Salvadori, der vorwiegend italienische Pächter beschäftigte, wurde 1905 Angela Nikoletti geboren, um die sich unter den fast 500 beherzten Mädchen und Frauen des Geheimunterrichts wohl der größte Mythos rankt. 1930 starb sie in Kurtatsch, gerade 25-jährig:

„Bleich und hager lag sie im dunklen Kämmerlein wie eine wirkliche Rose. Ringsherum Blumen, deutsche Blumen, die deutsche Kinder ihr um das Haupt gelegt. Sie hatte ihr Leben der Heimat geopfert. In ihren Zügen schien noch das Weh zu liegen, das welsche Tücke über ihr junges Leben brachte.“

Schon ein halbes Jahr nach ihrem Tode wurde sie in der Innsbrucker Zeitschrift „Der Südtiroler“ als Märtyrerin für ihre Heimat bezeichnet, mit immer neuen Fortschreibungen des Mythos bis in die Gegenwart, verehrt wie eine politische Heilige, „über deren Haupt das faschistische Beil sich senkte“. Das Dorf Kurtatsch ist stolz auf sie, sagt einer am Rande der jährlichen Kranzniederlegung zu Allerheiligen an ihrem Grab, „auf sie sind uns sicher andere Dörfer neidisch“.

Dass Angela Nikoletti von Kindheit an schwach war, dass sie an Schwindsucht litt und sich wohl deshalb nicht von der Rippenfellentzündung erholte, die sie sich im Kerker von Neumarkt zuzog, darüber berichtet der Mythos nicht. Unbestritten ist die Tatsache, dass sie sich dem ihr mehrmals persönlich ausgesprochenen Verbot, die deutsche Sprache zu lehren, widersetzte. Eine Haltung übrigens, die ihr auch von italienischer Seite Achtung einbringt: 1975 wurde in Bozen aus einer antifaschistischen linken Gruppierung heraus der Kulturverein „Circolo Angela Nikoletti“ gegründet, die Mitglieder gehören zu 80 % der italienischen Muttersprache an. Jedes neue Mitglied erhält als Begrüßungsgeschenk ein Büchlein über ihr Leben, der Untertitel lautet übersetzt: „Opfer faschistischer Barbareien“.

Angela Nikolettis Leben trägt die Einschnitte der Jahrhunderttragödien. Als sie geboren wird, sät sie noch Salz im Garten des Barons und wundert sich, dass es keine Früchte trägt, die Welt scheint in Ordnung. Als sie zehn ist, wird der Vater in den Ersten Weltkrieg eingezogen und die einzige Schwester stirbt an einer Blinddarmentzündung. Sie ist 14 und kein Kind mehr, als Südtirol zu Italien kommt und ohne Zögern reißt sie die Proklamationen herunter, die die neuen Machthaber an die Haustore nageln: „Ich flammte oft vor Wut“, schrieb sie Jahre später in ihr Tagebuch. Sie ist 16, als beim „Marsch auf Bozen“ faschistische Trupps einen Trachtenumzug in Bozen überfallen. Als am 28.8.1921 die *Lex Corbino* offiziell zum Schutz der italienischen Minderheit in Südtirol in Kraft tritt, in Wahrheit die Schließung von 49 deutschsprachigen Schulen erzwingt, als zwei Jahre später die *Lex Gentile* jedes Unterrichten der deutschen Sprache strengstens verbietet, trifft es das Unterland besonders: Gehörte es doch zum Verwaltungsbezirk Trient und wohnte doch gegenüber, auf Glen bei Montan, mit bestem Ausblick auf die Dörfer Margreid und Kurtatsch, Ettore Tolomei, der faschistische Senator und Leiter der Kulturkommission, 1865 in Rovereto noch als österreichischer Staatsbürger geboren. Als Angela Nikoletti wegen ihrer Mitarbeit an der Katakombenschule vom Podestà von Kurtatsch den Befehl erhielt, die Heimatgemein-

de zu verlassen, missachtete sie die Ausweisung. Anders als die Katakombenlehrerin Pepi Leitner, die lange im Brunecker Gefängnis eingekerkert wurde, durfte Angela Nikoletti nach wenigen Tagen das Gefängnis verlassen, aber nicht nach Hause gehen. Sie versteckte sich in einer Höhle oberhalb des Dorfes, wurde aufgespürt und vom Podestà höchstpersönlich abgeführt. Da sie 40 Grad Fieber hatte und ein (italienischer) Arzt bestätigte, dass sie nicht mehr lange leben würde, durfte sie zu Hause bleiben, bei der Tante in Kurtatsch. Der Podestà Giovanni Lorenzi, der – als Hans Lorenz – wie sie in Margreid geboren worden war, starb 1945 unter nicht geklärten Umständen im Konzentrationslager Buchenwald, sein Grabmal befindet sich unter den vielen Familiengräbern mit deutschen und italienischen Namen am Dorffriedhof von Margreid.

### **Schlupfloch und Todesfalle: Ein Tunnel in Bozen**

Der Tunnel, das war ein Staunen in der Kindheit: ein Tunnel, der fast einen Kilometer lang war. Zu Fuß durchgehen, hieß es, sei gefährlich. Vor dem Tunnel war man irgendwie vor Bozen. Nach dem Tunnel war man fast schon an Bozen vorbei. Das bedarf einer geografischen Präzisierung: Vor dem Tunnel war man irgendwie einen Kilometer von der Bozner Altstadt entfernt, von dem, was eingesessene Bozner unter „Bozen“ verstanden, das verschachtelte mittelalterliche Städtchen zwischen den burgbewehrten Ausläufern des Sarntals und des Eisacktals im Norden des Bozner Talkessels und dem Dreieck im Süden, das die Flüsse aus beiden Tälern, die Talfer und der Eisack, durch ihr Zusammenfließen bilden. Das war Bozen, bevor es jenseits der Talfer mit faschistischen Bauten und Straßenzügen Urbanität bekam, vom Städtchen zur Stadt vergewaltigt wurde, bevor gegen Sigmundskron hin die Industriezone hochgezogen wurde und in jüngerer Zeit im Norden der Stadt eine Gewerbezone aus dem Boden wuchs, die von der Prosperität der Südtiroler Wirtschaft im neuen Autonomiezeitalter kündigt, bevor auch für die rücksiedelnden Optanten in Haslach eine neue Satellitenstadt hochgezogen wurde, beinahe ein Ghetto, später aber – wie überall, wo das Leben sich den Weg bahnt – zum neuen Stadtviertel geworden.

Der Virgltunnel durchteilt einen Bergrücken, von dem aus der Blick auf die Stadt fällt, aber auch hinein in die nördlichen Seitentäler, weit hinauf ins Etschtal, hinüber nach Sigmundskron, hinunter ins Unterland, Richtung Sprachgrenze. Im Zweiten Weltkrieg war es eine Art Notbunker, der während der Bombardierungen des nahen Bahnhofs Zuflucht bot. Eine Frau geriet in Panik, ihr Kind riss sich los, sie rannte hinaus, während die Bomben fielen, ein italienischer Soldat sprang ihr nach, riss sie herein und wurde von einem Splitter erfasst, die Frau und das Kind hatte er gerettet. Auf dem Bergrücken oberhalb des Virgl, auf den einst eine der ältesten Standseilbahnen und später Drahtseilbahnen der Welt führte, steht ein Kalvarienberg, nicht

einsehbar vom Tal unten, aber erreichbar über eine mühselige Wallfahrt oder einen schmalen, befahrbaren Weg hinauf zu den Buschenschänken am Virgl.

Im Zuge des Baus der Brennerautobahn wurde die Stadt noch einmal geteilt. Mitten durch das neue Bozen, in Haslach und im welschen Oberau sogar an Balkonen vorbei, wurde knapp über den Dächern das Viadukt der neuen Verkehrsader gebaut, als gäbe es nicht die Menschen, die an der Straße wohnen, als gäbe es nur Abfahrt und Ziel und dazwischen eine Straße, der das Leben geopfert wird. Was im Wege war an Bauten wurde enteignet und weggesprengt. Mittlerweile ist der Virgl vierfach durchbohrt: für die Staatsstraße eine Spur, für die Autobahn zwei Spuren, für die Eisenbahn eine Spur. Ein Fels über den Tunnel ist eine ideale Wand für politische Botschaften: In den Siebzigerjahren, als in Italien und damit auch in Südtirol über das Recht auf Ehescheidung und Abtreibung abgestimmt wurde, hieß es „Ja“ oder „Nein“ zur Scheidung, „Ja“ oder „Nein“ zur Abtreibung, dann wurde gegen den Ausbau des Flugplatzes mit einem Spruch protestiert, zwi-schendurch heißt es immer wieder „Ein Tirol“.

## **Unterwegs I: Zwischen Gehen und Bleiben**

Heute hat der Begriff „Option“ mit der Börse zu tun, mit Geld, mit Kalkül. Heute spaltet er allenfalls eine Familie, eine Firma, eine Laune. Die „Option“ in Südtirol spaltete jedoch ein ganzes Volk.

„Die Arbeit blieb liegen“, erzählt die Terlanerin Maria Höller, „die Männer saßen empört und erhitzt in den Gasthäusern und sprachen und sprachen, sechs Monate lang. Von Juli bis Dezember. Es war schrecklich, denn keiner war fähig an etwas anderes zu denken, keiner war fähig dem anderen zuzuhören.“ Der Schriftsteller Herbert Rosendorfer erzählt in seinem Buch „Ich geh zu Fuß nach Bozen“ unter anderem von seiner Mutter, die in Moritzing bei Bozen aufgewachsen war und die es in Optionszeiten nach München verschlagen hatte. Obwohl er damals noch ein kleiner Junge war, erinnert er sich noch gut an das Bild, wie die Mutter im ersten kalten Kriegswinter an der Brücke stand und auf die zugefrorene Isar hinabblickte und sagte, nein, nein, das ist nichts für mich. Mit 50 ist sie an Leukämie verstorben, ohne die Möglichkeit gehabt zu haben, nach Südtirol zurückzukehren: Dass sie erkrankte – dessen ist sich der Autor sicher – hing bestimmt mit ihrem Unglücklichsein zusammen. Er selbst ist an ihrer statt zurückgekehrt. Es war wie ein Heimkommen, obwohl er bereits als Fünfjähriger von hier fortgegangen und 60 Jahre in Deutschland gelebt hatte.

Man verstand die Welt nicht mehr und sich nicht mehr untereinander: Für den einen war es Verrat, die von den Großvätern ererbte Erde zu verlassen, für den anderen war es Verrat, nicht dem Rufe der großen Heimat, der Stimme der Nation zu fol-

gen. Der Südtirol-Attentäter Sepp Innerhofer weiß noch genau, wie er am Schoße der Mutter am Ofen saß und sie ihm weinend immer wieder über die Haare strich: Um den Tisch herum der alte Vater und die vielen Söhne und Schwiegersöhne, die sich stritten und entzweiten, auf der Ofenbank die heulenden Töchter und Gattinnen der Söhne und die Kinder, die still sitzen mussten und kein Wort sagen durften.

Dass sich damals so viele für das Gehen entschieden, werten die einen als Reaktion auf die Unterdrückung durch den Faschismus, die anderen als Bekenntnis für Hitlerdeutschland: 86 % votierten dafür, ihre Heimat südlich des Brenners zu verlassen, viel weniger votierten fürs Bleiben. Von den über 200.000, die sich fürs Gehen entschieden, verließen 75.000 tatsächlich das Land, bis zuerst Italiens Kriegseintritt, dann der Einmarsch der Deutschen die Auswanderung stoppte. Und viele hatten sowieso nie daran gedacht, das Land tatsächlich zu verlassen. „Ich gehe als allerletzter“, hatte so manch ein Bauer zur Bäuerin gesagt.

Frauen, Töchter, Ehegattinnen, Mütter hatten kaum die Chance sich durchzusetzen. „Meine Mutter wäre so gern geblieben“, erzählt Magdalena Meraner aus Villanders, „aber da hat es nichts gegeben, da hat der Vater geschaffen“. 18 Kinder waren sie gewesen, 13 hatten die frühe Kindheit überlebt, eine kleine Pacht nur hatte der Vater: Die Möglichkeit, einen Hof zu bekommen, der seiner großen Familie ein menschenwürdigeres Auskommen versprach, ließ ihn nicht zögern. Die Mutter war dagegen, das Ungewisse ängstigte sie. Aber der Mann war auf Wahlveranstaltungen gewesen und konnte sich – wie viele seiner Generation – den perfekt gemachten Filmberichten und Reden nur schlecht entziehen. Die „Sizilienlegende“ blühte, derzufolge alle „Dableiber“ in italienische Provinzen kämen.

„Lieber in Sizilien Orangen anbauen als in Norddeutschland Kartoffel“, hatte dazu die Mutter von Maria Christoph Höller in St. Pauls gesagt. Auch sie konnte den Mann nicht überzeugen. Dies schaffte erst die Tochter Maria, eine Katakombenlehrerin, indem sie Kanonikus Michael Gamper ins Haus holte, die Symbolfigur der „Dableiber“. Der hat dem Vater dann – „zum Glück“, sagt sie – die Meinung zurechtgerückt.

Magdalena Meraner aus Villanders hatte diese Möglichkeit nicht. Da half es auch nichts, wenn Magdalenas älteste Schwester, bereits 16 geworden, heulte und mit Selbstmord drohte, hatte sich doch ihr Freund, dem sie sich versprochen hatte, fürs Dableiben entschieden. Mit Hab und Gut und allen 13 Kindern brach die Familie Meraner auf ins Sudetenland, auf zu einem neuen Leben im Grenzgebiet der Tschechei, das Hitler 1938 annektiert hatte, auf zu einem neuen Leben auf den Höfen von Menschen, die von Hitler vertrieben worden oder vor ihm geflüchtet waren.

Der Hof in Freiberg, so erinnert sich Magdalena Meraner, war schön groß gewesen, es gab viel zu tun, und wahrscheinlich hätten sie sich dort nicht einmal so schlecht eingewöhnt – aber sie waren erst spät gegangen und brachten es nur zu einer einzigen Ernte. Nach 17 Monaten im Februar 1945 hieß es wieder gehen, für



die Mutter und die Kinder und die meisten anderen Südtiroler auch. Dem Vater aber drohte die Hinrichtung, sollte er das Land verlassen und nicht bestellen, wie es sich für einen Bauern gehört. Drei Monate nach seiner Familie flüchtete auch er in der Nacht, mit einem zerschossenen Knie, nachdem ein Freund ihn eindringlich vor den herannahenden Russen gewarnt hatte. Zu Hause dann ein Neubeginn, wiederum ganz von vorne, in einer kleinen Wohnung im Weiler Kranewitt bei Villanders. Ein Neubeginn mit noch weniger als dem, was man zuvor gehabt hatte.

Maria Höller weiß jetzt, nach über 70 Jahren noch ganz genau, wer in ihrem Dorf, in St. Pauls, und wer im Dorf ihres Mannes, in Terlan, fürs Dableiben optiert hatte. In der Nacht, nachdem ihr Vater fürs Dableiben optiert hatte, war die Katzlmusik gekommen: Geschrei und Geklappere die ganze Nacht, der Anfang vieler Beschimpfungen. Nie wird sie vergessen, wie Kanonikus Michael Gamper geweiht hatte: Um drei Uhr früh hatte er ihr und einigen anderen Mädchen den letzten Paken Flugzettel in die Hand gedrückt, sie war unter der letzten Gruppe dieser Nacht gewesen, die ausrückte, um Dableiber-Flugzettel zu verteilen: „Jetzt hab ich nur noch euch“, sagte er und weinte.

Eine, die tatsächlich eine Zeit lang nach Sizilien kam, war Rosa Thaler Mattivi aus Montan – wenn auch nicht als Strafe, sondern als Gattin ihres Mannes, der als ein entlassener Lehrer das Deutsche und das Italienische perfekt beherrschte und als Dableiber nach Sizilien beordert wurde, um dort als Dolmetscher zu arbeiten. Rosa war in Montan gegenüber der Post aufgewachsen, hatte die ganze Kindheit hindurch gemeinsam und abwechselnd mit den Schwestern dem Ettore Tolomei die Telegramme nach Glen gebracht. Gerne gingen sie nicht hin, Tolomei habe sie immer zurechtweisend empfangen, wenn er die Mädchen Deutsch sprechen hörte. Als er ihnen aber dereinst im Adamskostüm die Tür öffnete und gar nicht daran dachte, sich ein Handtuch um die Hüften zu wickeln, protestierte ihre Mutter und hieß die Postangestellte, die Telegramme gefälligst selbst hoch zu tragen.

Unter den ersten, die gingen, in der Hoffnung als erste vielleicht tatsächlich etwas Besonderes zu bekommen, noch zu Weihnachten 1939, waren Margareth Kutzler und ihre jüngere Halbschwester Maria Aster gewesen. Diese war damals erst fünf, aber sie erinnert sich genau, wie der Vater – als sich der Zug in Bewegung setzte – zur Mutter gesagt habe, sie möge noch ein letztes Mal zurückschauen, auf Bozen, die Mutter aber keinen Blick zurück mehr warf, sondern eisern nach vorwärts schaute, der Überzeugung, es könne gar nicht anders als nur besser werden. Als sie in Innsbruck ankamen – es war zu Weihnachten – da hatten sie tatsächlich das Gefühl, das Christkind sei auf die Erde gekommen: So schön war das Hotel geschmückt, der Christbaum war riesengroß und es gab Geschenke. Zwei Wochen lang lebten sie beim Speckbacher. Aber schon im zweiten Gasthaus waren die Betten nicht frisch bezogen und als die Mutter den Wirt darauf hinwies, meinte er dazu, „da sind nur ihre Landsleute drin gelegen“.

Über viele Umwege kamen sie nach *Mährisch Kromau* in der Tschechei, in der Nähe von Zneim, vielleicht eine Stunde von Brünn entfernt. Moravský Krumlov heißt es heute. Dreimal sind sie umgezogen, die Kinder gingen zur Schule, die größeren kamen zum Bund Deutscher Mädchen, Margareth Kutzler meldete sich zur Feuerwehr. Aber aus dem versprochenen Bauernhof wurde nichts. Hätten sie die Nachbarin nicht gehabt, eine alleinstehende Frau, die ihnen manchmal etwas gab, wären sie öfters ohne Essen ins Bett gegangen. Den Vater, einen Rittner, sahen sie in den fünf Jahren ein einziges Mal, er war bei der Flugleitung in Brünn, einmal – das weiß die Tochter noch – durfte sie mitfliegen, das schönste Erlebnis in ihrer Kindheit. Die Flucht nach Kriegsende ist das Ereignis, an das sich die Geschwister am meisten erinnern.

Sie sagt, es war damals so, wie man es heute vom Fernsehen kennt, Flüchtlingsströme unterwegs, alle auf der Suche, Menschenmassen verloren, bettelnd, die älteste Tochter und der jüngste, einzige Sohn von der Mutter mit den anderen zwei Töchtern getrennt. Jedes Mal, wenn die Mutter Tote sah am Straßenrand, lief sie hin, drehte sie auf den Rücken und schrie: „Meine Kinder, meine Kinder“, mehrmals wollte die Mutter Schluss machen, sich mit den Töchtern in die Donau stürzen, aus Verzweiflung und Angst, die anderen zwei nie mehr zu sehen.

Im Herbst '45 sind sie dann alle zurückgekommen, Margareth mit dem Bruder nur ein paar Tage nach der Mutter mit den Schwestern. Als zu Heiligabend auch noch der Vater zurückkehrte und sie von einer Verwandten in Unterinn eine Mühle zur Wohnstatt bekamen, konnten sie neu beginnen, nochmals neu beginnen, wieder betteln und noch oft genug hungrig vom Tisch aufstehen: Sie waren nochmals, wieder Zugezogene.

Neu beginnen hieß es für viele. Anni Schwienbacher hatte mit 16 schon ihren späteren Mann kennengelernt, neun Jahre lang – über Option und Krieg hinaus, hielt sie treu zu ihm, obwohl der Vater, vor allem aber ihr Bruder, ihre Cousins für draußen optierten. Die Familie des Bräutigams stammte aus dem Trentino, er selbst war wohl in Siebeneich und Gries aufgewachsen und sprach fehlerfreies Deutsch, entschied sich seinen italienischen Eltern zuliebe aber fürs Dableiben. Während er zum italienischen Heer eingezogen wurde und sie fast zwei Jahre von ihm nichts mehr hören sollte, kämpften ihr Bruder und ihr Cousin bei der deutschen Wehrmacht. Sie wurde als „Walsche“ beschimpft, obwohl sie, wie sie sich nachträglich vorwarf, selbst in Hitler den „Herrgott“ gesehen hatte.

Eine Begegnung erzählt sie immer wieder: Nach dem Krieg heiratete das ungleiche Paar, sie spazierte eingehängt bei ihm durch die Stadt und traf einen Bekannten, mit dem sie jahrelang kein Wort mehr gewechselt hatten. Er reichte ihnen die Hand und sagte: „Du hast mir nicht zugehört und ich dir nicht, wir haben alle Fehler gemacht und können daraus nur lernen.“

## Kreise schließen sich oder auch nicht: Castello del Buonconsiglio

1963 fährt der aus Südtirol stammende, in Berlin lebende Schriftsteller Franz Tumler über den Reschenpass nach Südtirol, durch den Vinschgau und das Etschtal nach Bozen, durchs Unterland nach Trient, dort hat er einen Autounfall, im Auto sitzt eine Begleitung, zu der die Beziehung erst geklärt werden muss. Genau genommen fährt nicht Tumler, sondern der Protagonist seines Romans „Aufschreibung aus Trient“, auf Italienisch mit dem Titel „Incidente a Trento“ („Unfall in Trient“) erschienen. Aber die autobiografischen Spuren ziehen sich durch die Fiktion. Tumler hat Verwandte und Bekannte im Vinschgau, einer von ihnen ist Franz Muther, der zu den Gründern des Befreiungsausschusses Südtirol um Sepp Kerschbaumer gehört; mit Ernst Muther, einem Bruder des 1961 Inhaftierten, führt Tumler lange Gespräche. Seine Hauptfigur verdrängt das Geschehnis in Südtirol, fährt angespannt und ohne anzuhalten am Vinschgau vorbei, bis nach Trient, wo ihn ein Unfall zum Verweilen zwingt. Nach und nach entwickelt sich die Geschichte, in Trient findet gerade der Prozess gegen jene Carabinieri statt, die viele der verhafteten Attentäter schwer und grausam folterten, aber ungeschoren davongekommen. Ein Jahr später werden die Attentäter selbst vor Gericht stehen, einfache Bauernburschen, mit Krawatte und Joppe fein herausgeputzt, wie man sonst zur Messe geht, viele zu hohen Strafen verurteilt, aber dem Gericht und den Medien Achtung abringend.

Eine andere Geschichte holt Tumlers Protagonisten ein, sie liegt gegenüber der Pension, in der er mit seiner Freundin auf die Reparatur des Autos wartet – es ist das Castello del Buonconsiglio, ein österreichischer Festungsbau, gedacht als Residenz, aber nach dem Kriegseintritt Italiens 1915 gegen Österreich zum Sitz der österreichischen Heeresleitung im Trentino umfunktioniert. Hierher wurden am 11. Juli 1916 die an der Gebirgsfront festgenommenen Irredentisten Cesare Battisti und Fabio Filzi gebracht, im Schinderkarren führte man sie durch Trient der erbosten Menge vor, die vielfach jubelte – denn sie galten auch den meisten Trentinern als Verräter dafür, dass sie für ein italienisches Trentino und für Freiheit von Österreich kämpften. Da sie noch österreichische Staatsbürger waren, lauteten Anklage und Urteil auf Hochverrat und Tod durch Erhängen. Unmittelbar nach der Festnahme, noch vor dem Urteil brach in Wien der für seine Kunst gerühmte und sich rühmende Scharfrichter Josef Lang nach Trient auf.

An Battisti passierte ihm ein Missgeschick, der Verurteilte rutschte zu früh weg, das Genick war vielleicht, aber nicht sicher gebrochen, die Prozedur wurde wiederholt, dann hing Battisti endlich tot im Seil. Mit Battisti wurde Fabio Filzi gehängt, einen Monat vorher war Damiano Chiesa im selben Schlosshof hingerichtet worden. Drei Steinquader mit je einem Buchstaben in der „fossa dei martiri“, dem Graben der Märtyrer, erinnern an sie: „F“ für Filzi, „C“ für Chiesa, „B“ für Battisti. Ei-

nen der letzten Briefe schrieb Battisti an seinen Bruder, der für Österreich in den Krieg eingerückt war. In den fiktiven Monologen des Geistes Battistis im Castello del Buonconsiglio lässt Tumler ihn darüber nachdenken, warum die Trentiner ihn jetzt als Helden und Märtyrer feiern, während damals die meisten auf österreichischer Seite standen. Auf einer Tagung am Vorabend des Andreas-Hofer-Tages 2010 wird in Margreid der schwierigen Beziehung zwischen Südtirol und Trentino gedacht. Die Trentiner Referentin nennt Battisti einen Verräter, der Südtiroler Referent verteidigt ihn: er habe für das Trentino doch nur dasselbe gewollt, wie Sepp Kerschbaumer für Südtirol. Freiheitskämpfe sind eine Frage des Standpunktes.

### **Was vom Lager blieb: Bozen, Reschenstraße '86-'90**

Ein Stück Mauer: Links davon, östlich, ein Kindergarten und ein Fußballplatz, die Wiese trocken, staubig, sehr südlich, wenn man so will. Rechts der Mauer ein schmaler Weg und Wohnhäuser aus der Faschistenzeit. Dahinter türmen sich in Form von Seilbahnberg- und Talstationen Klima-Haus-B-Komplexe. Der Ausblick auf Schloss Sigmundskron blieb frei: Die Gegend dazwischen wie gespickt von Kränen, neue Komplexe entstehen, und hinter dem natürlichen Burgberg eine von Menschenhand und Baggern konstruierte Haut, Bozens Mülldeponie.

Der Fußballplatz gehört zu dem vom Verein „la strada - der Weg“ geführten Jugendzentrum „Villa delle Rose“. Der Verein war 1978 vom Geistlichen Don Giancarlo Bertagnoli gegründet worden, um Menschen in schwierigen Notlagen zu unterstützen, Drogenabhängige, Minderjährige, sexuell ausgebeutete Frauen. „Ganz unkompliziert“ sollen die Jugendlichen hier in einem geschützten Rahmen, zwischen Drahtzaun und Mauer zueinander finden, die Jugendlichen dieser Gegend, die noch nie eine einfache Gegend war: Hier wohnten, seit die ersten Häuser errichtet wurden, von jeher die Zugezogenen, während des Faschismus die Italiener vom Süden, jetzt zunehmend Migranten. Nur wenige deutschsprachige Namen finden sich in diesem Neubozen an den Türschildern, eine unter diesen wenigen ist just Marianne Amplatz, Schwester des Untergrundkämpfers Luis Amplatz, der am 7. September 1967 von einem Mitarbeiter des italienischen Geheimdienstes im Schlaf erschossen wurde. Ihre Wohnung ist klein, aber hoch oben, das Schönste ist der Ausblick.

Aus diesem Viertel hört man wenig, wenn nicht gerade eine italienische Fußballmannschaft gewinnt und die Autos hupend und beflaggt die Straßen blockieren. Es ist, als würde diese Gegend nicht existieren. Um die Altstadt geht es, um andere Viertel, um dieses fast nie. Still war auch die Gedenkveranstaltung am 27. Oktober 1995, einmalig und schon wenige Tage später fast wieder vergessen: Es war eiskalt an jenem Abend, in jener Nacht, kälter als gewöhnlich zu dieser Jahreszeit.



Abb. 9: Die „Todesfuge“. Aufführung des Freien Theaters Bozen im ehemaligen Durchgangslager im Oktober 1995.

Der Abend trug den Titel des Paul-Celan-Gedichtes „Todesfuge“, neun Schauspieler arbeiteten unter der Regie des Wieners Reinhard Auer vom Freien Theater Bozen. Sie lasen, zitierten, erinnerten anhand von Texten von Celan, Brecht, Heine, Kazenelson, Achternbusch und Lasker-Schüler daran, was vor noch gar nicht langer Zeit an genau diesem Ort geschehen war, was auf keinen Fall vergessen werden darf und doch von vielen partout vergessen werden musste: Hier befand sich das Durchgangslager während der NS-Herrschaft, hier wurden 300 Andersdenkende umgebracht, von hier wurden Menschen in die Konzentrationslager gebracht, hier wurden – streng von den Juden getrennt – Familienangehörige festgehalten, deren Söhne, Brüder desertiert oder sich der Einberufung entzogen hatten.

Wenn deren noch lebende Schwestern davon erzählen, erzählen sie immer – zunächst einmal – die Geschichte der Männer, die eigene ist es fast nie – weil der Krieg, traditionsgemäß, und die Rezeption der Geschichte vor allem Sache der Männer ist. „Die größte Angst war, dass sie sich stellen würden, angesichts dessen, was mit uns geschah“, erinnert sich Agnes Öttl aus Platt im Passeier, wenn sie unter Tränen von damals erzählt, „dann wäre alles umsonst gewesen“. Sie ist – wie auch Berta Pixner aus Moos in Passeier – eine von rund 300 Südtirolerinnen und Südtiroler, die in Sippenhaft genommen und ins Lager nach Bozen gebracht wurden. Sie selbst, da sie noch jung war und hübsch, kam von dort als Zimmermädchen in das von der SS besetzte Hotel in Gossensaß. Mit der gesamten Familie ist Agnes Öttl abgeholt worden, mit den Eltern und den zwei Brüdern, die zu

Hause waren – den Hof mussten sie unbeaufsichtigt zurücklassen. Oft genug bedeutete dies für die Familien den Ruin, da nicht selten die Menschen, die auf ihren Hof gesetzt wurden, vom Bauernhandwerk wenig verstanden, und die Familien – kehrten sie wieder zurück – von vorne beginnen mussten. War ein geistig behindertes Kind dabei wie bei einer Familie im Ahrntal, wurde es abgesondert, nie mehr hörte man von ihm. An die 350 Südtiroler sind Hitlers Euthanasie-Programm zum Opfer gefallen: Zwei Sonderzüge gab es, 1940 und 1942, die meisten Patienten kamen aus dem Psychiatrischen Krankenhaus von Pergine, manche vom Stadlhof in Pfatten. 21 Deserteure und Kriegsdienstverweigerer wurden hingetrichtet, manche auch nur, weil sie am Endsieg zweifelten.

Auch Berta Pixner erinnert sich an das Lager in Bozen noch genau. Ein Raum mit Pritschen und Stockbetten, Menschen von überall her, zumeist Italiener, als Vergeltung, weil sie sich 1943 den Alliierten ergeben hatten und nicht an der Seite der Deutschen kämpften. In der Mitte ein Kübel, ein offener Abort für alle. Da die Frau auf der Pritsche neben ihr Läuse hatte, so erzählt sie, habe man ihren Kopf mit Benzin übergossen, sie sei erblindet. 11.000 Menschen waren im Durchgangslager in Bozen und in den verschiedenen Außenlagern interniert, für viele der Durchgang in die Hölle, in den Tod: So sind am 24. Oktober 1944 (nach Simon Wiesenthals Gedenkbuch) 87 Juden von hier direkt nach Auschwitz gebracht worden.

Nach dem Krieg diente das Lager als erste Wohnstatt für Zuwanderer und als Kolonie für erholungsbedürftige Kinder – eine ganze Reihe von Fotos gibt es, die Kinder im Sommer, angetan in uniformen Röcken und Hosen, im Kreise tanzend zwischen den Baracken zeigen. Als man daran nicht mehr erinnert werden wollte, wurde das ganze Areal dem Erdboden gleich gemacht, ein riesiges Bauloch entstand und darüber Häuser.

Nur noch ein Teil der Mauer steht da in der Reschenstraße und eine kleine Tafel, die daran erinnert. Und einige Bahnverbindungen von damals sind noch auszumachen: Bozen – Mauthausen (am 18.1. und 14.12.1944, am 8.1. und 1.2.1945), Bozen – Flossenbürg (am 14.12. 1944 und 28.1.1945), Bozen – Auschwitz (24.10.1944).

Nach der Aufführung damals ist nicht geklatscht worden. Obwohl das Freie Theater Bozen es sich verdient hätte. Aber die Worte hatten – trotz Adornos Aussage, dass nach Auschwitz keine Gedichte mehr möglich seien – zu viel Raum gewonnen, über die Mauer hinweg.

## **Brüche: Reichrieglerhof, Bozen**

Autos gab es wenige, viele hatten eine Vespa. Das Freiheitssymbol der italienischen Jugend, der Aufreißer in den Städten, jener fighetti, die sich Wettrennen mit der Polizei durch enge Innengassen lieferten, war in Südtirol das Motorrad,

mit dem junge Burschen zu den Wiesenfesten führen, ihre Mädchen oder Bräute aufsitzen lassen, die sie nachts in versteckten Winkeln abstellten, um zu Fuß zu Strommasten zu marschieren, an denen sie Sprengstoffladungen anbrachten. Einer wurde, als er mit seiner frisch Angetrauten auf der Vespa von einem Ausflug heimkam, vor der Haustür verhaftet.

Ansonsten fuhr man mit der Bahn, mit der Standseilbahn hinauf auf den Ritten etwa, Talstation am Bozner Waltherplatz, wo die Waltherstatue nicht mehr stand, weil sie von den Faschisten 1935 verschleppt worden war – erst in den 1970er-Jahren, als der Waltherplatz ein riesengroßer Parkplatz geworden war, kam sie zurück. So wurde der Platz wieder Fußgängerzone.

Eine andere Bahn führte hinauf zum Reichrieglerhof, Richtung Guntschna. Dort fand am 9. und 10. Februar 1947 die erste Landesversammlung der Südtiroler Volkspartei statt. Dass Südtirol bei Italien bleiben würde, stand bereits fest, nun ging es darum, wenigstens eine ausreichende Autonomie einzufordern. Aus den entlegensten Tälern des Landes waren die Delegierten gekommen, aufgebrochen in aller Früh standen 600 Delegierte an der Talstation der Guntschnabahn, nur in kleinen Portionen gelangten sie nach oben. Der junge Franz Widmann war noch kein Delegierter, er begleitete seinen Vater – und war bedrückt von der deprimierten und entmutigten Stimmung. Die Landesversammlung von 1947 wurde für ihn zu einem Stachel. Zehn Jahre später war er Rädelsführer in einer internen Putschgruppe, die eine vornehme, aber müde gewordene Gründergeneration aushebelte und neue Leute an die Parteispitze brachte – Silvius Magnago als neuen Parteiohmann und Hoffnungsträger des neuen Autonomiekampfes, hinter ihm aber noch weit schärfere Strategen wie Hans Dietl, Friedl Volgger, Peter Brugger, alle auch mit Kontakten zu dem sich formierenden Befreiungsausschuss Südtirol, der Attentatsbewegung um Sepp Kerschbaumer. Das drängendste Thema war der Wohnungsbau in Bozen für immer neue Arbeiterfamilien aus südlicheren italienischen Provinzen und der damit verbundenen Sorge vor der Majorisierung der „angestammten Bevölkerung“.

Fast ein halbes Jahrhundert später, in den 1990er-Jahren, war das Südtirol-Paket, das aus dem Autonomiekampf der Fünfziger- und Sechzigerjahre erwachsen war, endlich durchgeführt. Die Sorge, dass mit der Beilegung des international vor der UNO eröffneten Streites zwischen Österreich und Italien um Südtirol auch schon der Rückbau der Autonomie erfolgen könnte, führte noch einmal zu einem Aufbäumen. Im Vorfeld des Paketabschlusses gab es ein neues Bombenjahrzehnt, weitgehend gesteuert von teils kriminellen, teils geheimdienstlichen *agent provocateurs*, mit einigen Patrioten aus den Bombenjahren der 1960er, die glaubten, den Kampf noch einmal aufnehmen zu können. Die patriotischen Kräfte gerieten, auch durch die Anschläge, ins Abseits, eine neue Zeit rief nach einem neuen Umgang mit der italienischen Bevölkerung, nach einem neuen Selbstbe-



wusstsein, das sich nicht im Kampf gegen Rom erschöpfte, sondern im Nutzen der neuen Selbstverwaltungsmöglichkeiten. Innerhalb der Parteijugend kristallisierte sich eine Gruppe um Christian Waldner heraus, sein engster Freund und Mitarbeiter war Peter Paul Rainer.

Nach Versuchen, die Parteijugend auf einen patriotischen Kurs zu bringen, schaffte das Establishment ihre Demontage, sie traten aus der Partei aus und gründeten mit dem Landeskommendanten der Schützen Pius Leitner die Freiheitlichen. Stolz und kampfbewusst marschierten sie mit Jörg Haider durch Südtirols Dörfer, übernahmen von ihrem politischen Mentor nicht nur Stil und Sprache, sondern auch die ausländerfeindlichen Sprüche, als man zu Migranten noch Ausländer sagte und es in den meisten Dörfern noch gar keine gab. Ein toller Wahlerfolg mit zwei Mandaten, Feste, Streit, Entzweiung, Schießübungen im Parteibüro, Ausschluss des Parteigründers Waldner, dem man Liberalismus und Libertinismus vorwarf. Und dann wurde im Reichrieglerhof, wo einst die Parteitage stattgefunden hatten, Christian Waldner erschossen aufgefunden. Des Mordes verurteilt wurde im mehrjährigen Justizkrimi sein Freund Peter Paul Rainer, laut Anklage und Urteil, weil Waldner ihn, nach dem Ausschluss, mit seinem privaten Wissen erpresst habe. Die Freiheitlichen überlebten die Krise nach dem Tod ihres Gründers, 2008 schafften sie – nach Durststrecken – auf der Woge einer neuen Ausländerfeindlichkeit mit dem Wahlspruch „Einheimische zuerst“ sogar fünf Mandate. Die Verdrossenheit über die satt gewordene Südtiroler Volkspartei, die 1947 am Reichrieglerhof ihren Aufbruch begonnen hatte, dürfte für den Wahlerfolg keine kleine Rolle gespielt haben. Der Reichrieglerhof war unterdessen an einen Immobilienmakler gegangen, der das Hotel zu Luxuswohnungen umbaute.

## **Unterwegs II: Der Tränenbus**

Zu reden gab es stets viel, auf dem Weg hinunter, im „Tränenbus“, wie ihn die Zeitschrift „Bunte“ damals in einer mehrteiligen Serie bezeichnete. Auf dem Heimweg war es dann meist still, das Fahrgeräusch, das Rollen über den Asphalt, die stickige Luft. Da saßen sie dann und dachten darüber nach, was sie in den Gefängnissen gesehen hatten, gehört. Manche weinten, verhalten.

50 Jahre sind vergangen seit der Feuernacht, jener Nacht, die an die 40 Strommasten aus den Verankerungen und die Südtiroler aus dem Schlaf riss, und manche Familien aus dem Alltag. Ein Monat später waren die Männer verhaftet worden, manche durften wieder heim, anderen wurde nach drei langen Jahren der Ungewissheit in Mailand der Prozess gemacht. Bis dahin hatten sich die Frauen organisiert, sind gemeinsam im Bus hinunter, ihre Männer, Söhne, Väter zu besu-



chen. Es war schon auch Überwindung, sagt eine Frau, ins Gefängnis zu gehen. Man sah die Blicke der anderen Kriminellen, es war nicht schön, aber man gewöhnte sich auch daran, wie an alles andere.

Was sich in der Erinnerung unweigerlich festmachte, sind die Gedanken an den langen Tisch in Trient, über den die Kinder springen konnten, an die Glasplatte zwischen Häftling und Besucher in Mailand, die schon einen Händedruck fast unmöglich machte. Und an das Klappern der Gitter, Schlüssel und Ketten. „Ich dachte, da kommt er nie mehr heraus“, sagt Rosmarie Kofler Dibiasi. Immerhin durfte sie – da sie ja noch so klein war – zum Vater auf die andere Seite des „kalten“ Tisches hinüber, zu ihm auf den Schoß und ihm ein Bussl geben. „Einen Kriminalfilm konnte ich mir lange nicht mehr anschauen“, sagt Martina Stanek-Hellrigl, Tochter des „aus heiterem Himmel verhafteten“ SVP-Sekretärs Hans Stanek. Man hatte bei einer Hausdurchsuchung in seinem Schrank so zielsicher Flugzettel „gefunden“, dass diese wohl vorher „hinterlegt“ worden sein müssen. „Ich habe das als unglaubliche Ungerechtigkeit empfunden“, sagt die Tochter, „dass die Polizei über eine Familie praktisch herfällt und einen alten Mann – er war ja schon 60 – drei Jahre lang einsperrt.“

Das Schlüsselgeräusch wird auch Erika Kritzinger aus dem Sarntal nie vergessen: „Ein Tor wird aufgesperrt und du gehst hinein. Dann wird zugesperrt. Das nächste Tor wird aufgesperrt, du gehst weiter, und hinter dir wird wieder zugesperrt. Ich glaube fünf oder sechs Tore waren es“, erzählt sie, „dann war ich in einem Raum und bald kam mein Mann: Ohne Schuhbänder, ohne Gürtel, das war schon beeindruckend.“ „Was mich immer erschauern ließ“, sagt Johanna Clementi aus Montan, „war der Gedanke, dass ich eine Tür öffnen und gehen kann. Die Tür hinter ihm war versperrt.“

Für die Ledigen war der Besuch doppelt so schwer. Als Verlobte war Maria Anna Dibiasi aus Kurtatsch, „vom Gutdünken der Gefängnisbeamten“ abhängig. „Als Schikane empfanden wir es sowieso“, sagt sie, „lange mussten wir uns für den Besuch in Trient auf dem Gericht in Bozen die Bewilligung holen.“ Drei Jahre lang ist sie fast jede Woche hinunter zu ihm: Seine Mutter war schon sehr alt, seine Schwester krank, auch sein Bruder hat sich mit dem Leben nicht leicht getan. Ihre Mutter Maria Romani, Jahrgang 1903, war mehrmals zum Podestà gegangen, als der Deutschunterricht verboten und die beherzten Lehrerinnen verwahrt wurden.

Fast wöchentlich schleppte Zilli Kargruber aus Taisten Säcke und Taschen zu Fuß zum Bahnhof in Welsberg, nahm den Zug nach Bruneck, stieg in Franzensfeste in den Zug nach Bozen um, ging in Bozen vom Bahnhof zum Gericht, um die Besuchserlaubnis zu holen, ging zurück zum Bahnhof und fuhr mit dem nächsten Zug weiter nach Trient ins Gefängnis: Das Essen und die saubere Wäsche abgeben, die schmutzige in Empfang nehmen, ihm Mut zusprechen. Und wieder den weiten Weg zurück nach Taisten, zwei Tage war sie jeweils für einen Besuch unterwegs.

Die Woche, der Monat, die Jahre definierten sich nicht mehr nach den Sonntagen, dem Tag, an dem man die Arbeit ruhen lässt. Sie definierten sich nach den Besuchen im Gefängnis, der zusätzlichen Arbeit am Tag davor und am Tag danach, und auch am eigenen Verzicht. „Wie oft sind meine drei am Herd gestanden“, erzählt Irene Steinegger aus Söll bei Tramin, „und haben in die Pfanne geschaut, in der die Schnitzel für den Vater brutzelten: Sie sagten, wie gerne möchte ich der Tata sein.“ Das Geld, das sie „als Unterstützung bekam“, brauchte sie für ihn, für ein gutes Essen, damit er bei Kräften blieb. Da war es ihr schon wichtig, dass er sie immer lobte. Für den Hasenbraten, den sie einmal für ihn abgegeben hat, hat er sich nie bedankt: Er hat ihn nie bekommen.

Nicht alle Männer haben den Frauen ihren Einsatz gedankt, der eine warf das Weihnachtspaket mit den sorgfältig verpackten Pantoffeln nach ihr, „ich brauche keine Pantoffeln“, rief er, „ich will raus“. „Die Männer waren manchmal gut aufgelegt, und manchmal nicht so gut“, meint die Boznerin Theresia Amplatz-Stampfl, „nicht dass sie böse gewesen wären, sie waren einfach moralisch am Boden und das hat sich dann auf die Frauen übertragen. Wir haben beim Hinunterfahren oft gelacht und beim Herauffahren geweint.“ „Wenn ich ganz ehrlich bin“, sagt Irene Steinegger, und sie sagt es im Wissen, dass nicht alle Mitbetroffenen ihr beipflichten, „ist es uns draußen schlechter gegangen als ihnen drinnen“.

Sie habe geschuftet, er im Gefängnis Schach gespielt. „In Mailand“, rechtfertigt sich Luis Steinegger, „bekamen wir Suppe mit Würmern, auf den Kaffeetasen befand sich Kot.“

„Die Zeit ist vorbei, das ist die Hauptsache“, das sagen sie gemeinsam und versöhnt. „Wenn die Frauen so tapfer sind“, dachte Sepp Innerhofer aus Schenna bei sich, „müssen wir es im Gefängnis erst recht ertragen.“ Manch einer hat im Gefängnis beschlossen, die nie gemachte Hochzeitsreise nachzuholen.

Dass es dann – später – dazu nicht kam, hat mit dem Alltag zu tun, der sie langsam, nach den vielen Jahren der Trennung zum Glück wieder gefangen nahm, wieder ins Rollen kam. Doch die Bilder vom Tränenbus, die sorgfältig gesammelten Zeitungsausschnitte, die Bilder im Kopf, sind geblieben. 50 Jahre danach ist noch immer viel zu reden darüber, weil damals das meiste in den Tränen erstickte.

## **Stadteroberung: Siegesdenkmal, Talferwiesen**

Die Talfer teilt Bozen, hier das weitgehend deutsche Stadtzentrum, mittelalterliche Zinnen- und Erkerarchitektur, manche Historisierung im Baustil, verwinkelt und mit steilem Lichteinfall der Sonne. Jenseits der Talfer markiert das Siegesdenkmal das neue Bozen, erinnert an den Geist der Dominanz und auch der Präpotenz, mit dem hier Land genommen wurde – politisch durch den Londoner Geheimvertrag

von 1915, der Italien als Lohn für den Kriegseintritt an der Seite der Alliierten und gegen den ehemaligen Bündnispartner Österreich die Brennergrenze und Istrien zusprach; Land genommen aber auch wörtlich, denn die Gründe, auf denen das neue Bozen für eine neue Bevölkerung gebaut werden sollte, wurden den Bauern um ein Spottgeld enteignet, die Reben und Obstanlagen wurden noch vor der Ernte gerodet, so wird es erinnert, so klingt es in jeder Erzählung bitter mit. Der Mythos hat sich aus der Wirklichkeit genährt, wie immer, und er wirkt fort, auch wenn neue Wirklichkeiten neue Erzählungen bedingen müssten. Ein kleiner Bub sah vom letzten verbliebenen Pachtgrundstück seines Vaters die Soldaten hinter dem Bauzaun in der prallen Sonne schufteten für den Bau des neuen protzigen Armeekommandos, knapp 100 Meter vom Siegesdenkmal entfernt. Er reichte dem Soldaten einen Apfel, der Vater sah ihn und gab dem Bub die erste und einzige Ohrfeige seines Lebens. Der Bub verstand es nicht, der Soldat vielleicht.

Zwei Jahre später: die Nazis marschieren, die meisten Südtirolerinnen und Südtiroler jubeln ihnen zu, endlich wieder deutsch! Hitler aber, der Mussolini das Land schon geschenkt hatte im Tausch gegen die Bevölkerung, wollte den in Italien gestürzten Diktator weiter stützen, setzte ihn als Herrscher über die Marionettenrepublik von Salò am Gardasee ein und hob die Zugehörigkeit Südtirols zu Italien nicht auf. Der Vater des Bubens meldete sich begeistert für den Südtiroler Ordnungsdienst, mit dem nun das Land polizeilich kontrolliert wurde, aber sein Auftrag lautete: das Siegesdenkmal bewachen. So schob der Vater des Bubens, der dem Soldaten einen Apfel geschenkt hatte und dafür geohrfeigt worden war, Wache vor jenem Denkmal, das Südtiroler über Generationen hinweg als Beleidigung auffassten. 1956: der Bub ist ein Mann geworden und legt die ersten Bomben an staatliche Einrichtungen. 1957 wird er verhaftet und bald verurteilt, später gründet er die Vereinigung der politischen Häftlinge, den Südtiroler Heimatbund, dann noch die Selbstbestimmungspartei, die sich mit wechselnden Namen für ein gleichbleibendes Ziel einsetzt – das Los von Italien. Hans Stieler rührt nie mehr Sprengsätze an, er geht einen eigenwilligen, aber demokratischen Weg, lässt sich auch von den ausbleibenden Erfolgen nicht davon abbringen; er züchtet Rosen; 2010 stirbt er still und bescheiden.

Die Talfer, die die Stadt schneidet: Hier wurden nach dem Einmarsch der Deutschen die italienischen Soldaten zusammengetrieben und, sofern sie sich nicht zur Wehrmacht meldeten, in deutsche Lager gebracht. Jahrzehntlang wucherte hier nur Gestrüpp. Dann rückte das italienische Heer an, entwurzelte, entsteinte, planierte, säte, ob ihnen Äpfel gereicht wurden, ist nicht bekannt. Aber als sie abzogen, war das Talferufer ein grüner Erholungsstreifen, der der Stadt geschenkt wurde, mit Spielplätzen, Fußballfeldern, Hundeauslaufgelände. An manchen Sonntagen wimmelt es hier von Familien mit Kindern, manche deutschsprachige, mehr Italiener, viele Migranten, die sich weitere Ausflüge noch nicht leisten kön-

nen oder wollen, nachts ist es ein weitgehend geduldeter Liebesweg einer noch verschämten homosexuellen Szene. An schönen Wochentagen im Frühling picknicken die Studentinnen und Studenten hier.

## An der Grenze: Salurn und anderswo

„Agrumi ortaggi naturali di Sicilia“ werden am Dorfplatz verkauft, Ansitze alter Adelsfamilien stehen neben verfallenden Häusern, Kinder schwimmen in der Werkstatt für Behinderte, verhüllte Frauen, Männer mit Fes, der Espresso in der Bar zu einem Euro, wo er in der 35km entfernten Landeshauptstadt schon mindestens 1,20 kostet. An der Außenmauer des Gasthauses befinden sich Linien und Jahreszahlen, bis hierher war manchmal die Etsch angeschwollen, das Dorf war immer wieder überschwemmt worden, zum letzten Mal 1981, als ein Damm brach. Salurn ist eingequetscht zwischen Felsen, Autobahn und Fluss, dem größten Südtirols, dem zweitgrößten von Italien.

Das Dorf ist gewachsen, es scheint, ohne Konzept. Zunächst am Rand des Berganges, als dort kein Platz mehr war, wurde in Richtung Talsohle gebaut, in Richtung Fluss. Die *nonni vigili*, die Schülerlotsen in ihren neon-gelben Jacken haben vor Schulbeginn und nach Schulschluss viel zu tun.

Es ist das südlichste Dorf Südtirols, das Südende des deutschsprachigen Tirols, bereits in der ersten Strophe des Heimatliedes „Wohl ist die Welt so groß und weit“ wird es besungen.

2011 wurde Salurn an der Sprachgrenze vom Verein für Kinderspielplätze und VKE zur kinderfreundlichsten Gemeinde des Jahres erkoren. Der Preis: eine Gratis-Spielbusaktion im Zentrum des Dorfes, das kein Zentrum hat. Die berufstätigen Mütter sind hier organisiert wie in kaum einem anderen Ort: Nachmittagsbetreuungen, Aufgabenhilfen sind nicht Theorie.

Salurn, das sind Straßenzüge, schattig im Winter, heiß im Sommer, Salurn, das ist ein Dorf des Durchzuges, der Menschen, die kommen und gehen: Die statistischen Daten von 2008 liegen nicht im landesweiten Durchschnitt, 60 Prozent der Dorfbevölkerung sind italienischsprachig, 20 Prozent kommen aus dem Ausland, der Rest deutschsprachige Südtiroler. Individualität in der Gemeinschaft ist hier nicht nur ein Wort: In den geschützten Werkstätten des Ansitzes Gelmini heißt es: „Der Mensch im Mittelpunkt“, die betreuten Personen können selbst wählen, womit sie sich beschäftigen wollen.

In Salurn steht das Geburtshaus von Josef Noldin: Eine Gedenktafel ziert den Eingang zum Haus, in dem sich heute ein Jugendzentrum befindet: „Dr. Josef Noldin. Rechtsanwalt. 1888–1929. Er opferte seine Freiheit im Einsatz für die deutsche Sprache und Kultur in Südtirol.“

1863 wurde hier in Salurn auch Pater Hartmann von An der Lan-Hochbrunn geboren: Als Komponist und Dirigent bereiste er fast alle Kontinente, er konzertierte in New York, in Jerusalem und in St. Petersburg am Hof des Zaren. Er starb am Nikolaustag 1914 in München, mitten in den Kriegsbeginn hinein, kaum bemerkt trotz eines großen Lebens, in dem Jahr, das auch für Südtirol, nachträglich, so entscheidend wurde, es abtrennte vom Kronland Tirol, dem Dorf Salurn eine Bedeutung gab, die die Geister seither scheidet: 1961 – im Zuge der Bombenanschläge – gab es gerade in Salurn den ersten Toten: Der Straßenarbeiter Giovanni Postal starb, als er versuchte eine an einem Baum angebrachte Bombe zu entschärfen. Und trotzdem: Es ist nicht nur das kinderfreundlichste Dorf des Landes, es ist ein Dorf der Integration.

### **Weiterführende Literatur:**

Kofler, Astrid, Zersprengtes Leben. Frauen in den Südtiroler Bombenjahren. Bozen 2003.

Kofler, Astrid, Vergessen kann man es nicht. Südtiroler Frauen erzählen über den Krieg, Zwei Teile, Dokumentarfilm, Bozen 2005.

Peterlini, Hans Karl, Wir Kinder der Südtirol-Autonomie. Ein Land zwischen ethnischer Verwirrung und verordnetem Aufbruch, Bozen / Wien 2003.

Peterlini, Hans Karl, Südtiroler Bombenjahre. Von Blut und Tränen zum Happy End?, Bozen 2005.

Peterlini, Hans Karl, Tirol – Notizen einer Reise durch die Landeseinheit, Innsbruck 2008.

## 10. Authentizität im Tiroler Tourismus: Kulturgeschichtliche Reflexionen

Das Wort Authentizität ist heute wohl eines der gebräuchlichsten Schlagwörter in der Tourismuswerbung, aber nicht nur dort. Es geht meist um „authentisches Erleben“, was wohl bedeuten soll, dass hier für Echtheit garantiert wird. Es stellt sich nun die grundsätzliche Frage: Was ist schon echt und was ist unecht? Kann Authentizität überhaupt ein absoluter Wert sein? Hängt das nicht von subjektiven Wahrnehmungen ab oder spielt hier nicht auch der Zeitgeist mithinein, der Kriterien schafft, mit dem Versuch, echt und unecht zu definieren?

Kaleidoskopartig sollen im Folgenden Geschichten, Überlegungen und Veränderungen herausgepickt und angestellt werden, die unsere Bilder zum gegenwärtigen Tourismus und seiner Authentizität in Tirol erklären könnten. Bilder, Stereotype und Vorstellungen sind bekanntlich fortwährenden Änderungen unterworfen. Bilder von einem Land werden nach außen getragen, sie werden dort in einer bestimmten Form aufgenommen und kehren verändert wieder zurück. Diesen Weg wollen wir anhand konkreter Beispiele schriftlich nachzeichnen. Wie haben wir uns als Tiroler im Ausland definiert? Wie werden wir als Tiroler außerhalb unserer Landesgrenzen wahrgenommen? Am Ende wohl die spannendste Frage: Wie haben wir die veränderten, zurückgekehrten Wahrnehmungen und Bilder selbst als Eigenes und Authentisches wahrgenommen? Das andauernd sich verändernde Verhältnis zwischen Gast und Gastgeber, gekennzeichnet von Anpassungen auf beiden Seiten, spielt für die Auffassung von echt und unecht eine nicht unbedeutende Rolle.

### Zwei persönliche Geschichten

Mein Bruder und ich haben uns als Kinder gefreut, wenn unsere Eltern das Hamburger Ehepaar Lüthkemeyer zu uns nach Hause einladen. Die Lüthkemeyers waren Touristen, die jährlich zwei Mal nach Meran kamen, meist zu Ostern und noch einmal im Herbst. Meine Eltern führten ein Lebensmittelgeschäft in der Stadt und die Lüthkemeyers waren Stammkunden. Im Laufe der Jahre hat sich zwischen meinen Eltern und dem Hamburger Ehepaar eine Freundschaft entwickelt. Bei diesen Einladungen hielt „die große Welt“ in unsere Meraner Wohnung Einzug. Wir Kinder bekamen uns gänzlich unbekannte und didaktisch moderne Spielzeuge als Gast-

geschenke. Einmal brachten sie uns eine Langspielplatte mit Matrosenliedern mit. Bald konnte ich alle Lieder auswendig und träumte von der großen weiten Welt. Besonders aber spitzten wir Kinder die Ohren, wenn die Hamburger von ihren Reisen erzählten. Herr Lüthkemeyer war im Erdölgeschäft tätig und reiste viel. Ob es nun die Schallplatte war mit den Shanty-Liedern oder die spannenden Reise Geschichten: Meine Neugierde auf die große weite Welt war geweckt und hat mein weiteres Leben stark geprägt. Mich ereilte – dank dieser Begegnung – quasi ein erster Globalisierungsschub. Dies alles war für mich lebensprägend im positiven Sinn und hat meine Kultur beeinflusst. Etwas weniger angenehm und eher peinlich empfand ich es hingegen, wenn mich mein Vater aufforderte, unseren Gästen meine Schulhefte zu zeigen oder wenn ich auf der Ziehharmonika meine ersten stümperhaft gelernten Stücke vorspielen musste. Das war dann mein Beitrag, den ich zu erfüllen hatte.

Einen gleichaltrigen Freund, der oberhalb von Meran auf einem Bauernhof aufwuchs – seine Mutter vermietete auch Zimmer, prägten andere Erfahrungen. Jeden Sonntag besuchte er mit seinen Geschwistern den Gottesdienst in der Stadtpfarrkirche von Meran. Das Festtagsgewand bestand aus der bunten Burggräfler Tracht. Auf dem Heimweg geschah dann das Dilemma: Mein Freund und seine Geschwister wurden von Touristen gestoppt und abgelichtet. Der Heimweg wurde dadurch – so mein Freund – jedes Mal zur Qual. Abgesehen davon, dass sie lange brauchten, bis sie zu Hause ankamen, verursachte ihm vor allem das „abverlangte Lächeln“ Bauchschmerzen. Für und mit den Touristen zu posieren, „echte“ Tiroler Attraktion zu spielen, das war meinem Freund zu viel. Er weigerte sich fortan, am Sonntag die Tracht anzuziehen. Dieser Protest stieß bei seinen traditionsbewussten Eltern auf wenig Gegenliebe.

Das Hamburger Ehepaar erhielt im Hause Rösch Einblicke in das Familiäre, eine „Hinter-den-Kulissen-Echtheit“ und somit ein „authentisches“ Erlebnis. Auch die Touristen, die meinen Freund in Tracht fotografierten, hatten wahrscheinlich den Eindruck, etwas „Authentisches“ erlebt zu haben: Sie waren auf Einheimische in ihrer ursprünglichen, traditionellen Kleidung gestoßen und hatten diese nun auf Polaroids verewigt. Dies kann als gemeinsamer Nenner der beiden Geschichten dienen, die sich Ende der 1960er ereigneten. Das Erlebte wurde von den Bereisten aber unterschiedlich empfunden: Während mein Aufeinandertreffen ein positives war – ein spannender Austausch für beide Seiten, war jenes meines Freundes eher mit Frust erfüllt.

## **Zum Begriff Authentizität und Tourismus als Sehnsucht**

Versuchen wir nun, dem Phänomen des Aufeinandertreffens von Gast und Gastgeber auf die Spur zu kommen und die jeweiligen Erwartungen und Vorstellungen



Abb. 10: Almenidyll auf einem Werbeplakat der Siebzigerjahre.

herauszufinden, um dann am Ende das „Plastikwort“ Authentizität, das heute nicht nur in der Tourismusbranche ein Modewort ist, zu analysieren. Was bedeutet Authentizität überhaupt?

Authentie stammt aus dem Griechischen und hat laut Duden die klassische Bedeutung von „echt, zuverlässig, verbürgt, glaubwürdig“ sowie „von eigener Hand gemacht oder geschrieben“. Kann Tourismus diese Werte überhaupt erfüllen? Hat Tourismus letztendlich nicht doch viel mit Inszenierung, mit dem Aufbereiten der Landschaft, dem Zurechtrücken von menschlichen „Ressourcen“ zu tun? Mit dem großen Ziel, alles den Wünschen der Touristen anzupassen, die mit einer bestimmten Erwartungshaltung in ein Land kommen?

Was erwarten sich Touristen eigentlich im Urlaub? Ist Urlaub im Grunde nicht die Befriedigung von Sehnsüchten? Der Volkskundler Konrad Köstlin spricht von der Sehnsucht nach der Einheit der Person, von der Suche nach Identität. In der Unübersichtlichkeit unserer moder-

nen Welt sei diese Sehnsucht in der Arbeitswelt nicht mehr zu verwirklichen und werde deshalb in die Freizeit verlegt und somit eben auch in den Urlaub. „Der Reisende sucht nach Ich-Werten“, meint die Volkskundlerin Regina Bendix und bringt die damit einhergehende touristische Suche nach Authentizität ins Spiel, die – so Bendix weiter – eine vielschichtige Suche nach Freiheit sei.

## Wer hat die Sehnsüchte für den alpinen Bereich „erfunden“?

Treten wir kurz eine kleine Spurensuche in die Vergangenheit an. Wer hat denn für die Alpen erstmals Sehnsüchte geschürt und diese schriftlich definiert? Der in elf Auflagen erschienene Bestseller schlechthin war das 1729 publizierte Werk „Die Alpen“ von Albrecht Haller. Der alpenbegeisterte Berner Arzt schrieb, beeindruckt von einer Fußwanderung durch die Schweizer Berge, ein 49 Strophen langes Loblied auf die Alpen. Angeregt von den Gedichten Hallers hat dann der französisch-schweizerische Philosoph und Schriftsteller Jean-Jacques Rousseau (1712–1787) eine Vision definiert, mit der er den Grundstein für den modernen Tourismus in den Alpen setzte: „Alle Menschen werden die Wahrnehmung ma-



chen, daß man auf hohen Bergen, wo die Luft rein und dünn ist, freier atmet und sich körperlich und geistig heiter fühlt.“ Zudem aber schwärmt Rousseau vom einfachen Leben der „edlen Wilden“, die in den Alpen leben. Diese „edlen Wilden“ sind sein Gegenentwurf zu den verkommenen Städtern. Es ist die Zeit der bahnbrechenden Erfindungen, wie des mechanischen Webstuhls oder der Dampfmaschine. Die Städte wachsen seit dem Beginn der industriellen Revolution rasant, werden immer schmutziger und sind der Hort vieler Krankheiten.

Philosophisch wurden nun die Alpen samt der Sehnsüchte „von außen“ definiert. Wer prägte in Tirol das Bild des „edlen Wilden“ und wer transportierte dieses Bild zu den künftigen Gästen? Als Beispiel sei hier eine Passage aus dem französischen Reiseführer „Voyage dans le Tyrol“ aus dem Jahre 1827 zitiert, der die Tiroler wie folgt definiert: „Der Tiroler arbeitet selten ohne dazu wenigstens zu pfeifen, hört er aber irgendeine Musik, so fängt er bald an, den Takt dazu zu stampfen, mit den Händen zu klatschen und an Schenkel und Knie zu schlagen“.

## **Wandern, handeln und „alleweil lustig sein“**

Wie kam es zu diesem Bild? Hier passierte Spannendes: Von der bitteren Armut getrieben, waren viele Bewohner aus Tirol gezwungen, sich als Wanderhändler oder Wanderarbeiter in der Fremde ihren Unterhalt zu verdienen. Da waren die Grödner Holzschnitzer mit ihren Spielfiguren, Heiligenfiguren und Altären, die Defregger verdingten sich als Teppichhändler, die Imster gar als Vogelhändler. Letztere brachten es sogar zu einer heute noch beliebten Operette, dem Vogelhändler von Carl Zeller. Es waren so viele Wanderhändler unterwegs, dass „der Tiroler“ gar zum Synonym für Wanderhändler und -arbeiter wurde. Einen bestimmten exotischen Touch gab diesen mobilen Kleinkaufleuten auch ihre Kleidung, zogen sie doch in ihren bunten und zwischen den Talschaften unterschiedlichen Trachten herum. Eine besondere Rolle spielten die Wanderhändler aus dem Zillertal, die mit verschiedenen Ölen und Handschuhen handelten. Der Reiseschriftsteller Ludwig von Hörmann bringt das Bild dieser Händler in seinem Buch „Tiroler Volkstypen“ 1877 recht gut auf den Punkt:

„Bei ihrem Metier, besonders in früher Zeit, wo Tirol noch mehr eine *terra incognita* war, kam ihnen der singende Ton ihrer Suada und das einschmeichelnde Wesen, das der Zillerthaler von Natur aus hat, sehr gut zu Statten. Es mag wohl kaum eine Residenz und einen Hof in Europa geben, wo diese Händler nicht zusprachen und sich ihr historisches ‚Du‘ und ihre raffiniert ausgebildete derbe Naivität mit klingender Münze bezahlen ließen. Dabei erzählen sie den hohen Herrschaften allerlei Wunderbares

von ihrer Heimat, vom schönen Zillerthal und seinen bildsaubern Mädeln, so wie von ihren großartigen Etablissements, die sie dort besäßen.“

Die Tiroler Händler trugen somit nicht nur ihre Waren, sondern auch sich selbst zu Märkte. Ein außergewöhnliches Beispiel dafür ist der 1744 geborene Peter Prosch. Aufgewachsen als Waisenkind, ging er bereits im Alter von neun Jahren als Ölträger auf Wanderschaft. Er wurde zum Urbild des tollpatschigen, aber geschäftstüchtigen Tirolers. Am Wiener Hof duzte er Kaiserin Maria Theresia, die über ihn so lachen musste, „dass ihr der Bauch geschlottert hat und ihn mit 24 Dukaten beschenkte“. Als Handschuhhändler zog er dann durch Deutschland und spielte, um seine Waren leichter zu verkaufen, auf Jahrmärkten und Fürstenhöfen den Deppen. Wie er in seinen Lebenserinnerungen schrieb, ließ er sich zur Gaudi des zahlenden Publikums vor aller Augen klistieren, mit kaltem Wasser begießen, an Elektrisiermaschinen anschließen und Feuerwerkskörper in die Hose stecken. Mit seinem „alleweil lustig sein“ verdiente er so viel Geld, dass er sich schließlich eine Gastwirtschaft daheim im Zillertal leisten konnte.

### **Die Familie Rainer: Konzerte am englischen Königshof**

Das Tirolertum als Verpackung war ebenso notwendig wie die Ware selbst. Nun passiert noch eine weitere Verbesserung in der Verkaufstaktik: der Gesang. Bahnbrechend war dabei die Familie Rainer, die zuerst nur als Wanderhändler durch die Gegend zog. Bald erlebten die Rainers mit ihrem Gesang einen so großen Ansturm, dass sie die Waren zu Hause lassen konnten. Sie wurden so erfolgreich, dass sie an einigen Königshäusern Konzerte gaben. So beispielsweise am englischen Königshof, wo König Georg IV. ihnen gar „ihre ganze Tracht von Kopf zu Fuß aus feinstem Tuch und Seidenzeug neu machen ließ“. Ludwig Rainer kam mit seiner Familie sogar bis nach Amerika und konzertierte 1855 auf der Weltausstellung in Paris. Damals wurde berichtet: „Lustig sang der schlichte Mann im Lodengewand vor Napoleon III. das Lied ‚Auf der Alm do gib’ts koa Sünd‘. Den Rainer-Sängern folgten weitere „Nationalsänger“, vorerst Familien aus dem Zillertal, dann aus dem gesamten Tiroler Raum. Diese Sängergesellschaften unterschieden sich nun erheblich von den reinen Wanderhändlern, indem man nicht mehr nur über die Naivität des Tirolers lachte, sondern ihre Singkunst schätzte und andächtig dem Gesang lauschte. Der Typus des Tirolers änderte sich somit.

Die gesungenen und gejodelten Lieder wurden für eine professionelle Präsentation umgearbeitet oder eigens komponiert und arrangiert – den Erwartungen des Publikums entsprechend. Man ließ die „Attrappenheimat“ anklingen, man produ-

zierte jene Musik, die das städtische Publikum von den Gebirglern erwartete. Diese Lieder wurden von „studierten Volksfreunden“ verfasst, wie dies Ludwig Steub, ein Schullehrer aus Finkenberg im Zillertal, in seinem „Drei Sommer in Tirol“ aus dem Jahre 1846 berichtet und dabei erwähnt, „dass das Meiste, was jetzt im Ausland gesungen wird, eigens für diesen Zweck gemacht wurde“. Wollen wir eine Parallele zu heute herstellen, so können wir feststellen, dass das Konzept der heute so erfolgreichen Volksmusikgruppen, wie etwa jenes der Zillertaler Schürzenjäger oder der Kastelruther Spatzen, sich nahtlos an jenes der damaligen Nationalsänger anreihet. Sie sind heute genauso erfolgreich und bekannt, füllen Festzelte und Hallen, wie einst die Nationalsänger und fungieren auf diese Weise indirekt als Werbeträger des Landes. Vieles hat sich in der Projektion des idealen Tirolers scheinbar nicht verändert.

Nachhaltig geprägt hat das Bild der Tiroler der Bauernführer und Freiheitskämpfer Andreas Hofer. Seine heldenhafte Geschichte im Kampf gegen den übermächtigen Napoleon wurde in zahlreichen Theaterstücken, Reiseberichten, Liedern und Romanen immer wieder neu aufgerollt. Der englische Romantiker William Wordsworth hat zwischen 1809 und 1810 gar vier Sonette über den „Tyrolian Champion“ geschrieben: Hofer, der kaisertreue, gottesfürchtige, naturverbundene und heimattreue Held. Der entstandene Hofer-Mythos tauchte die Tiroler in ein vorteilhaftes Licht. Deutsche und englische Reisende pilgerten zum Hofer-Haus ins Passeiertal und besichtigten die Schlachtplätze, wie beispielsweise den Bergisel in Innsbruck. Andreas Hofer wurde somit zum „Marketingprodukt“, welches die touristische Destination Tirol entscheidend mitprägte. Zugleich wurde aber auch ein Bild projiziert, das von den neuen Reisenden fortan auch erwartet wurde. Bis vor nicht allzu langer Zeit fuhren zahlreiche deutsche Touristen, wenn sie nach Tirol kamen, ins „Hofer-Land“.

Eine weitere Tiroler Persönlichkeit, die das Bild in die Welt hinausgetragen und damit den Typus des Tirolers mitgeprägt hat, war Luis Trenker (1892–1990). Mit seinen international bekannten Filmen gelang es ihm, die Bergwelt den Großstädtern näher zu bringen. Er stilisierte sich bereits zu Lebzeiten selbst als Marke: Mit Filzhut und etwas kantig, erzählte er seine Geschichten im Dialekt und wirkte dabei exotisch. Dank seiner wöchentlichen Auftritte im deutschen Fernsehen, schaffte er es regelmäßig in die Wohnzimmer der Deutschen und wurde so der Vorzeige-Tiroler im Massentourismus. Er hat es sogar zu einer in Deutschland bekannten Redewendung gebracht: Wenn etwas sehr schlampig ist, dann „sieht es aus wie in Trenkers Rucksack.“

Nahtlos an Trenker reiht sich Reinhold Messner an. Als intellektueller Bergsteiger und Philosoph ist er einer, der die Massen anzieht, der fasziniert und polarisiert. Er hat alle vierzehn Achttausender bestiegen, hat neue Wege im Bergsteigen eingeschlagen und ist derzeit wohl eine der spannendsten Tiroler

Persönlichkeiten. Messner hat den alten Tiroler Typus ersetzt, mit einer feineren Sprache, philosophisch, ökologisch eingestellt, sehr medienwirksam und eben naturverbunden, wie seine Vorgänger.

## **Das nach außen getragene Bild muss in der Heimat eingelöst werden**

Kommen wir nochmals zum Phänomen der Zillertaler Nationalsänger zurück. Halten wir fest, dass es die bittere Armut war, die die Familien im Ausland ihre Waren und dann ihre Lieder vortragen ließ. Als dann die angelockten Reisenden in die armen Täler als Gäste, als Touristen kamen, galt es, die besungene Idylle in der Heimat umzusetzen. Die Sängerfamilien und Wanderhändler investierten zum Teil selbst das Geld in touristische Infrastrukturen. Die „Etablissements“ mussten neu gestaltet, aber eben auch inszeniert werden. Die von Rainer auf der Weltausstellung besungene Alm, auf der es scheinbar keine Sünde gibt, gab den Ton bei der Gestaltung an, was zum Teil bis heute anhält. Denken wir an die vielen als Tennen und Almen definierten und eingerichteten Lokale, die auch den Weg in die Städte gefunden haben. So wurde beispielsweise in der Handelsstadt Bozen im Zentrum vor zehn Jahren ein Gasthaus eingerichtet, gänzlich in „Stadl-Manier“, mit Holzverkleidung samt den damals gebräuchlichen Arbeitsgeräten. Ochsenjöcher als Lampenständer und viele andere Gebrauchsgegenstände und Arbeitsgeräte bäuerlicher Herkunft fanden als dekorative Elemente Eingang in die touristischen Infrastrukturen.

Das in der Fremde präsentierte Verhalten musste zu Hause seine Entsprechung finden. Es gab eine bestimmte Rollenerwartung und das, was in der Fremde versprochen wurde, musste nun eingehalten oder eben inszeniert werden. Verschönerungsvereine bemühten sich – trotz Kritik von konservativen Kreisen – den Einheimischen „gastfreundliches Verhalten“ beizubringen. Die Gastwirte wurden angehalten, ihr Personal passend zu kleiden. Damit war die taleigene, traditionelle Kleidung gemeint. Vorbilder waren die verschiedenen Sängergruppen, die mit ihren internationalen Tournéeen inzwischen ja bekannt waren. Die Folge: Brauchumsabende wurden organisiert, das Volkshandwerk boomte und Souvenirbuden wurden eröffnet.

Ein diesbezüglich interessantes Beispiel für die Festigung des Tirol-Bildes findet sich in der damaligen mondänen Kurstadt Meran mit dem Freilichtspiel „Andreas Hofer“. Als Bühne diente ein Tiroler Gehöft, im Hintergrund konnten die Besucher Schloss Tirol bestaunen. Sie sahen verschiedene Bilder der nachgespielten Freiheitskämpfe mit den Tiroler Schauspielern in den jeweiligen Trachten ihrer Talschaft. Erklärtes Ziel von Carl Wolf, dem Vergnügungsarrangeur der Kurverwaltung Meran, war es, Menschen aus der Donaumonarchie und

aus Deutschland nach Meran zu locken. Es gab regelmäßige Aufführungen und um die Jahrhundertwende war das Meraner Volksschauspiel in ganz Europa bekannt.

## **Festhalten am Bild des „edlen Wilden“?**

Die Einheimischen haben sich im Laufe der Zeit viele Bilder, die nach außen projiziert wurden oder von außen zurückkamen, verinnerlicht. Sie haben die für Touristen präparierte und inszenierte Welt mit der Zeit als etwas Eigenständiges wahrgenommen: Dies hat Eingang in die eigene Kultur gefunden. Unser Bild, wer und was wir sind, ist nun stark geprägt von den verschiedenen Projektionen und diese sind letztlich auch zu unserem Selbstverständnis geworden. Damit einher ging und geht ein andauernder Prozess des Hinterfragens. Kritische Auseinandersetzungen haben diesen Prozess von Anbeginn begleitet und positiv belebt. So wurden bereits die Tiroler Volkssängergesellschaften vom Volksliedsammler Josef Pommer sehr kritisch gesehen. Er stellte damals fest, dass diese Gruppen meist nur aus geschäftsmäßigen Gründen herumreisten und „was sie bringen, ist zu neun Zehnteln eigene Erfindung, läppisch und geziert meist auf den bloßen Ohrenkitsch berechnet.“

Selbstfindung ist ein andauernder Prozess und mühsam. Geprägt sind wir allemal von unseren „Tourismuspionieren“ und manche Bilder halten sich hartnäckig. Als Beispiel sei der sich bis heute anhaltende und praktizierte Andreas-Hofer-Kult genannt, der wohl ohne die touristischen Attraktionen und mit dem von außen geprägten Bild des „Tyrolian Champion“ in dieser Form kaum existieren würde.

Die Frage nach „echt“ und „unecht“ ist schwierig. Gerade bei Bräuchen stellt sie sich immer wieder. Da ist grundsätzlich zu hinterfragen, ob es heute bestimmte Tiroler Bräuche ohne touristisches Publikum in diesem Ausmaß überhaupt noch gäbe? Konrad Köstlin gibt darauf eine klare Antwort. Er meint: „Bräuche hätten [...] im Zeitalter des Tourismus nicht nur keinen Schaden genommen, sondern seien, im Gegenteil, lebendig gewordener Ausdruck des Widerstandes gegen das Gleichmachende und der Betonung des Eigenen.“ Hier hat Köstlin sicherlich Recht. Wie sonst wären die derzeit 211 Musikkapellen und die 9.000 Musikanten zu erklären, die allein in Südtirol häufig auf hohem Niveau spielen. Lokale Selbstfeiern brauchen Publikum. Volkskultur und Tourismus sind eine Symbiose und gehören zusammen. Was wäre der bereits 1896 entstandene Ostermontagsumzug in Meran mit den Haflingerpferden, den Reitern und Reiterinnen in Tracht sowie den Musikkapellen – ohne Publikum, ohne die vielen Touristen, die die Straßen säumen, begeistert applaudieren und damit Anerkennung für diese Art der Volkskultur zeigen?

Auch hier gibt es einen Zeitgeist, der die Ausübung von Volkskultur reglementiert. Hier spielen das in den jeweiligen Zeitspannen unterschiedlich empfundene historische Verständnis eine wichtige Rolle, das ästhetische Empfinden, aber in erster Linie wohl die Würde. Zudem kann die Überbewertung der Verankerung der kulturellen Praktiken auch chauvinistische und nationalistische Überreaktionen hervorrufen. Kultur ist nun mal nichts Starres, ist kein festgeschriebenes Modell von Verhalten, sondern eher ein – so Kurt Luger – veränderbares Modell für Verhalten. Sie liefert die Grundwerte einer Gesellschaft, mit den unausgesprochenen Vorschriften und Konventionen. Im Tourismus werden bekanntlich immer Grenzen überschritten: territoriale genauso wie kulturelle. Denn Tourismus bedeutet Begegnung und Auseinandersetzung mit Fremden, geprägt durch einen ständigen Austausch. Das „Hereinbrechen“ von Fremden in eine Region bringt neue Herausforderungen und Innovationen in vielen Bereichen mit sich, die letztendlich die kulturellen Koordinaten einer Region erst prägen.

Der Volkskundler Konrad Köstlin hat dem „Tenor kulturkritischen Lamentierens, dass das Reisen der Zerstörer der Kultur des Landes gewesen sei“ die plausible These entgegengesetzt, „dass Tourismus das Land als kulturelles Phänomen so erst geschaffen habe, als jene Region des anderen, des Fremden, in der Exotik des Nahen wirksam wird.“

## **Verhältnis Gast – Gastgeber im Wandel**

Werfen wir noch einen Blick auf das Verhältnis von Gast und Gastgeber, denn letztendlich passiert ja gerade dort der größte Teil der Befriedigung von Sehnsüchten. Halten wir aber fest, dass das Verhältnis sich andauernd ändert, denn die Erwartungen und Anforderungen der Gäste sind genauso einem Wandel unterworfen, wie jene der Bereisten. Lassen Sie mich mit einem kleinen Kinderbüchlein beginnen, herausgegeben vom Pestalozzi Verlag im Jahre 1970. Das Kinderbuch beschreibt eine Familie in einer deutschen Stadt im Winter in der Vorweihnachtszeit. Es regnet und die Kinder schauen gelangweilt aus dem Fenster: „Wenn es wenigstens Schnee gäbe!“ meinen da die Kinder. „Und da platzt dann Vater verschmitzt mit der Frage heraus: Hättet ihr Lust, Weihnachten in den Bergen zu verbringen?“ Natürlich möchten die Kinder das und so fährt die Familie bei strömenden Regen los, direkt zur Familie Pichler, bei der sie bereits im Sommer ihre Ferien verbracht hat. „Die Familie Pichler begrüßt die Urlauber aus der Stadt sehr herzlich. Ihre Kinder laufen herbei und helfen mit, das Gepäck nach oben in die einzelnen Zimmer zu bringen.“ Am Ende der Geschichte wird dann beschrieben, wie gemeinsam Weihnachten gefeiert wird. „Vor der Wohnzimmertür warten auch schon die Kinder der Pichlers. Die Tür öffnet sich und alle dürfen eintreten. Der

Vater stimmt auf der Gitarre ein Weihnachtslied an, und alle singen mit und wünschen sich ein frohes Weihnachtsfest.“ Ein idyllischer Winterurlaub, Urlaub auf dem Bauernhof mit Familienanschluss. Eine Wunschvorstellung für die Gäste aus der Großstadt, ein Erlebnis in einer „heilen Welt“. Wie es da wohl der Gastfamilie bei der Weihnachtsfeier ergangen sein wird, lässt das Kinderbüchlein offen.

Legen wir das Weihnachtsfest, ein etwas extremes Beispiel, zur Seite und überlegen uns, was Begegnungen zweier unterschiedlicher Gruppierungen für die Bereisten in der Zeit des beginnenden Massentourismus ab den 1960er-Jahren in unseren abgelegenen Tälern gebracht hat. Hans Heiss hat diese Zeit treffend als „stille Revolution“ bezeichnet. Denn es war das Aufeinanderprallen von unterschiedlichen Welten, welches einen Prozess des Erfahrungsaustausches, des Aufeinander-Eingehens und somit auch Veränderungen mit sich gebracht hat. Meine Begegnung mit dem eingangs beschriebenen Ehepaar Lüthkemeyer hat bei mir persönlich so eine „stille Revolution“ ausgelöst – eben der erste Globalisierungsschub. Dieses gegenseitige Aufeinandertreffen im Tourismus bringt Annäherungen sowie Veränderungen der Gedankenwelt auf beiden Seiten mit sich. So hat sich beispielsweise die Stellung der Frau in unserer ländlich geprägten Umgebung positiv gewandelt: Dank Tourismus haben Frauen eine finanzielle Einnahmequelle und eine wachsende Unabhängigkeit erlangt, zudem auch eine stärkere Position im Haus erhalten. Auch im Bereich des Zusammenlebens mit der anderen Sprachgruppe hat der Tourismus Beträchtliches verändert. Denn wäre das Zusammenleben in Südtirol unter den verschiedenen Ethnien ohne Tourismus so relativ unproblematisch, wie es derzeit ist? Dank des Kennenlernens der unterschiedlichen Kultur passiert Öffnung. Auch das ist Tourismus!

Gast und Gastgeber, beide Seiten haben sich in ihren Wünschen und Vorstellungen heute recht verändert, was ab und zu schmerzhaft sein kann, wie es im folgenden Leserbrief vom März 2008 („Burggräfler Zeitung“) klar zum Ausdruck kommt: „Seit 50 Jahren fahren meine Eltern mehrmals im Jahr nach Südtirol. [...] Die wunderbare Landschaft, die Herzlichkeit der Menschen, das gute Essen und der Wein – all das bedeutet Südtirol für uns! [...] Seit 37 Jahren wohnen wir schon in derselben Pension in Algund. In alten Zeiten begann der Urlaub dort mit einem Krug Wein und einer Umarmung des Wirtsehepaares. Im Laufe der vielen Jahre nahm man immer mehr Anteil an den Freuden und Sorgen beider Familien in freundschaftlicher Atmosphäre: Das war ein Teil von Südtirol für uns! Leider starb vor ein paar Jahren der Pensionsbesitzer und vermachte alles seinem Neffen. Seitdem ist die Pension Bestandteil eines ‚Resort‘.“ Und nun beginnt die Dame sich schrecklich über die Anonymität des gesamten Hauses zu beschweren, es folgt eine lange Liste mit Reklamationen. Der Leserbrief endet mit dem Satz: „Ich würde gerne auch der nächsten Generation meiner Familie zeigen, was Südtirol bedeutet, bevor das schöne Algund umbenannt wird in den Namen eines Fabrik-Resorts.“

Hier passiert Veränderung. Wesentliches. Die Dame beschwert sich im Grunde, weil der neue Besitzer ein gänzlich neues touristisches Konzept verfolgt, bei dem der bisherige Familienanschluss eher in den Hintergrund rückt. Tourismus wird auch dank einer guten Ausbildung professioneller, die Grenzen zwischen Privatem und Arbeitsbereich sind klarer gezogen, es gibt für die Gastgeber klar definierte Freiräume. Dies ist in der Regel auch der Wunsch der heutigen Gäste. Gastfreundschaft oder die Kultur der Gastlichkeit auf die nun einmal Tourismus aufgebaut ist, hat eigene Regeln für beide Seiten und die werden heute von beiden Seiten klarer eingehalten.

Hinzu kommt ein wichtiges Phänomen, das meines Erachtens dem Tourismus in unserem Land viel an Glaubwürdigkeit gibt. Vielleicht können wir es wagen, hier das Wort Authentizität in den Mund zu nehmen. Denn was passiert heute? Die Touristen, die zu uns kommen, machen im Grunde dasselbe, was die Einheimischen in der Freizeit machen. So ist es schon einmal kaum möglich, Touristen von Einheimischen in der Freizeitkleidung auseinander zu halten. Wir haben uns zu einer „Goretex-Gesellschaft“ entwickelt. Die Italiener hatten bis vor wenigen Jahren meist blaue oder gelbe Socken am Berg, die deutschen Touristen rote. Anhand dieser Farben war es mir als Jugendlicher möglich, von Weitem die Gäste ihrer Nationalität nach zuzuordnen. Heute sind die Radfahrer, die Wanderer, die Skitourengeher ähnlich gekleidet. Am Wochenende unternahme ich mit meiner Familie dasselbe, was auch viele Südtirol-Urlauber machen: Wir wandern, wir besuchen eine kulturelle Attraktion an, kehren dann in einem Gasthaus oder auf einer Alm ein, essen dasselbe wie die Touristen, machen dasselbe wie die Touristen. Ich kann mich noch gut erinnern, wie unser Vater bei den Gasthausbesuchen immer wieder den Wirtsleuten oder der Kellnerin erklärt hat, dass wir als Einheimische Anspruch auf die Produkte unter der „Budel“ hätten, sozusagen den besseren Speck und den besseren Wein bekommen sollten.

Wir haben gelernt, die Region mit den Augen des Touristen zu sehen; wir haben gelernt die Heimat mit den Augen des Touristen wahrzunehmen. Wir verwenden dieselben Wanderführer, Kochbücher, Museumsführer. Wir sind selbst zu Touristen im eigenen Land geworden, bewundern die Schönheit und lieben die Heimat. Zugleich schätzen wir generell auch die Touristen, die in ihrem Urlaub dasselbe machen wie wir in unserer Freizeit. Sie könnten sich ja auch auf Mallorca beim Ballermann volllaufen lassen. Daher herrscht auch ein bestimmter Respekt. Erst was für den Einheimischen gut ist, ist für die Gäste gut. In allen Bereichen hat sich diese Prämisse noch nicht durchgesetzt, aber es ist eine bereits vorkommende Grundeinstellung.



## Ausklang

In meinen Ausführungen habe ich versucht aufzuzeigen, wie im Tiroler Tourismus Bilder und Mythen entstanden, dass sich diese in einem andauernden Dialog und Austausch zwischen Gästen und Gastgebern entwickeln, dabei immer andauernden Veränderungen unterworfen sind. Stereotypen haben sich herauskristallisiert und sind auch jeweils Kinder ihrer Zeit. Sicherlich ist das Ideal des Reisenden weiterhin die Erfahrung der echten Fremde. Aber was ist schon die echte Fremde? Diese Wahrnehmung ist wohl eine sehr subjektive Geschichte und die Volkskundlerin Regina Bendix definiert daher den Begriff Authentizität recht gut, wenn sie meint: „Authentizität ist im Grunde eine Art des Erfahrens, Erlebens oder Seins, der man einen hohen spirituellen Wert zuspricht.“ Als Menschen haben wir ja die Gabe zur Selbstreflexion und letztendlich erlebt jeder von uns eine Tourismusregion, eine Reisedestination unterschiedlich. Wie bereits definiert, vergleichen wir im Reisen, im Fremdsein, das Eigene, das Vertraute mit dem der bereisten Welt und versuchen, daran zu gesunden, uns zu entwickeln. Es ist ein Weg zur Selbsterkenntnis. Authentizität ist daher kein absoluter Wert, es ist ein subjektiver. Goethe hat es recht gut auf den Punkt gebracht, als er 1787 begeistert aus Rom schreibt: „Mir geht es sehr wohl, ich finde mich immer mehr in mich zurück und lerne unterscheiden was mir eigen und was mir fremd ist.“

## Weiterführende Literatur:

- Bendix, Regina, Zur Problematik des Echtheitserlebnisses in Tourismus und Tourismustheorie, in: Tourismus und Regionalkultur. Volkskundetagung 1992 in Salzburg, hg. von Burkhard Pöttler und Ulrike Kammerhofer-Aggermann, Wien 1994, 57–83.
- Jeggle, Utz / Korff, Gottfried, Zur Entwicklung des Zillertaler Regionalcharakters. Ein Beitrag zur Kulturökonomie, in: Zeitschrift für Volkskunde 70 (1974) 39–57.
- Köstlin, Konrad, Reisen, regionale Kultur und die Moderne. Wie die Menschen modern wurden, das Reisen lernten und dabei die Region entdeckten, in: Tourismus und Regionalkultur. Volkskundetagung 1992 in Salzburg, hg. von Burkhard Pöttler und Ulrike Kammerhofer-Aggermann, Wien 1994, 11–24.
- Luger, Kurt/Wöhler, Karlheinz (Hg.), Kulturelles Erbe und Tourismus. Rituale, Traditionen, Inszenierungen, Wien/Innsbruck/Bozen 2010.
- Rohrer, Josef, Zimmer frei. Das Buch zum Touriseum, Bozen 2003.

## 11. Blume des Alpen-Mythos. Das Edelweiß

*Am Fujiyama blüht kein Edelweiß  
Du schöne Geisha lebe wohl  
Am Fujiyama blüht kein Edelweiß  
Drum fahr ich lieber nach Tirol*

Als sich Toni Sailer 1965 als Schlagersänger versuchte und mit diesem Liedchen einen veritablen Hit landete, war er ein Skistar, dem dreifaches Gold bei den Olympischen Winterspielen in Cortina 1956 längst schon dauerhaften Kultstatus gesichert hatte. Ein Jugendlicher wie ich, den damals der dynamisch-harsche Sound der Beatles, Stones und The Who elektrisierte, konnte dem schmalzigen Tirol-Bekenntnis der Skilegende freilich wenig abgewinnen. Dies war nicht jene Art von „Flower-Power“, die unsereinen damals mitriss. Dennoch gefiel der leicht ironische Unterton, mit dem Sailer den Versuchungen des Fernen Ostens eine Absage erteilte. Der weihevoll vorgetragene Refrain, dass am Fujiyama das Edelweiß, der Inbegriff der Alpenflora, nicht gedeihen könne, war ein Bekenntnis, in dem Heimatbindung und Entsagung gleichermaßen mitschwangen.

Denn wie die weiße Blume des Hochgebirges, so lautete die Botschaft, bleibe auch ein Tiroler stets ein Tiroler, den weder Weltruhm, Profit oder Geisha-Erotik entwurzeln könnten. Sailer, der „Blitz aus Kitz“, verdichtete mit dem Schlager die Ideologie des Alpinen zur Blume und stilisierte wie viele vor ihm das Edelweiß zur Ikone der weltoffenen Bodenständigkeit.

### Wappenblume des Alpinen

1965, im Jahr des Sailer-Songs, war die öffentliche Karriere des Edelweiß gut 100 Jahre alt. Damals stieg es zur Wappenblume der alpinen Bewegung auf, die um 1860 nach 80-jährigem Vorlauf den Alpenraum in neuer Intensität durchdrang. Bis dahin verlief der Vorstoß in höhere Bergregionen noch punktuell und beschränkte sich vor allem auf die Schweiz, nun aber fanden die Ostalpen verstärkt die Aufmerksamkeit einer rasch wachsenden Zahl von Bergfreunden.

Neben einer englischen Elite von Alpinisten, neben Wissenschaftlern, die der alpinen Natur seit langem große Aufmerksamkeit widmeten, besuchten seit Mitte des 19. Jahrhunderts auch vermehrt Angehörige des bürgerlichen Mittelstandes die Alpen. Wohlhabende Besitz- und Bildungsbürger empfanden die alpine Natur und Landschaft, ihre Erkundung und Erfahrung zunehmend als kongenialen Teil ihrer Existenz. Die Alpen wurden Spiegel und Medium bürgerlicher Selbstreflexion: Das Bürgertum fand in der oft komplexen Organisation der Alpenfahrt, in Aufstieg und Bergerlebnis die ideale Metapher für die eigene Biografie und die eigenen prägenden Erfahrungsmuster. Aufstiegs mühe und Tiefenschwindel, Erschöpfung und Euphorie, die Verschmelzung von Landschaftsbildern mit der eigenen Innenwelt sowie schließlich die Nähe von Erfüllung und Tod fanden im Berg-Erleben zueinander. Die Annäherung an die Alpen erleichterten die neuen Eisenbahnen, die um 1860 in neuen Trassen wie München-Rosenheim, Wien-Salzburg oder Kufstein-Innsbruck das Gebirge mit den großen Städten verbanden.

Die neue Bergerfahrung bedurfte eines Emblems, das ihre Vielschichtigkeit auf einen anschaulichen, emotional griffigen Nenner brachte. Damit schlug die Stunde des Edelweiß': Wie kaum ein anderes Symbol repräsentierte die kleine Blume die neue Bergwahrnehmung und bot die Möglichkeit ihrer Popularisierung. Wie selbstverständlich wurde das Edelweiß im Mai 1870 zur Wappenblume des neuen „Deutschen Alpenvereins“. Im Jahr zuvor war der Verein gegründet worden und zählte bereits Ende 1869 mehr als zwanzig Sektionen. Am 26. Mai 1870 tagte in München die erste Generalversammlung und suchte dabei auch nach einem Vereinsabzeichen. Das neue Logo war schnell gefunden. Nach einer mehrfach dokumentierten Anekdote modellierte Karl Haushofer, Gründungsmitglied der Sektion München und später Rektor des Polytechnikums, im Verlauf der längeren Sitzung ein Edelweiß aus dem Teig einer Semmel. Sofort habe die Versammlung erkannt, dass man damit das Richtige getroffen habe. Treffend betont der Alpin-Historiker Nicholas Mailänder: „Mit seinem Alpenvereins-Edelweiß ist Karl Haushofer die Gestaltung eines Symbols gelungen, mit dem sich die Bergsteiger in den Ostalpen bis in die heutige Zeit identifizieren. Es steht genauso für das Reine und Schlichte wie für die erhabene Schönheit des intakten Ödlands der Hochregion und das lockende Abenteuer des Abgrunds.“

## Ein Tiroler Volksname

Ebenso strahlkräftig wie die Bedeutung war auch der Name des Edelweiß. Er wurde in Tirol geboren, da der Naturforscher K. E. von Moll die Bezeichnung 1785 erstmalig für Zell am Ziller nachwies. Geboren war ein echter Volksname,

der sich in der Frühromantik rasch über die ganze Alpenkette verbreitete und sich später sogar im Französischen durchsetzte. Ältere Schöpfungen wie *Födaweis* [Feder-] in Niederösterreich, *Jagerbleaml* in Salzburg oder gar das auf die Heilkraft anspielende *Bauchweahblaml* hatten keine Chance gegen das zugkräftige Edelweiß.

Tirols große Botaniker hoben den Ruhm des Edelweiß durch bedeutende Beiträge. Carl-Wilhelm von Dalla Torre (1850–1928), Autor zahlreicher Grundlagenwerke, wirkte als Pionier der Popularisierung alpin-botanischen Wissens, so in seinen vom DÖAV herausgegebenen „Anleitungen zum Beobachten und zum Bestimmen der Alpenpflanzen“, worin er auf die Herkunft des Edelweiß ausführlich einging. Auch Anton Kerner von Marilaun (1831–1898), der als Lehrstuhlinhaber in Innsbruck (1860–1878) und Wien bis zu seinem Tod hohen Ruf als Österreichs „Botaniker-Papst“ genoss, verdankte seine wissenschaftlichen Anfänge der emotionalen Begegnung mit Alpenrosen und Edelweiß. Auf einer ausgedehnten Fernwanderung quer durch die Alpen über mehrere Wochen hinweg – so berichtet Kerner – sei er als Dreizehnjähriger mit seinem nur zwei Jahre älteren Bruder völlig erschöpft nahe am Aufgeben gewesen, als plötzlich wie eine Fata Morgana Alpenblumen auftauchten: „Längs der Legföhrendickichte zog ein Saum von Alpenrosengebüschen hin, und einige Schritte weiter sah ich aus Ritzen der schroffen Kalkmauern die reizende *Potentilla clusiana* und das zottige Edelweiß herabwinken. Alle Müdigkeit war jetzt verschwunden und vergessen. Jeder Schritt brachte einen neuen Fund und von jeder Felswand blickten neue, nie gesehene Pflanzenformen mir entgegen.“

Das Edelweiß unterschied sich von der übrigen Alpenflora durch sein Aussehen, da es sich in die alpine Flora und Geologie schlicht-zurückhaltend einfügte. Es leuchtete Alpinisten nicht wie Alpenrosen oder Enzian durchdringend rot oder tiefblau entgegen, sondern zeigte ein bescheidenes, beinahe unscheinbares Weiß. Dafür war sein Blütenkleid charakterisiert durch reiche Ausdifferenzierung, da dem Edelweiß Form und Behaarung der robust-feingliedrigen Blütenblätter um das Blütenkörbchen sinnliche Qualität verliehen. Die fellartige Haptik der Blüte nahm sich beinahe wie ein Zwischenglied zwischen Pflanze und Tier aus. Treffend daher der botanische Name *Leontopodium alpinum*, Löwenfüßchen, der das katzenhafte Imprinting der Blume in der alpinen Umgebung wiedergibt. Die raffinierte Schlichtheit erhob das Edelweiß zur „bürgerlichen Blume“, deren zurückhaltender Auftritt sich von aristokratischeren Gewächsen wie Rosen, Lilien oder Orchideen abhob. Das Edelweiß war das alpine Pendant zu bürgerlichen Gartenblumen wie Vergissmeinnicht, Veilchen oder Asters, die im Biedermeier zu großer Wertschätzung gelangt waren.

## Träger vielfältiger Bedeutungen

Bemerkenswert freilich, dass ausgerechnet eine Blume zur Verkörperung des Alpineren aufrückte, die weit eher als Ausdruck der eurasischen Bergwelt gelten kann. Denn die Ursprungsheimat des Edelweiß liegt in den Hochflächen und -gebirgen Südwest- und Zentralasiens sowie am Himalaja, also doch näher am Fujiyama, als dies Toni Sailer glaubhaft machen wollte. Wie E. M. Kronfeld in seinem Klassiker „Das Edelweiß“ (1910) lapidar festhielt, sei es „nicht eine europäische, sondern eine asiatische Pflanze“ und somit „ein Einwanderer“. Damit war auch die Auffassung, hier handle es sich um den genuinsten Ausdruck der Alpennatur, deutlich relativiert, zumal das Edelweiß auch in den Pyrenäen, in den Karpaten und am Balkan anzutreffen ist. Für seinen Erfolg aber war die weite Verbreitung ein maßgebender Faktor. Es gehörte keinem Land und keiner Region an, sondern kann weltweit als *die* Bergblume schlechthin gelten. Aber trotz asiatischer Provenienz und seines Vorkommens von Indien bis China blieb das Edelweiß vor allem mit dem Alpenraum verbunden. Hier war es im Osten bis zur Raxalpe anzutreffen, in den Zentralalpen im Bereich der Tauern, in Bayern vor allem im Allgäu, Karwendel und Berchtesgadener Land, in Tirol war die Verbreitung zwar dicht, aber nicht durchwegs gesichert und wies etwa im östlichen Wettersteingebirge Lücken auf, seine bevorzugte Heimat aber waren die südlichen Kalkalpen, zumal die Dolomiten.

Die äußere Schlichtheit des Edelweiß verknüpfte sich freilich mit erheblicher Ambition: Das Edelweiß gedeiht zwar auch im alpinen Grün von Almen und Wiesen, sein zentraler Standort aber liegt im Bereich zwischen 1800 und 2200 m und damit im beginnenden Hochgebirge. Es findet sich im felsigen Gelände und direkt in Bergwänden, sodass es nicht immer leicht zu pflücken, sondern oft nur mit einigem Risiko zu erlangen ist. Das Edelweiß umgab mithin also auch die Aura des Heroischen, denn wer es pflückte, begab sich womöglich in Gefahr. Bürgerliche Schlichtheit, Stolz und Gefahr waren mithin jene Anmutungen, die die Karriere des Edelweiß um 1860 deutlich förderten.

Das Edelweiß verknüpfte gesellschaftliche Leitwerte: Schlichte Schönheit und Reinheit, Entlegenheit und Genügsamkeit, Adel und Volksnähe, Einsamkeit ohne Arroganz, umflort von einem leichten Hauch der Exotik. Eine Blume also, die Gegensätze überbrückte und Widersprüche überstand, die florale Projektion eines komplexen Jahrhunderts, das sich in seiner Techniqueuphorie ebenso wenig überbieten ließ, wie in seiner Naturverehrung.

Im Alpenraum, zumal in Tirol, schienen seine Genügsamkeit und Bodenständigkeit, sein Ausharren auch unter schwierigsten Bedingungen den Charakter des Landes unmittelbar auszudrücken. So wurde nachdrücklich betont, dass das Edelweiß nur in bestimmten Höhelagen gedeihen könne. Verpflanze man es hingegen ins Flachland, so büße es seinen Charakter unweigerlich ein. Auf den humusrei-

chen Böden der Ebene verwandle sich seine strahlend-weiße Farbe in ein schmutziges Grau, es schwinde auch sein pelziger Blütenbewuchs, sodass die Bergblume zur degenerierten Zweit-Version des Originals verkomme. Das aus seinem Lebensraum in die Ebene transferierte Edelweiß erinnere „in seiner kränklichen Erscheinung dann meist an jene gefangenen Vögelchen, die der egoistische Mensch, ihren Freiheitsdurst nicht achtend, im Käfig dahin schmachten lässt. Dem Edelweiß kann kein Gartenbeet die ozonreiche Luft und das intensive Licht seiner Heimat ersetzen.“ In so eindringliche Bilder fasste der Edelweiß-Kenner J. Zawodny-Rotholz 1897 in den „Innsbrucker Nachrichten“ seine Beobachtungen, die gesunde Naturwüchsigkeit und zivilisatorische Dekadenz dichotomisch einander gegenüberstellten. Ein klassischer Topos des 19. Jahrhunderts, der auch in dem viel gelesenen Heidi-Buch von Johanna Spyri wiederkehrte. Heidi und Edelweiß – beide waren sie Geschöpfe der Alpen, deren Verpflanzung ins Flachland und in die Großstadt nur zu depressiver Verkümmerng führe. Und für das Edelweiß zog Rotholz das Fazit: „Diese Zähigkeit oder sagen wir besser; die Freiheits- und Heimatliebe des Edelweiß kann nun unmöglich den Ärger des wahren Pflanzenfreundes wachrufen; im Gegenteil, sie erregt die Bewunderung desselben geradeso wie man z. B. die Orchideen umso höher schätzt, je mehr Pflege sie beanspruchen und je schwerer sie sich einbürgern.“

Das Edelweiß erwies sich damit als Blume der Integration, die Anspruch und Bescheidenheit, Bürgerlichkeit und Aristokratie, Bergwelt und Tal, Schönheit und Zurückhaltung zu einem Strauß wechsellvoller Eigenschaften verband. Und für Tirol war sie bereits um 1880 ein Ausweis der eigenen Identität, in ihr blühten jene Bodenständigkeit, Beharrlichkeit und Treue, die Gelehrte und Dichter dem Lande gerne zuschrieben. Diesen Anspruch verdeutlicht eine Strophe aus dem Gedicht „Gruß“, den die literarisch inspirierten Ethnografen Ludwig Steub und Ludwig Hörmann 1877 ihren Lesern als Tiroler Willkomm’ darbrachten:

So lass’ die Wandrer gastlich zu Dir kommen –  
In Deinen Hütten, rebengrün umlaubt,  
In deinen Städten sei’n sie aufgenommen,  
Flicht ihnen Deiner Almen Wuchs, den frommen,  
Die Raute, Speik und Edelweiß ums Haupt  
Und schenk’ den Scheidenden ein ‚Fahre wohl,  
Auf Wiederseh’n!’ , Du treues Land Tirol!

Die Bewunderung für das Edelweiß hatte freilich zur Folge, dass es nicht nur distanzierte Bewunderung erfuhr, sondern zum alpinen Souvenir Nr. 1 aufrückte. „Fahre wohl“ hieß es bereits um 1880 in Tirol und anderen Alpenländern für unzählige Edelweiß, die sorgfältig gepflückt, achtlos ausgerissen oder deren Be-

stände systematisch geplündert wurden. An der Bedrohung der Blume erwies sich erstmalig in aller Dringlichkeit der notwendige Schutz vieler Arten der Alpenflora, sodass die Edelweiß-Manie auch die ersten Anläufe zum Naturschutz zeitigte. Das vom Salzburger Landtag erlassene „Gesetz betreffend den Schutz der Pflanze Edelweiß vom 17. Februar 1886“ markierte den Anfang eines gesetzlichen Naturschutzes, der bald auch in anderen Ländern umgesetzt wurde.

## „Österreichs Kaiserblume“

Die kleine alpine Blume gelangte zu höchster Wertschätzung dank einer Monarchin, die als der Inbegriff der „tragischen Kaiserin“ gilt. Elisabeth von Österreich war in der Blüte ihrer Jugend aus der Volks- und Naturnähe der bayerischen Heimat als Gemahlin von Kaiser Franz Joseph I. an den Wiener Hof gelangt. Nach dem bereits zu ihren Lebzeiten aufsteigenden Sissy-Mythos verkümmerte ihre vitale Persönlichkeit in der Etikette des Wiener Hofes, sodass sie nur auf rastlosen Reisen, in sportlicher Tätigkeit und in der Natur zu sich selbst fand. Die Erzählung vom emotionalen Kältetod in höfischer Etikette ist freilich zu klischeehaft, als dass sie sonderlich glaubhaft wäre. Immerhin aber trifft zu, dass die Kaiserin ihren Sommeraufenthalt gerne in den Alpen, zumal in Tirol, nahm und dabei Meran bevorzugte. Sie unternahm dann Ausflüge ins Hochgebirge und war eine Liebhaberin der Blume. Die Vorliebe der hohen Frau für die schlichte Alpenblume faszinierte die Zeitgenossen, die darin den Beleg für Sissys Zuneigung zum Volkstümlichen und Authentischen sahen. Auch der Aufstieg in höchste Sphären führe unweigerlich zur Natur zurück, sodass auch hochadeliges Blut dem einfachen Äpler keinesfalls überlegen sei. Dank ihrer Naturnähe hätten einfache Bauern und Bergbewohner dem in höfischem Luxus lebenden Adel vieles voraus, sie seien dem Himmel und der Erfüllung näher.

Beinahe vollkommenen Ausdruck gewinnt die Mehrdeutigkeit des Edelweiß in einem Porträt von Kaiserin Elisabeth von Österreich, das Franz Xaver Winterhalter 1865 malte. Es zeigt die junge Kaiserin im Halbprofil, den Kopf dem Betrachter von der Seite her zugewandt. Das prachtvolle, zu Rüschen gebauschte Seidenkleid unterstreicht den Adel der Erscheinung, betont durch das schulterfreie Dekolleté der Kaiserin, in dem sich Erotik aber kaum andeutet. Der Blick der Porträtierten in ernster Freundlichkeit, der eindringliche Gesichtsausdruck mit Anklängen von Mädchenhaftigkeit schließen Volksnähe und Entrückung von Sissy gleichermaßen in sich. Das Haupt der Kaiserin wird nicht von einem Diadem gekrönt, sondern von ihrem eigenen, in reicher Fülle über den Nacken bis in die Rückenpartie fallenden Haar. Seine Kraft, ohne Färbung und kunstvolle Frisur, kontrastiert die höfische Robe. Die Fülle des Haares erweist sich als das eigentli-



Abb. 11: Kaiserliches Edelweiß  
in Sissis Haar

che Selbst der Kaiserin, deren innere Natur höfische Etikette überwindet. Das scheinbar Naturschöne war freilich das Resultat intensivster Pflege, die angeblich drei Stunden am Tag unter der Hand der Lieblingsfriseurin Fanny Angerer beanspruchte.

Die Balance zwischen Selbstzwang und Natur wird pointiert durch den Haarschmuck von Elisabeth: Die Kaiserin trägt keine Edelsteine, sondern in die Haarwellen eingeflochtene Edelweiß, die wie Lichtpunkte die schwarzbraune Fülle durchziehen. In dieser Wahl zeigt sich die Alpenblume als genuiner Ausdruck der entrückten und doch volksnahen Monarchin, deren Blumenschmuck die Spannung von Ferne und Greifbarkeit vollendet zum Ausdruck bringt. Die Majestät der königlichen Erscheinung und der alpinen Höhe gewinnen in dem Haarschmuck vollendeten Ausdruck.

Gleichwohl blieb das Edelweiß nicht nur die Vorliebe von Elisabeth, sondern auch ihres Mannes, Kaiser Franz Joseph I. Als das noch

junge Kaiserpaar 1856 einen Ausflug auf den Pasterzengletscher unternahm, brach der Kaiser angeblich von einem steilen Felsen herrliches Edelweiß und überreichte es der Kaiserin mit den Worten: „Das erste in meinem Leben, das ich selbst gepflückt.“ (E. M. Kronfeld). Dichter Adolf Beck erhob das Edelweiß 1880 sogar zur Kaiserblume und zum Unterpand der Treue (Deutsch)-Österreichs zu seinem Kaiserhaus: „Elatior! Ein Kind der Wolkensphären! Der Treue Bild, bestimmt zum ew'gen Währen: Rein Edelweiß ist Österreichs Kaiserblume!“

## Blume der Heimat-Verteidigung und Militanz

Um 1900 rückte das Edelweiß, die Blume bürgerlicher Schlichtheit und höherer Sphären zugleich, in eine Dimension der Militanz ein. Die Blume der Integration, der Überwindung unterschiedlicher Sphären von Natur und Stand, gewann eine kämpferische Färbung, als Ausdruck von Heimat und eines zu verteidigenden Territoriums.

Der politische Zeitgeist hatte sich deutlich gewandelt: In einem historischen Moment gesteigerter Nationalismen und Militarisierung wurden auch harmlose



Blumensymbole neu interpretiert und ihre Bedeutung zugespitzt. Dies galt etwa für die Kornblume, deren blaue Blüte als Ausweis deutschnationaler Gesinnung von den Anhängern des radikalen Georg von Schönerer in den deutschen Alpenländern demonstrativ am Revers getragen wurde. In ähnlicher Weise wurde nun auch die Nelke von der Linken, von Sozialisten und Sozialdemokraten, in Beschlag genommen und bei den ab 1890 auflebenden Maifeiern ans Revers geheftet.

Das Edelweiß war dank seiner geografischen Bindung keiner politischen Richtung zuzuschreiben, sondern stand klassen- und parteiübergreifend für Bodenständigkeit, Inbesitznahme großer Höhe und Wagemut der Blumenfreunde. Mit der Aufstellung von Gebirgstruppen in den verschiedenen Armeen erwies sich die Blume als geeignetes Zeichen, um die neuen Verbände von den bestehenden Truppenteilen abzuheben.

Bereits 1907 kennzeichnete das Edelweiß die österreichische Hochgebirgstruppe, seine eigentliche Stunde aber schlug bald nach Beginn des Ersten Weltkriegs. Nach dem Einsetzen der Kampfhandlungen waren zunächst die weiten Ebenen in West und Ost die wichtigsten Schauplätze des Krieges, die Ebenen Flanderns, Galiziens und Ostpreußens. Dies änderte sich schlagartig mit der Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn im Mai 1915. An der neuen Südfront konzentrierten sich die Gefechte hauptsächlich an den Frontlinien im Karstgebiet im Raum von Isonzo, zugleich rückten nun die Tiroler Berge in den Mittelpunkt der Kampfhandlungen. Bereits im Sommer 1915 versuchten italienische Truppen, ins Hochpustertal vorzudringen, als Auftakt eines zweieinhalb Jahre dauernden Stellungskrieges in den Dolomiten. Die Hochregion des Edelweiß war damit zur Kampfzone geworden und auch die Blume selbst rückte bald zum Symbol des umkämpften Hochgebirges auf. Da die Gebirgsfront bereits seit Herbst 1914 von regulären österreichischen Truppen weitgehend entblößt war, musste die Tiroler Selbstverteidigung in die Bresche springen. Standschützenkompanien, bestehend aus Jugendlichen und Männern oft weit über 40, übernahmen wichtige Verteidigungsaufgaben.

In dieser Notsituation war die Unterstützung durch das Bayerische Alpenkorps sehr willkommen, einer neu aufgestellten Einheit von Gebirgsjägern, deren Mannschaften von der Westfront abgezogen und unter dem Kommando von General Krafft von Dellmensingen zur Gebirgstruppe neu formiert wurden. Bereits im Juli 1915 marschierte das Alpenkorps im südlichen Tirol ein und bezog Stellungen an der Dolomitenfront, vor allem im Pustertal. Für die verlegten Mannschaften des soeben gebildeten Korps war die neue Aufgabe eine beträchtliche Umstellung, die meisten Soldaten waren aber auch erleichtert, da sie aus dem Massenkampf der Westfront in einen vergleichsweise weit unblutigeren Gebirgskrieg wechselten und von der örtlichen Bevölkerung freudig aufgenommen wurden.

Im Juli 1915 überreichte das Landesverteidigungskommando Tirol dem Kommando des Alpenkorps 20.000 Edelweißabzeichen, als Zeichen für den Zusam-

menhalt der kämpfenden Truppe und die neue Waffenbrüderschaft zwischen Österreich und Bayern. Die Führung des Alpenkorps nahm das Symbol der Verbundenheit gerne entgegen und Kommandeur Krafft erlaubte den Soldaten das Tragen des Abzeichens, das auch die innere Identifikation der soeben gebildeten Einheit festigen konnte. Berlin reagierte auf den Antrag zum Führen des Edelweiß jedoch ungehalten. Die Anträge wurden abgelehnt, mit der gleichzeitigen Aufforderung, das Abzeichen wieder abzulegen, bis der Kaiser eine Entscheidung getroffen habe. Dem Kriegsministerium war diese allzu umstandslose Waffenbrüderschaft des Südens offenbar suspekt. Krafft ließ sich davon aber nicht abschrecken: Seine Gegendarstellung betonte den besonderen Charakter der Schenkung, die das Landesverteidigungskommando ausgedrückt habe. Man könne das Geschenk nicht zurückweisen, ohne dass dies von österreichischer Seite als mutwillige Unfreundlichkeit bewertet werde. Da das Preußische Kriegsministerium auf das Schreiben nicht reagierte, trugen die Angehörigen des Alpenkorps weiterhin das inkriminierte Abzeichen, bis dann am 14. August 1915 die kaiserliche Genehmigung zum Tragen des Edelweiß-Abzeichens an der Kopfbedeckung einging.

Das Alpenkorps behielt das Abzeichen auch in seinen Nachfolgeeinheiten nach dem Krieg. Seine Träger führten den stolzen Titel „Blumenteufel“, da sie nach eigener Einschätzung einen Kampfgeist bewiesen, der sich aus keiner Stellung werfen ließ, sondern sich mit edelweißartiger Zähigkeit am Territorium festkrallte, wie dies in Gelegenheitsgedichten bekundet wurde:

Auf hoher steiler Felsenwand ,  
Daheim bei uns im Alpenland,  
Da wo die Gamsen springen  
Und sich kühn die Adler schwingen.

Dort wächst ein Blümlein schön,  
Wie'n Stern ist's anzuseh'n  
Es ist ein stolzes Reis,  
Genannt: Das Edelweiß.

Auch stolz trägt es der Mann im Feld,  
Den's Alpenreich dem Kaiser stellt.  
Zu treu'n Kämpfern hat's uns gemacht,  
Den Titel Blumenteufel eingebracht.

Das Oxymoron „Blumenteufel“ vereinte die Gegensätze von sanfter Flora und höllischer Kampfkraft und fand im Edelweiß jenes Symbol, das die scheinbaren Widersprüche aufhob.

## Auf braunem Grund: Im Dienst von Reaktion und NS-Deutschland

Nach dem Krieg begann eine anhaltende Edelweiß-Konjunktur. Die Blume, deren Stern durch das Stahlbad der Kämpfe geführt hatte, stand nun erst recht für Kühnheit und kämpferischen Wagemut. Dabei war der Symbolgehalt der Blume vor allem restaurativ eingefärbt. In München trugen paramilitärische Wehrverbände wie die Freikorps Oberland und Werdenfels, die 1919 gegen die Räterepublik von Ministerpräsident Kurt Eisner kämpften, das Edelweiß als Ausweis trutziger Heimatbindung gegen die vaterlandslosen „Roten“.

Auch in Tirol äußerte sich der Widerstand gegen die Folgen des Ersten Weltkriegs, vorab gegen die Teilung des Landes, im demonstrativen Tragen der Alpenblume. Im südlichen Tirol konstituierte sich die politische Formation des „Deutschen Verbandes“, zu dem sich die bisherigen Parteien der Christlichsozialen, Konservativen und Deutschfreiheitlichen zusammenschlossen, als gemeinsame Vertretung aller Südtiroler. Naheliegender daher, dass der „Deutsche Verband“ das Edelweiß als Parteiabzeichen übernahm, um damit den Widerstand der Südtiroler gegen die im Friedensvertrag von St. Germain verfügte Zerreißung des Landes und gegen die drohende Italianisierung seiner Bewohner zum Ausdruck zu bringen.

Über den zentralen Alpenraum hinweg kündete das viel getragene Edelweiß vom Selbstbehauptungswillen der Deutschen, die sich nach dem verlorenen Krieg dem Druck der Zeitläufe nicht beugten. Es wurde zur Blume des Revisionismus, die auch in der aufsteigenden NS-Bewegung eine feste Rolle einnahm. Das Edelweiß wurde sogar als Hitlers Lieblingsblume propagiert, wie in dem Lied „Adolf Hitlers Lieblingsblume ist das schlichte Edelweiß“. Dies traf zwar keinesfalls zu, da Hitler vor allem Orchideen schätzte. Trotzdem überreichten nach dem „Anschluss“ Österreichs 1938 und dem triumphalen Einzug Hitlers in der „erlösten Ostmark“ zahlreiche Kinder dem „Führer“ Alpenblumensträuße mit Edelweiß.

Immerhin aber bewiesen jugendliche Opponenten im Dritten Reich neuerdings die Mehrdeutigkeit des Edelweiß. Arbeiterjugendliche im Industrieviertel des rheinisch-westfälischen Kohlenpotts, also fernab der alpinen Edelweiß-Revier, formierten sich zu „Edelweißpiraten“, die das Regime ablehnten und sich mit der „Hitler-Jugend“ anlegten.

Dennoch überwog bis 1945 die militante und regimekonforme Konnotation der Alpenblume. So trug die 1935 neu errichtete Erste Gebirgsdivision wie bereits das Alpenkorps im Ersten Weltkrieg das Edelweiß an der Mütze und verlieh ihm in überaus brutalen Kampfeinsätzen eine düstere Aura. Kommandeur der Ersten Gebirgsdivision, die aus einer Gebirgsbrigade hervorging, war General Hubert Lanz (1896–1982), der im Ersten Weltkrieg beim Alpenkorps gedient hatte. Der von seinen Soldaten vergötterte Lanz führte die Division bei Kriegsbeginn 1939 zunächst gegen Polen und Frankreich, bis dann mit dem „Unternehmen Barbaros-

sa“, dem Angriff auf die Sowjetunion, am 22. Juni 1941, die erste große Bewährungsprobe auf die Erste Gebirgsdivision zukam. Die Einheit mit einer Gefechtsstärke von 14.864 Mann galt bald als Inbegriff für Mut und Draufgängertum. Nach der Durchbruchsschlacht bei Charkow stieß die „Edelweißtruppe“ bis zum Kaukasus vor und hisste die Reichskriegsflagge sogar auf dem 5633 m hohen Elbrus, den Lanz in „Adolf-Hitler-Spitze“ umbenennen wollte.

Die Gebirgsjäger traten nach dem Überfall auf die Sowjetunion auch am Balkan und in Griechenland durch rücksichtsloses Vorgehen hervor und hinterließen bei der Partisanenbekämpfung eine Spur des Todes, an der sich auch Tiroler, die in den Einheiten dienten, beteiligten. Schließlich war die Edelweiß-Division für eine schreckliche Episode des Kriegs am Mittelmeer verantwortlich. Nach dem Ausstieg Italiens aus der „Achsenpartnerschaft“ mit dem Dritten Reich im September 1943 ergaben sich italienische Truppen in Italien und im Mittelmeerraum zumeist rasch den deutschen Einheiten. Nicht so auf den Inseln Korfu und Kefalonia, wo sich die italienischen Einheiten gegen die Entwaffnung durch die Deutschen zur Wehr setzten. Die früheren Bündnispartner reagierten mit besonderer Brutalität. In nur vier Tagen wurden 4000 italienische Soldaten systematisch erschossen, 5000 gingen in Gefangenschaft, wovon viele gleichfalls umkamen.

## **Symbol von Heimat und Kommerz**

Nach 1945 kehrte die Sinngebung des Edelweiß wieder zu friedfertigen Ursprüngen zurück und wurde jeder militanten Bedeutung entkleidet. Nach den Schrecken des Krieges war seine sanfte Zähigkeit ein Sinnbild dafür, wie Beharrlichkeit und Mut den Aufstieg auch aus einer Welt in Trümmern neu eröffnen konnten. Zugleich fügte sich die Blume perfekt in die erneuerte Heimat-Welle ein, die bald nach 1950 Öffentlichkeit und Konsum durchdrang. In Deutschland und Österreich schlug nach 1950 auf vielen Ebenen die Stunde der Heimat, der Hochschätzung ländlich-kleinräumiger Lebenswelten, die, von den Schrecken des Krieges nur gestreift, den verstörten Gemütern Halt und Heilung versprachen. „Heimat“ war zudem das schmerzliche Sehnsuchtswort für Millionen Vertriebene, die ihre Wohnorte oft in kürzester Zeit hatten verlassen müssen.

Die Alpen in ihrer Kraft und Ursprünglichkeit erschienen besonders heimatträchtig, als Quellort von Gesundung und Wiederherstellung, das Edelweiß aber bildete die Essenz der Heilkräfte des Berges. Der Tourismus, der in Deutschland um 1950 auflebte, beförderte die Heimat-Bilder nach Kräften, zumal seine frühen Ziele in den Alpen, in Bayern und in Österreich lagen. In Tirol schossen ab den Fünfzigern die Garnis, Pensionen und Hotels mit dem Namen „Edelweiß“ zu Dutzenden aus dem Boden, während auf der medialen Ebene Filme wie „Almrausch

und Edelweiß“ (H. Reinl, 1955) oder „Dort oben, wo die Alpen glühen (Otto Mayer, 1956) den neuen Heimat-Mythos beförderten. Die Filme spielten oft genug im Reich des Edelweiß, dem passenden Ort für dramatische und emotionale Höhepunkte, die aber stets versöhnlichen Ausgang nahmen.

Auch die politische Karriere des Edelweiß dauerte nach 1945 fort, da südlich des Brenners die Südtiroler Volkspartei (SVP) die Blume als Parteiabzeichen wählte, wie dies bereits der bis 1926 in Südtirol bestehende „Deutsche Verband“ getan hatte. Die Anfang Mai 1945 gegründete SVP war die politische Vertretung der deutschen und ladinischen Volksgruppe, deren eindringlicher Wunsch nach Wiedervereinigung der getrennten Landesteile von Südtirol mit Nord- und Osttirol auch nach dem Zweiten Weltkrieg unerfüllt blieb. Da die Rückkehr zu Österreich scheiterte, setzte sich die SVP für die im Pariser Abkommen zwischen den Außenministern Karl Gruber und Alcide De Gasperi 1946 in Aussicht gestellte Autonomie ein, die 1948 in einem ersten, noch unbefriedigenden Statut im Rahmen der Region Trentino-Südtirol gewährt wurde. Der Kampf um eine verbesserte Autonomie beherrschte nach 1946 25 Jahre lang die politische Agenda des Bundeslandes Tirol und Südtirols, bis mit dem Zweiten Autonomiestatut 1972 eine wesentlich verbesserte Rechtsgrundlage zum Schutz der deutschen und ladinischen Sprachgruppe errungen wurde, als Vorstufe einer Territorialautonomie, die allen Bürgern des Landes zugutekam. Der Anteil der österreichischen Regierung und der Tiroler Politiker am mühsam erkämpften Resultat war überragend, da sie den zähen Einsatz von SVP-Spitzenpolitikern wie Silvius Magnago (1914–2010) und Alfons Benedikter (1918–2010) massiv unterstützten. Ohne die Hilfe Österreichs, das mit Außenminister Bruno Kreisky 1960 die Causa Südtirol bis vor die UNO trug und bei der römischen Regierung unentwegt intervenierte, wäre der Erfolg nicht denkbar gewesen. Auch die Hilfe der Tiroler Politik mit Staatssekretär Gschnitzer, Landeshauptmann Wallnöfer und der omnipräsenten Viktoria Stadlmayer war maßgebend für den Erfolg.

Im unwegsamen Gelände des Autonomiekampfes wirkte das Edelweiß als motivierendes Parteiabzeichen, das den enormen Zulauf der regionalen Volkspartei beflügelte. Die SVP erzielte unter allen Parteien Europas den wohl höchsten Organisationsgrad und zählte in Glanzzeiten bis zu 80.000 Mitglieder. Der mit dem Edelweiß geschmückte Parteiausweis bekundete den Willen zur Selbstbehauptung der Südtiroler, die bei Parlaments-, Landtags- und Gemeindewahlen dem Appell „Wählt Edelweiß!“ beeindruckend geschlossen Folge leisteten. Zugleich verlieh die weiße Bergblume den Zielen der SVP höhere Weihen und hob sie über den Rang einer politischen Interessen- und Zweckgemeinschaft hinauf in die Sphäre einer Bewegung, die sich einer gerechten Sache verschrieben hatte. Das Edelweiß war der Leitstern, dem „gute Südtiroler“ zu folgen hatten, wenn sie das Überleben und die Selbstbehauptung ihrer Volksgruppe wünschten. Auch die rö-

mische Regierung und italienische Parteien registrierten beeindruckt Integrationskraft und Geschlossenheit des *partito della stella alpina*, dessen Kompaktheit sich von der zersplitterten Struktur vieler italienischer Parteien deutlich unterschied.

Mit wachsendem Erfolg der Südtirol-Autonomie ab 1990 und dem enormen Einflussgewinn der SVP erschien die bescheidene Blume für den dynamisch-effizienten Machtapparat der Partei nicht mehr angemessen. Bemerkenswert, dass im Zuge der Entwicklung der Südtiroler Mehrheitspartei auch der Parallelbegriff „Edelweiß“ in den Hintergrund rückte und das technische, wenig wärmende Kürzel „SVP“ zunehmend dominierte.

Am Beginn des 21. Jahrhunderts war die Bedeutung des Edelweiß insgesamt verschwommener als in den 150 Jahren zuvor. Der inflationäre Einsatz der Blume in zahlreichen Begriffs- und Bedeutungsfeldern hatte die appellative Kraft des Edelweiß weitgehend aufgezehrt. Denn inzwischen stand die Blume für all zu vieles, war sie doch vom Träger der Werthaltigkeit und Beständigkeit zum Logo für Konsum und Lebensstil geworden. Als Ausdruck des Alpinen taugte das Edelweiß nur mehr begrenzt, seine Strahlkraft war verblasst, seine Faszination auf andere Träger übergewechselt. Die Blume taugte bevorzugt als ironisches Zitat, so etwa in dem Hit der „Ersten Allgemeinen Verunsicherung“, einer der Speerspitzen des Austro-Pop:

Sepp, Sepp, are you ready for the Nepp?  
Die Zukunft liegt im Alpenrap.  
Sepp, Sepp mach sie heiß  
Mit Deinem Edelweiß!

Heiß machte das Edelweiß zu dieser Zeit längst nicht mehr, es war vertrocknet zur nostalgischen Erinnerung an die Aufbruchsjahre und Hochzeit des Alpinismus. Nach dem Tod von Toni Sailer nahm eine große Zahl von Angehörigen, Freunden und Verehrern Abschied vom vormaligen Skigott, der die letzten Lebensjahre im Schatten einer schweren Krankheit mit großer Tapferkeit durchlitten hatte. Der würdevolle Abschied erhielt eine peinliche Note, als am Sarg als Abschiedsgruß „Am Fujiyama blüht kein Edelweiß“ plötzlich aus Lautsprechern tönte. Die 1965 noch zugkräftige Alpenhymne wirkte nur mehr als peinliche Erinnerung, als hätte man mit Sailer auch die vormalige Ikone des Alpinen zu Grabe getragen. Dennoch lebt das Edelweiß auch heute noch als ermutigendes Hoffnungssignal fort. So 2011 in Matri/Osttirol, wo das Hilfsprojekt ‚Edelweiß‘ jungen Asylanten, Flüchtlingen und Asylwerbern neue Perspektiven vermittelt. 16- bis 20-Jährige aus Afghanistan, Nigeria und Tschetschenien erhalten dort Einblick in verschiedene Berufsfelder, durchlaufen Schnupperkurse und schöpfen auf Ausflügen in den Naturpark Hohe Tauern Kraft und Lebensmut. In solchen Zusammenhängen gewinnt das abgenutzte Symbol einen Teil der alten Strahlkraft zurück.

Das Edelweiß war ein Wegbegleiter Tiroler Identität, im Land getauft und dennoch nicht ihm allein zugehörig, als Symbol bodenständig und dennoch nicht auf Tirol beschränkt, universal in der Vielfalt seiner Bedeutungen, anschaulich und dennoch nicht fassbar, als einer der Mythen, die fest verortet sind und dennoch ins Allgemeine weisen.

### **Weiterführende Literatur:**

- Handel-Mazzetti, Heinrich, Das Edelweiß und seine Herkunft, in: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, 57 (1926) 10–22.
- Hegi, Gustav, Illustrierte Flora von Mitteleuropa, Pteridophyta Spermatophyta, Band VI, Angiospermae. Dicotyledones 4, Teil 3, Berlin-Hamburg 1964–1979.
- Heyl, Gerhard, Das Edelweiß, in: Deutsche Gebirgstruppen vom 1. Weltkrieg bis zur Gegenwart, hg. von Ernst Aichner (Veröffentlichungen des Bayerischen Alpenmuseums, 6), Ingolstadt 1983, 9–11.
- Kronfeld, Ernst Moritz, Das Edelweiß, Wien 1910.
- Meyer, Hermann Frank, Blutiges Edelweiß. Die 1. Gebirgsdivision im Zweiten Weltkrieg, Berlin<sup>2</sup>2008.
- Till, Wolfgang (Hg.), Dein Edelweiß, das macht mich heiß. Souvenir und Modelblume der Alpen, Wien-München 1997.
- Tschofen, Bernhard, Berg Kultur Moderne. Volkskundliches aus den Alpen, Wien 1999.

## 12. Eduard Wallnöfer und Silvius Magnago. Der Bauer, der Advokat und die Kunst des Machbaren

### Einführung

Landeshauptmann und Landesvater oder Landesfürst und Patriarch – das sind jene Begriffe, die Eduard Wallnöfer und Silvius Magnago am treffendsten beschreiben. Im Norden des Brenners zeugen unter anderem der erst kürzlich aufwändig neu gestaltete Eduard Wallnöfer-Platz vor dem Landhaus, der Eduard Wallnöfer-Preis für Forschung und Studium mit der Eduard Wallnöfer-Stiftung der Tiroler Industrie und das Eduard Wallnöfer-Zentrum für medizinische Innovation in Hall in Tirol von der Prominenz des Politikers. In Südtirol bleibt Magnago durch die Silvius Magnago-Akademie in Bozen, die Silvius Magnago-Stiftung, zahllose Preise und Auszeichnungen sowie Ehrenbürgerschaften in Erinnerung. Rund vierzig Jahre prägten die beiden Politiker die Geschehnisse ihrer Länder und gestalteten deren Zukunft entscheidend mit. Das Erbe sind zwei wirtschaftlich prosperierende Gebiete: Sie arbeiten zusammen in der Europaregion Tirol; das Schengener Abkommen relativiert die Staatsgrenzen; der Euro als gemeinsame Währung fördert den Einkaufstourismus nach Innsbruck bzw. Bozen. Vieles haben Wallnöfer und Magnago beigetragen, damit diese Gemeinsamkeiten möglich sind.

Doch andererseits manifestieren zahlreiche regionale Besonderheiten, dass aus den ehemaligen Brüdern Nachbarn geworden sind – Nachbarn, die auch so manches Mal in Konkurrenz zueinander stehen, bei denen unterschiedliche Mentalitäten manchmal hart aufeinandertreffen. Wallnöfer und Magnago haben die Jahrzehnte des Auseinanderdriftens aktiv gestaltet, durch gegenseitige Unterstützung die Bruderschaft glorifiziert und Südtirols Autonomie zum gangbaren Weg für eine gemeinsame Zukunft erklärt. Durch Durchlöcherung der Brennergrenze im Rahmen der fortschreitenden europäischen Integration stehen sich die von den Landesvätern hinterlassenen Regionen heute näher, als sie es nach 1918 jemals taten. Allerdings zeugen regionale Symbole und Identitäten mehr von den Unterschieden als von den Gemeinsamkeiten. Das Bundesland Tirol und Südtirol haben sich voneinander emanzipiert. Deutlich zeigt sich das an den unterschiedlichen, zum Teil auch schwierigen Erbschaften der Landesväter – seien es die Agrargeinschaften, die beschworene dynamische Autonomie oder der rechtspopulisti-



sche Ruck. Den gesellschaftlichen Wandel der letzten Jahrzehnte konnten die Politiker Eduard Wallnöfer und Silvius Magnago nicht antizipieren.

## Sozialisation in der Zwischenkriegszeit

Die Welt, in die Eduard Wallnöfer und Silvius Magnago hineingeboren wurden, sah in der Tat ganz anders aus. Es war eine bäuerliche, dörfliche Struktur, die das Tirol der k. u. k.-Monarchie prägte, doch es war längst keine heile Welt mehr. Zwar hatte sich die Lage der Bauern in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts zusehends verbessert – in Tirol verhalf der 1904 gegründete Bauernbund dem Bauernstand zu politischer Einflussnahme und Ansehen, doch das war nicht überall so. Vor allem in den kargen westlichen Tiroler Bergtälern konnten weder ausgeklügelte Bewässerungssysteme noch durchdachte Bodennutzungen die Bevölkerung ernähren. Es kam zu Armutswanderungen: Für den Vinschgau blieb die Schwabengängerei bis zum Ersten Weltkrieg ein prägendes Phänomen. Dieses sollte Eduard Wallnöfer, der am 11. Dezember 1913, ein Jahr nach seiner Schwester Aloisia, im Weiler Gschneir in Schluderns im oberen Vinschgau in Südtirol geboren wurde, zeitlebens prägen. Seine Eltern betrieben den Mairhof zusammen mit der Familie des Vaters – einen schlichten Bauernhof im kargen Vinschgau.

Auch in der „Gefürsteten Grafschaft Tirol mit dem Lande Vorarlberg“ wurde die k. u. k.-Epoche zusehends vergiftet durch wachsenden Nationalismus und Spannungen zwischen den im Vielvölkerstaat zahlreich vorhandenen Volksgruppen. Brisant war hier die Situation zwischen Welschtirolern und Deutschtirolern. Zugpferd wurde die „Italia irredenta“, die seit der Einigung Italiens 1870 Gebietsansprüche erhob. Vielen erging es wie der Familie Silvius Magnago sen.: Es ging um Assimilierung, darum, ein möglichst zweifelsfreies Deutschtiroler respektive österreichisches Bekenntnis abzugeben. Der Vater war ein aus dem Trentino stammender, aber freilich altösterreichischer Richter, der in Innsbruck studiert und im Nobelkurort Meran am k. u. k.-Bezirksgericht – perfekt zweisprachig – seine erste Stelle angetreten hatte. Er heiratete die aus politisch engagiertem Haus stammende Bregenzerin Helene Redler. Die Familie zog nach Bozen, wo der Vater bald Anschluss an die besten Deutschtiroler Kreise fand. Silvius, geboren am 5. Februar 1914 in Meran, wuchs damit als „Sandwichkind“ zwischen Maria und Selma in einer privilegierten gutbürgerlichen Familie von *austriacanti* auf.

Vom Ersten Weltkrieg bekamen Eduard und Silvius wohl kaum etwas mit. Allerdings stellten sich bereits im ersten Kriegsjahr die Weichen für das Leben Eduards auf der anderen Seite der künftigen Grenze: Der Vater fiel in der Bukowina, die Mutter heiratete 1919 einen Bauer aus Oberhofen in der Nähe von Telfs im nunmehrigen Nordtirol, die Kinder wurden 1920 nachgeholt. Für Eduard bedeu-

tete dies eine klassische Tiroler Kindheit, wo harte Arbeit an der Tagesordnung stand. Dennoch fiel Wallnöfer auch in der Schule positiv auf: Durch Fleiß und Intelligenz schaffte er es zum Vorzeigeschüler. Trotz wirtschaftlich schwieriger Zeiten kam er deshalb 1931 an die von Geistlichen betreute Landwirtschaftliche Lehranstalt in Imst, wo er die zweijährige Winterschule absolvierte. Hier, in beiden Jahrgängen Klassenbesten, sind Wallnöfers Wurzeln für seinen späteren Einsatz für Kirche und Ausbildung zu finden. Auch sonst hatte sich Eduard gut integriert: Er spielte in der Musikkapelle und wurde 1933 Jungbauernobmann, 1934 begann seine politische Karriere als Bezirksbauernkammersekretär, 1935 wurde er Bezirksjungbauernobmann von Imst und von 1936 bis 1938 war er Geschäftsführer der Landwirtschaftlichen Bezirksgenossenschaft, ebenfalls in Imst.

Ganz anders verlief demgegenüber Silvius Magnagos Kindheit. Die Gräben zwischen den Ethnien und Sprachgruppen vertieften sich in dem nunmehr durch eine Staatsgrenze vom Rumpfstaat Österreich abgetrennten Teil Tirols zusehends. Von seiner Familie Nino genannt, erlebt der Siebenjährige am 24. April 1921 am Rathausplatz in Bozen den Trachtenumzug, der als „Marsch auf Bozen“ in die Geschichte eingehen sollte. Vater Magnago musste sich in der Folgezeit schnell entscheiden: Die Kinder kamen noch vor den Zwangsdekreten in italienische Schulen, trugen schon bald die Balilla- und Piccole Italiane-Uniformen. Allerdings schrieb sich Silvius Magnago sen. nicht in die faschistische Partei ein, was ihn 1929 wegen drohender Zwangsversetzung dazu nötigte, in Frühpension zu gehen und als freier Anwalt tätig zu sein. Sohn Silvius besuchte derweil die Pflichtschule in Bozen, danach das Franziskanergymnasium, wo er 1936 maturierte. Er wurde zur italienischen Armee eingezogen und begann ein Studium der Rechtswissenschaft in Bologna, besuchte die Reserveoffiziersschule in Palermo und war dann bis Mai 1938 Reserveleutnant im Ersten Brigaderegiment, einer Eliteinheit des Duce in Rom. Hier lernte er seine spätere Ehefrau Sofia Cornelligen aus Essen kennen. Im Mai 1938 war er als strammstehender Soldat am Bahnhof in Rom beim ominösen Besuch Adolfs Hitlers bei Benito Mussolini anwesend, bei dem die beiden Staatsführer den Alpenhauptkamm zur natürlichen Grenze der Interessenssphären beider Länder erklärten und der Option den Weg ebneten.

## **Pflichterfüllung und Gehorsam**

Held oder Widerstandskämpfer, so meinte Magnago dem Erklärungsbedürfnis seiner Generation folgend in einem Interview 1994, sei er keiner gewesen. Den Schatten, der sich in seiner Erinnerung über die Entscheidungen in der Option und die Kriegsjahre legte, konnte Silvius nur mit Ausweglosigkeit, Pflichterfüllung und der Fähigkeit, irgendwie immer zurechtzukommen, begründen. Die Ab-

lehnung des italienischen Faschismus führte dazu, dass er 1939 für Deutschland optierte – seine Eltern waren Dableiber. Er konnte aber noch in Italien promovieren: Er dissertierte mit einem juristischen Vergleich der Rassengesetzgebung in Italien und Deutschland, was immer wieder zu bösen Gerüchten führte, die Magnago selbst mit dem Hinweis auf die Vorgabe des Themas durch den betreuenden Professor abzuschmettern versuchte. Als frischer Dr. jur. kam Magnago 1940 zur Wertfestsetzungskommission der Optanten nach Bozen, wo er akribisch korrekt die Arbeit verrichtete. Eine schnelle Karriere zeichnete sich ab, doch die Mitgliedschaft zur NSDAP beantragte er nie. Im Gegenteil zeigte er sich peinlich uninformiert, was die deutsche Geschichte und Rechtsprechung betraf, wie ein Gutachten von NS-Stellen in München bescheinigt.

Obwohl ihn Vorgesetzte für unabhkömmlich erklärten, meldete er sich 1940 freiwillig zur Musterung bei der deutschen Wehrmacht. Im Dezember 1943 kam die Einberufung, als Leutnant der Gebirgsjäger wurde er an die Ostfront verschickt. Im Oktober 1943 heiratete er während eines Fronturlaubs in Innsbruck und Landeck Sofia. Dann musste er wieder an die Ostfront. In der Nähe von Nikopol in der Ukraine wurde er durch eine Granate schwer verwundet. Ein Bein musste amputiert werden, zahlreiche Operationen folgten, bis Kriegsende blieb er in verschiedenen Lazaretten.

Pflicht und Gehorsam als Kennzeichen einer Generation schienen zur Ehrenrettung andererseits nicht mehr auszureichen, als 2005 die NSDAP-Mitgliedschaft Eduard Wallnöfers durch einen Artikel in der Zeitschrift „profil“ in der Öffentlichkeit bekannt wurde. Wallnöfer arbeitete „mindertauglich“ nach dem „Anschluss“ als Geschäftsführer des Braunviehzuchtverbandes in Innsbruck und als Wirtschaftsberater der Kreisbauernschaft Imst. Im letzten Kriegsjahr diente er als Funke in Salzburg, Vorarlberg und am Fernpass. Den Antrag zur Mitgliedschaft stellte er am 30. Juni 1938, zahlte zeitweise offenbar Mitgliedsbeiträge, am 26. August 1941 wurde die Aufnahme durch die Kreisleitung Imst empfohlen. Bis zum Abschluss des Verfahrens dauerte es noch bis zum 18. Februar 1944. Die Mitgliedschaft wurde mit Mitgliedsnummer 9.566.289 auf den 1. Jänner 1941 rückdatiert.

Im April 1946 gab er entsprechend der Meldepflicht für Parteimitglieder der NSDAP seine Anwärtschaft bekannt, suchte dann aber im Juni 1947 bei der Bezirkshauptmannschaft Imst um die Streichung aus der Nazi-Registrierungsliste an. Er argumentierte mit dem Paragraphen vier (Absatz 5 lit b.) des Nationalsozialistengesetzes von 1947 „Austritt von der Partei vor dem 1.1.1944“: Er habe, um eine Arbeit zu erhalten, um die Mitgliedschaft angesucht, aufgrund seines Dienstortwechsels nach Innsbruck jedoch nie Beiträge gezahlt. Dieser Argumentation, die in der Nachkriegszeit durchaus gängig war, wurde, gepaart mit der Annahme seiner positiven Gesinnung gegenüber der Republik Österreich – er war unmittelbar nach dem Krieg wieder Sekretär in der Bezirksbauernkammer und im

Bezirksbauernrat Imst sowie Mitglied des Gemeinderates von Obermieming – Folge geleistet: Im August 1947 erhielt er den Bescheid, dass er nicht der Registrierungspflicht unterliege: auch das gängige Praxis im Tirol der Nachkriegszeit.

Die an sich wenig brisante, wenn auch delikate Enthüllung beschäftigte 2005 Medien und Politik nicht nur in Tirol. Der eigentliche Skandal im Umgang mit Wallnöfers NS-Vergangenheit liegt in den Versäumnissen der Politik: Die Enthüllungen wurden als Hetzkampagnen gegen den amtierenden Landeshauptmann und Wallnöfer-Schwiegersohn Herwig van Staa hingestellt. Es gab weisungsgebundene Forschungsaufträge an das Tiroler Landesarchiv mit darauf folgenden, gemeinsamen und offiziellen Abschlusserklärungen zur Causa von Landespolitik und Landesarchiv. Ein Antrag der Grünen Forschungsförderungsmittel für eine gründliche Aufarbeitung der NS-Zeit in Tirol zur Verfügung zu stellen, wurde mit der Begründung abgelehnt, dass es kaum eine Zeit der Tiroler Geschichte gebe, die so gut erforscht sei wie die Zeit des Nationalsozialismus mit seiner Vor- und Nachgeschichte. Wie wenig die Forschungsergebnisse jedoch Teil des Tiroler Selbstverständnisses sind, zeigt das landesübergreifende mediale Echo zu Jahresende 2010 im Zuge der Anstaltsfriedhofsaffäre beim Psychiatrischen Krankenhaus in Hall: Erst die überregionalen Reaktionen auf dieses bereits seit Jahren laufende Projekt führten dazu, dass das Land Tirol nun als Eigentümerin der Tiroler Landeskrankenanstalten GmbH Forschungsgelder zur Verfügung stellt, die eine Aufarbeitung zumindest rund um die Ereignisse in Hall garantieren sollen.

## **Der Aufstieg der Charismatiker**

Jedenfalls zog Eduard Wallnöfer, der 1940 die Bauerntochter Luise Thaler geheiratet und deren elterlichen Hof in Barwies in Obermieming übernommen hatte, 1949 als vielversprechender Jungpolitiker in den Tiroler Landtag ein. Das nötige Ansehen dafür hatte er als Funktionär für den Tiroler Bauernbund, für den er in den ersten Nachkriegsjahren talentiert zahlreiche Reden gehalten hatte, erworben. Ab 1949 war er Landesrat und erhielt, wie nicht anders zu erwarten, das Landwirtschaftsreferat. 1958 wurde er zum Obmann des Tiroler Bauernbundes gewählt und trat damit an die Spitze jener Organisation, die für ihn schlichtweg Lebensphilosophie bedeutete. 1961 übernahm er zudem das Südtirol-Referat. 1963 trat der 50-jährige die Nachfolge des überraschend verstorbenen Landeshauptmannes Hans Tschiggfrey an. Unter dem Motto „der Bauernbund ist älter als die ÖVP“, aber auch „die ÖVP ist das Klavier, auf dem der Bauernbund spielt“ begann die lange Ära Wallnöfer: In seinen eigenen Worten eine Ära der „gelenkten Demokratie“. Kritiker empfanden sie als defekte Demokratie und prangerten das Demokratiedefizit in Tirol an.

Ähnlich, aber nicht so durchgängig, verlief auch Silvius Magnagos politische Karriere nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Er kehrte mit seiner Frau nach Bozen zurück, wurde im November 1945 Mitglied der neu gegründeten Südtiroler Volkspartei und bald einer ihrer ersten Angestellten – als Übersetzer. Allerdings gaben in der SVP noch andere den Ton an. Magnago wechselte als Beamter in die Sparkasse, dachte über eine Laufbahn als Banker nach. Doch schließlich fiel die Entscheidung für den politischen Weg: 1947 wurde er in den Parteausschuss gewählt und in den Bozner Gemeinderat entsandt. Bei einer Wahlveranstaltung in Bozen antizipiert der Charismatiker in wenigen Worten die Säule seiner späteren politischen Linie, nämlich jene der Paarung des scheinbar Unvereinbaren, der Optanten und Dableiber: „Seht, hier stehe ich mit einem Hax, [...] Und hier neben mir steht der Friedl Volgger, der als Dableiber im KZ war. Das ist die Südtiroler Volkspartei!“ Die Sammelpartei war geboren.

Im Parlamentswahlkampf 1948 fiel er, boykottiert durch die Tageszeitung „Dolomiten“, allerdings erst noch einmal durch. Einen Monat später dann erhielt er bei den Bozner Gemeinderatswahlen die meisten Vorzugsstimmen auf der SVP-Liste. Dadurch wurde er zum ersten deutschen Vizebürgermeister der Nachkriegszeit, zog in den Südtiroler Landtag ein, wurde dessen Präsident. Indes trat er bei den nächsten Gemeinderatswahlen 1952 nicht mehr an und pausierte eine Legislaturperiode. Er praktizierte nun hauptberuflich als Anwalt. In der SVP stieg er zum Vizeobmann und 1957 zum Obmann auf. Er war nun 43 Jahre alt und seine politische Karriere hatte gerade erst begonnen. Mit dem Rechtsanwalt Magnago betrat damit ein ungewöhnlicher Akteur die politische Bühne, die bisher dem bäuerlichen Typus eines Eduard Wallnöfer, eines volksnahen Politikers zum Angreifen, eher entsprochen hatte.

## **Landesväter, Landesfürsten, Patriarchen**

Als Sternstunde Silvius Magnagos gilt seine Rede als frischgebackener SVP-Obmann bei der Südtiroler Protestkundgebung gegen die Politik Roms auf Schloss Sigmundskron am 17. November 1957. Obwohl er selbst die Rede als zittrig und unheimlich nervös in Erinnerung hatte, ging sie mit der Losung „Los von Trient“ als wortgewaltiger Mythos in die Geschichte ein und kennzeichnete die Geburtsstunde des großen Politikers Magnago sowie die schärfere Gangart einer neuen SVP-Generation. Seine Kritiker sahen in der kühlen Rhetorik die Aufgabe der Forderung nach Landesautonomie. Sie, die wie Sepp Kerschbauer und der Befreiungsausschuss Südtirol (BAS) auf ein „Los von Rom“ und die Ausrufung der Selbstbestimmung gehofft hatten, gingen enttäuscht von Sigmundskron nach Hause.

Die Jahre, die folgten, wurden allerdings die Siegesjahre der Gemäßigten. Mit Silvius Magnago – ab 1960 auch als Landeshauptmann – begann die Ära der Autonomieverhandlungen. Er verkörperte das Zweite Autonomiestatut, das am 20. Januar 1972 – nach einer hauchdünnen Annahme von 52,8 Prozent der Stimmen im November 1969 in der Landesversammlung der SVP in Meran – in Kraft treten sollte. Für die im sogenannten Paket enthaltenen 137 Einzelmaßnahmen, 25 Submaßnahmen und 31 Fußnoten hatte er jeden einzelnen Beistrich ausverhandelt, hatte seine Gegner bis zur Erschöpfung niedergedredet. Und genauso heilig waren ihm die Details des Statuts auch. Vielleicht dauerte es auch deshalb zwanzig statt der ursprünglich geplanten zwei Jahre bis zur vollständigen Umsetzung des Pakets und zur Streitbeilegungserklärung Österreichs vor der UNO.

In den politisch heißen 1960er-Jahren trat Magnago dabei – zumindest nach außen, intern waren seine Äußerungen darüber oft gemäßigter – entschlossen gegen die gewaltbereiten Gruppen im Land auf. Die Attentate auf Strommasten und faschistische Denkmäler lehnte er ab. Unermüdlich versuchte er, die teilweise mit den Aktivisten sympathisierende Bevölkerung für „seinen“, den diplomatischen und pragmatischen Weg zu überzeugen. Und die Überzeugung gelang: Das Südtirol, das nun entstand, florierte nicht alleine ob des in Mitteleuropa blühenden Wirtschaftswunders, es profitierte auch von den Bestimmungen im Autonomiestatut.

Auch das Bundesland Tirol stieg während Wallnöfers langer Amtszeit als Landeshauptmann wirtschaftlich in die erste Riege der blühenden und prosperierenden Regionen auf. Sich dem damit einhergehenden gesellschaftlichen Wandel widersetzend, verwendete sich der Landesvater konsequent für katholisch-christliche Traditionen – erfolgreich verteidigte er z. B. die Beibehaltung des Marienfeiertages am 8. Dezember – und für die Belange der Landwirtschaft. Dafür sorgte eine entsprechende Gesetzgebung in Form der Wiedereinsetzung des Tiroler Höfegesetzes 1957 und des Raumordnungsgesetzes 1971. Letzteres regelte die Erschließung entlegener Siedlungen ebenso wie wirtschaftliche Schwerpunktförderprogramme und stellte eine Handhabe für Gemeinden zur Schaffung von Flächenwidmungs- und Verbauplänen sowie Entschädigungs- bzw. Enteignungsfragen dar.

Ein großes Anliegen war Wallnöfer auch der Straßenbau und hier vor allem der Ausbau der Inntalautobahn, die 1963 mit der Eröffnung der Europabrücke für den Verkehr freigegeben wurde. Die Einweihungstage von Teilstücken der Autobahn waren für Wallnöfer immer Freudentage, denn Straßenbau bedeutete Entwicklung, bedeutete Transportmöglichkeit und Mobilität. Allerdings blieb sein Wunsch nach einer Schnellstraße zwischen Ulm und Mailand über den Reschenpass und mit einem Tunnel unter dem Stilfser Joch – aus heutiger Sicht glücklicherweise – unerfüllt. Zusammen mit seiner ungetrübten Unterstützung der Tiroler Wasserkraftwerke brachte ihm dies allenthalben den Beinamen „Verbetonierer der Landschaft“ ein. Tirol glich denn in den 1960er-Jahren, sei es ob des Straßen- oder

Wohnungsbaus, des Baus von Schulen, Kirchen, Krankenhäusern und Heimen oder ob des Anlegens von Wasserleitungen und Kanalisierungsanlagen auch einer Großbaustelle.

Die 1970er-Jahre bedeuteten für beide Landesväter dann politische Machtkonsolidierung, deren Erfolge sich in den 1980er-Jahren deutlich zeigten. Eduard Wallnöfer feierte bei den Landtagswahlen am 17. Juni 1984 seinen größten politischen Sieg. Die ÖVP erzielte mit 64,64 Prozent der Stimmen den größten Wahlerfolg seit 1945 und gewann zu den bisher 24 Mandaten (von 36) ein weiteres hinzu. Silvius Magnago überschritt mit der SVP 1978 mit 61,27 Prozent der Stimmen (21 der 34 Sitze) erstmals seit 1964 wieder die 60 Prozent-Marke. Obwohl die Partei 1983 einen leichten Rückgang auf 59,44 Prozent verzeichnete, schaffte sie bei den letzten Landtagswahlen in Magnagos Amtszeit wiederum – zum letzten Mal – 60,38 Prozent der Stimmen (22 der insgesamt 35 Sitze).

Wallnöfer und Magnago waren in ihrer Zeit der langen Regentschaft sicherlich Landesväter, aber sie waren auch Landesfürsten, und Gegner bekamen nicht selten das Gesicht der mächtigen Patriarchen zu sehen. Besonders Magnago sagte man nach, im Umgang mit Widersachern nicht glimpflich zu sein. Manche interne Gegner kaufte sich Magnago durch Macht: So wurde etwa Alfons Benedikter sein wichtigster juristischer Ratgeber. Manchmal zeigte er sich, zumindest parteiintern, versöhnlich: Roland Riz, der 1961 im Zuge der Aufbau-Bewegung „rebelliert“ hatte, ließ er lange auf der Strafbank sitzen, bevor er ihn 1991 als engsten Vertrauten zu seinem Nachfolger als Parteiohmann bestimmte, der das Paket schließlich zum Abschluss bringen sollte. Meist jedoch griff Magnago mit aller Härte durch: Josef Raffener wurde mit seiner Tiroler Heimatpartei kompetenzmäßig so ausgehungert, dass er 1968 nicht mehr zu den Landtagswahlen antrat. Einen Parteiausschluss handelten sich Egmont Jenny, der 1966 die Soziale Fortschrittspartei gründete, und Hans Dietl – im Übrigen wohl lange Zeit der gefährlichste Gegner Magnagos – mit der Sozialdemokratischen Partei Südtirols 1971 ein.

Weniger erfolgreich war Magnagos Politik in den 1980er-Jahren, was den rechten Flügel und vor allem die ehemaligen politischen Häftlinge und ihre Sympathisanten betraf. 1983 traten sie mit Eva Klotz als Partei Süd-Tirol auf und konnten ein Mandat erzielen, 1988 als Südtiroler Heimatbund (SHB) in den Südtiroler Landtag ziehen. Mit dem Auftreten des SHB erhielten die rechtsnationalen Lobbys sowohl außerhalb als auch innerhalb der Partei mit einem nach rechts rückenden Schützenbund sowie einer sich radikalisierenden Jungen Generation in der SVP Rückenwind. Da Magnago auf diese „Externen“ weit weniger Druck ausüben im Stande war und sie auch nicht wirklich als Gefahr seiner Politik einstufte, ging es ihm in Folge um einen raschen Abschluss des Paketes.

Kompromisslos war er hingegen an der ethnischen Front. In Alexander Langer und seiner 1978 gegründeten interethnischen Partei Neue Linke/Nuova Sinistra





Abb. 12: Pragmatische Patriarchen: Eduard Wallnöfer und Silvius Magnago

sah er „Totengräber“ und er verurteilte diese „Leichtfertigkeit“ im Überschreiten der ethnischen Grenzen aufs Schärfste. Nicht weniger gnadenlos erging es Historikern, wie beispielsweise Leopold Steurer, die wiederholt versuchten, die Zeit des Nationalsozialismus oder der Entfaschisierung wissenschaftlich aufzuarbeiten. Die 1945 mit einer „Schwamm-drüber“-Politik zugeschütteten Gräben von Option, Nationalismus und Faschismus durften auch im neuen Jahrtausend nicht geöffnet werden, denn aufzuarbeiten gab es nichts, so Magnago.

Erklärte Gegner hatte sein Kollege Wallnöfer andererseits wenige, was angesichts der Zweidrittelmehrheit der Wählerstimmen nicht sonderlich erstaunlich ist. Allerdings zeigte sich seine Position als Machtpolitiker noch stärker als bei Magnago an einer Ämterakkumulation: Wallnöfer war Landeshauptmann, Parteiobmann, Landtagsklubobmann, Bauernbundobmann, Vorsitzender der TIWAG und Landesoberschützenmeister. Entscheidungen fällte der Landeshauptmann, der Widerspruch nicht wirklich tolerierte. Sein Ausspruch, dass man in Tirol regieren könne, wenn man täglich ein Gesetz übertrete, ist legendär. Ein gewisses Demokratiedefizit war daher in der Landespolitik zu erkennen. Kritiker sprachen von einem, durch die unangefochtene Markt- und Meinungsführerschaft der „Tiroler Tageszeitung“ unterstützten, erstarrten Machtgefüge und vom Betonieren des politischen Systems. Diese Machtstruktur zu erhalten, gelang aufgrund einer geschickten Ämterverteilung unter Wohlgesinnten bzw. Vertrauten und vor allem Loyalen und erklärt das relativ konfliktfreie Klima politischer Zusammenarbeit. Dazu gehörte Robert Fiala, der seit 1963 als Parteisekretär der ÖVP die Partei im Sinne Wallnöfers regierte.



Ähnliches spielte sich auch in den Beziehungen zwischen der ÖVP und anderen Parteien ab. Obwohl er mit der sozialistischen Partei als Opposition in der Landesregierung saß, interessierte Wallnöfer diese nicht wirklich. Die Oppositionsrechte der SPÖ sah er eher als demokratische Pflichtübung an. Näher stand er, aus persönlichen Gründen, der FPÖ: Vor allem zwischen Wallnöfer und dem langjährigen Vorsitzenden aus dem katholisch-nationalen Lager der FPÖ, Heinz Mader, herrschte die „ungeschriebene Übereinkunft“, bei wichtigen landespolitischen Fragen immer einen gemeinsamen Nenner zu finden. Maders Loyalität belohnte Wallnöfer mit einer Wahlrechtsreform, die es der FPÖ aufgrund einer 5,4 Prozent-Klausel ermöglichte, im Landtag zu bleiben. Die FPÖ konnte sich denn auch nahtlos in das politische System integrieren.

## Politiker für Südtirol

Das zentrale Anliegen „Wallis“, wie er von Freund und Feind genannt wurde, während all dieser Jahre war Südtirol. Bereits 1961 hatte er als Landesreferent die Südtirolagen in der Tiroler Landesregierung übernommen, war also mit den Detailfragen und Diskussionen bestens vertraut. Das Thema Südtirol stand stets als erster Punkt auf den wöchentlichen Regierungssitzungen. Die Möglichkeiten und Grenzen für Südtirol vor internationalen Gremien lernte er in New York in Vorbereitung der UNO-Vollversammlung 1961 kennen. Daraus resultierte eine autonomiefreundliche Haltung. Die damit einhergehende Absage an die Befürworter einer radikaleren Gangart brachte die gemeinsame Südtirol-Politik der Parteien immer wieder ins Wanken.

Andererseits beschleunigten die 1960er- und 1970er-Jahre die unterschiedlichen Entwicklungen beider Regionen. Südtirol ging nicht zuletzt ob der Autonomie zusehends eigene Wege. Wohl auch aufgrund der zunehmenden Sichtbarkeit von Südtirols Eigenständigkeit und der schieren Unmöglichkeit, die Brennergrenze abzuschaffen, initiierte Wallnöfer 1972 die Gründung der Arbeitsgemeinschaft der Alpenländer (ARGE ALP), welche Tirol, Südtirol, das Trentino, Vorarlberg, Bayern, Baden-Württemberg, den Kanton St. Gallen und die Lombardei einschloss sowie die Einführung der Dreiländer-Landtage (Bundesland Tirol, Südtirol und das Trentino). Auf diesem Wege sollte die Landeseinheit Tirols gefördert, die Brennergrenze durchlässig gemacht werden.

Friedlich verlief der Marsch in die Eigenständigkeit für Südtirol jedoch keineswegs. Zwar war in der Bevölkerung das Interesse für die politischen Probleme seit den frühen 1970er-Jahren rückläufig, doch es gab auch ein radikales Aufflammen der Forderung nach Selbstbestimmung: Eine neue Attentatswelle der Gruppe „Ein Tirol“, diesmal mit viel weniger Zustimmung der Öffentlich-

keit, erschütterte Südtirol in den Jahren zwischen 1978 und 1988. Konservativen Rückenwind bekam die Beschwörung der Landeseinheit ausgerechnet von Eduard Wallnöfer: So bei der 175-Jahr-Feier 1984 zum Gedenken an den Tiroler Freiheitskampf von 1809. Südtiroler Schützen trugen beim Landesfestumzug eine 650 Kilogramm schwere Dornenkrone aus Eisen mit, davor war auf einem Transparent die Aufschrift: „Selbstbestimmung für Südtirol – Tirol den Tirolern“ zu lesen. Im Gegensatz zu Magnago trug Eduard Wallnöfer die Losungen der Schützen weitgehend mit. In Interviews betonte er, dass er die Brennergrenze trotz der Weiterentwicklung der Autonomie als tiefes Unrecht empfand und der Festumzug mit Dornenkrone die Zusammengehörigkeit aller Tiroler symbolisiere.

Wallnöfers Südtirolpolitik in den 1980er-Jahren war geprägt von diesem Antagonismus: Einerseits unterstützte er offen die patriotischen Forderungen, was auch in der Präambel des Landesverfassungsgesetzes zu lesen ist, in der seit 1980 die „geistige und kulturelle Einheit des ganzen Landes“ beschworen wird. Andererseits war er Realpolitiker genug, um durch den Ausbau der ARGE ALP die Brennergrenze so löcherig wie möglich zu gestalten. Zwar verfügte diese weder über ein legislatives noch ein exekutives Organ, doch sie war andererseits doch so repräsentativ, dass die Mitgliedsländer ihre Empfehlungen nicht einfach ignorieren konnten. Eine Landeseinheit konnte durch sie jedoch nicht realisiert werden und das wusste Wallnöfer ganz genau.

Im März 1987 trat „Walli“ aus gesundheitlichen Gründen als Landeshauptmann zurück und übergab das Amt nach 24 Jahren an Alois Partl, der kurz zuvor auch die Funktion des Landesparteiobmannes der ÖVP übernommen hatte. Nur wenige Monate später starb „Wallis“ Frau Helene. Die Funktion des Bundesobmannes legte er nach mehr als 30 Jahren schließlich im März 1988 zurück. Am 15. März 1989 verstarb er in der Klinik in Innsbruck. Eine neue politische Ära zeichnete sich ab, deren Ziel „Österreichs EU-Mitgliedschaft“ hieß. Die Tiroler Südtirolpolitik wurde zur nostalgischen Reminiszenz.

Spätestens die unterschiedlichen Auslegungen der Dornenkronen-Affäre 1984 hatten die Verschiedenheit des ehemaligen südlichen Landesteiles gezeigt. Die Aktion hatte schwere Verstimmungen zwischen Italien und Österreich und vor allem zwischen Südtirolern und römischen Verhandlungspartnern in Sachen Autonomie zur Folge gehabt. Selbst die bisher Südtirol sehr gewogene bundesdeutsche Presse hatte sich zunehmend kritisch geäußert. Magnago verurteilte die Dornenkrone und die mitgeführten Slogans öffentlich, doch auch das konnte einen neofaschistischen Sieg in Bozen (mit 22,6 Prozent der Stimmen für die Movimento Sociale Italiano, MSI, war Bozen „faschistischste Stadt Europas“) bei den Gemeinderatswahlen 1985 nicht verhindern und die Verhandlungen mit Rom zogen sich erneut in die Länge. So gelang es Magnago nicht, die Südtiroler Autono-

mieverhandlungen noch während seiner Amtszeit zum Abschluss zu bringen, obwohl er sie bis zum Schluss mitgestaltete.

1989 trat er aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr zur Wahl des Landeshauptmannes an und übergab das Amt nach 29 Jahren an Luis Durnwalder; bis 1991 blieb er allerdings Obmann der SVP. Die Bestimmungen des Südtirolpaketes wurden 1992 endgültig völkerrechtlich ratifiziert. Silvius Magnago zog sich ins Privatleben zurück. Die Volkspartei mutierte in der Folge sehr schnell zu einer professionalisierten Partei mit modernem politischen Management und Marketing. Silvius Magnago wurde als Ehrenobmann zwar gern gesehen und hofiert, doch er wurde nicht mehr gehört. Silvius Frau Sophia verstarb 2003, er am 25. Mai 2010 nach einer Lungenentzündung 96-jährig im Bozner Krankenhaus.

## **Geteilte Zukunft?**

Eigentlich hätte sich die Zusammenarbeit in der ARGE ALP als gemeinsames Podium der beiden Tirols in einem europäischen Kontext erweisen können. Doch die Arbeitsgemeinschaft mutierte in der Zeit nach Wallnöfer zu einem Gremium, das sich zunehmend mit anderen Problemen als jenem der politischen Zukunft Südtirols beschäftigte. Hatte „Straßenbauer Walli“ die Umfahrung Tirols mit erheblichen Nachteilen für die Wirtschaft im Land befürchtet und massiv den Ausbau der alpenüberschreitenden Verkehrswege durch Tirol forciert, so ersticken Nord- und Südtirol seit Jahren im durchrauschenden und im hausgemachten Straßenverkehr. Die ARGE ALP, die sich sinnbildhaft mit den Worten des Historikers Michael Gehler zum „argen Alptraum“ entwickelte, konnte und wollte den rasant ansteigenden Verkehr durch die Haupttäler nicht verhindern. Das und eine unbestreitbare Bürgerferne trugen dazu bei, dass das Gremium an Symbolkraft einbüßte.

Als politisch interessanteres Instrument erschien – zumindest zeitweise – die durch Wallnöfers Nachfolger Partl initiierte Europaregion Tirol. Trotz aller bürokratischen Hürden zwischen Rom, Wien und Brüssel hatte diese in der Gründungszeit um 1991 vor allem die Funktion, Grenzüberschreitendes zu betonen, wirtschaftliche Zusammenarbeit auszubauen und – aus der Sicht Österreichs besonders wertvoll – Hürden für den EU-Beitritt Österreichs zu reduzieren. Gemeinsame Landtagssitzungen oder -ausstellungen und schließlich die Eröffnung des Gemeinsamen Büros der Europaregion Tirol – Südtirol – Trentino 2009 in Bozen können jedoch mittlerweile nicht darüber hinwegtäuschen, dass es viel weniger die Gemeinsamkeiten sind, die hervorstechen, sondern dass im Gegenteil besonders prägnant die Unterschiede erkennbar werden.

Silvius Magnago war dem Projekt denn auch immer mit Skepsis begegnet, da er in der Einbeziehung des Trentino – bei aller Gewogenheit, die er dem Partner

in der Regionalregierung entgegenbrachte – eine Gefahr für die Autonomie erkannte. In Nordtirol wiederum zeigten sich nun deutlich die Grenzen der eigenen Südtirolpolitik. Südtirol besaß nicht nur Eigenständigkeit, die Emanzipation hatte auch zu einem – finanziell kräftig untermauerten – Selbstbewusstsein geführt. Ausdruck fand dieses seit den 1990er-Jahren in zahlreichen prestigeträchtigen Projekten, wie der eigenen Universität Bozen oder dem „Ötzi-Museum“. Dieses Ringen um regionale Symbolik bezeugt eine Befreiung von Abhängigkeiten und „Bevormundungen“ und untermauert die Bildung einer bereits in den 1980er-Jahren erkennbaren Südtiroler Identität. Es lag und liegt nun vielmehr an den Menschen nördlich des Brenners, eine unabhängige Tiroler Identität zu finden, bei der das Thema Südtirol nicht mehr natürlicher Bestandteil des eigenen Selbstverständnisses ist – für Wallnöfer und seine Generation wäre dies noch undenkbar gewesen. Partls Nachfolger, Wendelin Weingartner und Wallnöfers Schwiegersohn Herwig Van Staa, Bürgermeister Innsbrucks, gerieten deshalb 1997 ob ihrer Unterstützung der öffentlichen Aufstellung der Dornenkrone in Innsbruck zwar in die Kritik der Medien, durch die Entwicklung der letzten Jahrzehnte zeigte sich darin aber auch eine gewisse Phantasielosigkeit der Tiroler Südtirolpolitik sowie mangelnde zeitgemäße Berechtigung für derartige Polemik.

## Unterschiedliches Erbe

So müssen sich die Erben Wallnöfers und Magnagos heute auch mit gänzlich unterschiedlichen Hinterlassenschaften auseinandersetzen.

Als Wallnöfers schwerwiegendstes und problematischstes Erbe erweisen sich im neuen Jahrtausend die Agrargemeinschaften – von der Presse wird die Angelegenheit als Skandal um die „größte Vermögensverschiebung“ der Zweiten Republik betitelt. Durch die von Wallnöfer eingeleitete Flurbereinigung wurden seit den 1950er-Jahren 2.000–3.000 Quadratkilometer (in etwa die Fläche von Osttirol) ehemaliges Gemeindegut an Agrargemeinschaften zur Bewirtschaftung übertragen. Die Agrargemeinschaften entwickelten sich vor allem im Hinblick extrem gestiegener Grundstückspreise und guter Wirtschaftsbilanzen zu Parallelwirtschaften bzw. „heimlichen Zweitregierungen“ mit großer politischer Einflussnahme. Von den Gewinnen und Erfolgen profitierten die Gemeinden jedoch nicht – weder von Einkünften aus Jagdpachten und Schottergruben, noch von jenen aus Autobahnraststätten, Seilbahnen oder Baulandverkäufen. Für eine Weiterführung der Debatten ist gesorgt.

Mit ganz anderen Hinterlassenschaften hat indes Südtirol zu kämpfen. Magnagos Autonomie, sei es jene 1992 abgeseignete oder die im neuen Jahrtausend diskutierte dynamische, basiert auf einer rigorosen Trennung der ethnischen Grup-

pen im Land. Obwohl in den 1980er- und 1990er-Jahren die Stimmen für ein friedliches Zusammenleben der Sprachgruppen anwuchsen, mahnte der Altlandeshauptmann unermüdlich vor möglichen schwerwiegenden Folgen: Bei allen politischen Verdiensten konnte Magnago sich eine Durchlässigkeit der ethnischen Fronten ebenso wenig vorstellen, wie einen Bruch innerhalb der Deutschsprachigen aufgrund unterschiedlicher politischer Orientierung. Die Sammelpartei verkörperte für ihn im Grunde die deutschsprachige „Sammelbevölkerung“.

Die Realität sieht mittlerweile allerdings anders aus: Unzufriedenheit mit dem eingeschlagenen Weg äußert sich in den letzten zwei Jahrzehnten vor allem in rechtspopulistischen Ausbrüchen aus der Einheitsfront. Ein Radikalisierungsschub fand dabei in allen Bevölkerungsgruppen statt: Vertreter einer härteren, neuerlich die Selbstbestimmung fordernden Gangart schlossen sich 1989 unter Alfons Benedikter und später Eva Klotz zur Union für Südtirol (UFS) zusammen. Im Winter 2006 und Frühjahr 2007 führte die „Union“ – die jüngste Umbenennung der Partei lautet auf Bürgerunion für Südtirol – eine sog. Volksabstimmung durch, wobei sie rund 15.600 Unterschriften gegen den „Ausverkauf der Heimat“ sammelte. Interne Machtkämpfe führten 2007 zu einer Abspaltung: Unter der Führung von Eva Klotz und dem Jungpopulisten Sven Knoll entstand die Süd-Tiroler Freiheit, die seit ihrer Gründung mit provokanten Plakataktionen sowie mit populistischer Vehemenz geführten „Selbstbestimmungsinitiativen“ für Aufsehen sorgt. Die Gruppe um den ehemaligen SVP-Mandatar Christian Waldner andererseits importierte Jörg Haiders österreichischen Rechtspopulismus und gründete 1992 die Freiheitlichen Südtirols. Durch einen aggressiven und ausländerfeindlichen Wahlkampf gelang der Partei 2003 bei den Landtagswahlen der Sprung über die fünf Prozent Marke, seit 2008 ist sie sogar mit fünf Sitzen im Südtiroler Landtag vertreten, wo sie durch eine Ablehnung des „Multikulturalismus“ und der Zuwanderung auffällt.

Andererseits fegte der gesamtstaatliche Zusammenbruch des Parteiensystems in Italien auch die langjährigen italienischen Koalitionspartner der SVP, die DC und die PSI, von der politischen Landschaft. Die SVP regiert seitdem mit deren Nachfolgeparteien, sei es dem Centrosinistra oder dem Bündnis Pace e Diritti. Allerdings steht hinter diesen Parteien nicht länger die italienische Wählermehrheit. Vielmehr konnte die Nachfolgepartei der MSI, die postfaschistische Alleanza Nazionale, den italienischen Vertretungsanspruch sichern. Auch sie tritt mit einer radikalen, national motivierten Sprache auf und trifft in Südtirol auf die zahlreichen Kleinparteien des rechten Lagers. Für eine aggressive, rechtspopulistische Stimmung ist gesorgt. Von einem friedlichen Zusammenleben ist man weiter entfernt denn je.

So wundert es auch nicht, dass bei Silvius Magnagos Beerdigung dem Altlandeshauptmann melancholische Aufrufe für einen demokratischen Weg, für eine friedliche Zusammenarbeit über die Sprachgruppen hinweg – eigentlich die An-

sinnen von Magnagos Dauergegner Alexander Langer – in den Mund gelegt wurden. Langers Bewegung, die sich seit 1993 Grüne-Verdi-Vèrc nennt, galt auch nach seinem Tod 1995 tatsächlich als Hoffnungsträger einer interethnischen Minderheit in Südtirol, sollte sich jedoch nicht als jene Konkurrenz etablieren können, die Magnagos Lebenswerk bedroht. Der Uranspruch von Magnagos Autonomie, den Schutz der Deutschsprachigen durch rigorose Trennung, erweist sich somit im neuen Jahrtausend als Klotz am Bein der Südtiroler: Den einen geht er nicht weit genug, den anderen viel zu weit.

Anlässlich seines Todes 2010 waren die Kondolenzbücher dennoch voll mit Dankesworten. Politische Freunde und Gegner bescheinigten dem Verstorbenen vor allem eines: Er war ein glaubwürdiger Stratege, der das Unvereinbare stur und unerbittlich vereinte und pragmatisch eine wegweisende, europäische Lösung für sein Südtirol durchsetzte. So nimmt es nicht Wunder, dass er von seinen Landsleuten verehrt, von Unzähligen respektiert, noch zu Lebzeiten zu einer Institution, ja zu einer lebenden Legende gemacht worden ist.

Und was Magnago für Südtirol war, war „Walli“ für das Bundesland Tirol: Wallnöfers Amtszeit weist denn auch eine unbestrittene Positivseite auf. Wallnöfer bedeutet Tirol, bedeutet ÖVP, Bauernbund, Mitgliederpartei, aber auch Wohlstand, Konsens und – positiv konnotiert – Ausbau der Infrastruktur. Verständlich scheint in der Retrospektive der Wunsch des Langzeitlandeshauptmannes, die Umfahrung Tirols unter allen Umständen zu vermeiden: Die Brennerautobahn, der Felbertauerntunnel, die Arlbergstraße, die Timmelsjoch-Hochalpenstraße, aber auch die Kraftwerke Sellrain-Silz, Prutz-Imst, Kaunertal gelten als positive Errungenschaften. Reformdebatten in der ÖVP, die Veränderung der ÖVP zur Wählerpartei, das Nach-Vorne-Drängen von Oppositionsparteien, die als Dauerthema wahrgenommenen Streitigkeiten innerhalb der Landesregierung – das alles gab es ebenso wie die extremen Verkehrsbelastungen erst nach Wallnöfers Tod. Demgegenüber stehen die Jahre von Wallnöfers Regentschaft als jene Jahre, in denen sich in Tirol die mehrheitlich agrarische Gesellschaft in eine moderne, überwiegend touristische, aber auch industriell ausgerichtete Dienstleistungsgesellschaft entwickelte. Nie war der Wohlstand in Tirol so weit verbreitet, wie im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Und so bleibt Wallnöfer auch mit dem wirtschaftlich erfolgreichen und idyllischen Tirol untrennbar verbunden – die „Ära Wallnöfer“ aber ist mit seinem Ableben rasch zu Ende gegangen.

Die beiden charismatischen Politiker überstrahlen ihre Amtszeit in vielem: Sie bleiben uns in Erinnerung als Machtpolitiker, die zum Wohle ihrer Länder das Mögliche zu erreichen versuchten und auch immer zu wissen schienen, wo die Grenzen des Machbaren waren. Die Herausforderungen, denen sich die Nord-/ Ost- und Südtiroler im neuen Jahrtausend stellen müssen, sind allerdings gänzlich andere, als jene mit denen die Landesväter Magnago und Wallnöfer konfrontiert

waren: Sie heißen Globalisierung und Migrationsgesellschaft. Wie hätten die beiden Politiker diese wohl gemeistert? Die Worte eines Schreibers in Magnagos Kondolenzbuch übernehmend, darf man bei der heute vorherrschenden Politikverdrossenheit denn auch wehmütig fragen: „Nasceranno ancora uomini così?”

### **Weiterführende Literatur:**

- Gehler, Michael, Tirol im 20. Jahrhundert. Vom Kronland zur Europaregion, Innsbruck / Wien 2008.
- Horst, Klaus / Marberger, Martin / Hatzer, Markus (Hg.), Wallnöfer. Bauer und Landesfürst, Innsbruck 1993.
- Humer, Hanns, Eduard Wallnöfer. Eine Biographie, Innsbruck-Wien 1999.
- Peterlini, Hans Karl (Hg.), Silvius Magnago. Das Vermächtnis. Bekenntnisse einer politischen Legende, Bozen 2007.
- Gottfried Solderer (Hg.), Silvius Magnago. Eine Biographie Südtirols, Bozen 1996.

## **13. Der Berg ruft. Die Berghelden Trenker, Buhl und Messner**

Die Internetadresse „Helden-in-Tirol“ steht zum Zeitpunkt der Veröffentlichung dieses Buches zum Verkauf frei – sind Helden in Tirol nicht mehr gefragt? Der Zenit der Bewunderung für die Tiroler Alpinisten scheint zumindest überschritten zu sein. Die Zeiten der großen Einzelgänger, deren Abenteuer man gebannt verfolgt, sind vorbei, aber dennoch bleiben Persönlichkeiten wie Trenker, Buhl und Messner prägend für das Bild Nord-, Ost- und Südtirols – für die TirolerInnen selbst. Noch mehr gilt dies vielleicht in der Außenwahrnehmung, wo man glaubt, in Luis Trenker das Bild des „wahren Tirolers“ entdeckt zu haben. TirolerInnen haben in vielen Gebieten Spitzenleistungen erzielt, doch verwundert es wenig, dass der Alpinismus jener Bereich ist, der die meisten „Tiroler Helden“ hervorgebracht hat. Dies erklärt sich einerseits durch die Lage im Alpenraum, andererseits wurden bereits früh Strukturen und Rahmenbedingungen geschaffen, die einen sportlichen Ansatz des Bergsteigens förderten und Innsbruck zu einem weltweiten Zentrum des Alpinismus machten. Doch wer ein Held ist, hängt immer auch davon ab, wie gut die Vermarktung funktioniert und ob ein Nerv der Zeit getroffen wird. Denn jede Epoche hat die Helden, die sie verdient: Die Menschen, die aus der Masse herausstechen bzw. von dieser auserkoren werden, sind immer ein Spiegel ihrer Zeit. So auch die drei wohl bekanntesten Tiroler Alpinisten, Luis Trenker, Hermann Buhl und Reinhold Messner.

### **Luis Trenker – im Scheinwerferlicht ein Held**

„Für die meisten Großstädter, soweit sie den Zusammenhang mit der Scholle verloren haben, sind wohl alle diese Dinge etwas Neues, Fremdes, deren naturbedingte Notwendigkeit sie nicht leicht einsehen. Und so ziehen sie häufig genug in die Berge aus, als gäbe es keine alpinen Gefahren, kein Unwetter, keine Kälte, nicht Fels und nicht Gletscher, sondern nur Blumenwiesen und lachenden Sonnenschein. Die ältesten abgetragenen Kleider, in Stoff und Machart gänzlich ungeeignet, oder die Holdriahoh-Tracht vom ‚Alpenball‘ – oder bestenfalls die alleinseligmachenden Lodenumhänge aus vergangenen Reisezeiten –, das muss bei der Mehrzahl unserer Alpenreisenden erhalten zur Ausstaffierung für die Berg-



fahrt: „Ach, fürs Jebirge ist das Zeuch noch jut genug!“ Luis Trenker spricht hier aus, was viele TirolerInnen mit einer gewissen Arroganz gegenüber den „Flachländern“ denken – auch wenn man heute in erster Linie die Stöckelschuhe auf den Tiroler Höhenwegen belächelt.

Alois Franz Trenker, der am 4. Oktober 1892 in St. Ulrich in Gröden geboren wurde und 1990 in Bozen verstarb, war stets ein Meister der geschliffenen Sprache, mehr aber noch der beeindruckenden Bilder. Er war Regisseur, Schauspieler, Schriftsteller – und daneben eben auch noch Alpinist. Die gnadenlose Vermarktung seiner eigenen Person und auch sein opportunistisches Verhalten in Zeiten des Nationalsozialismus und des Faschismus haben zu einer teilweise sehr kritischen Sicht in Bergsteigerkreisen geführt, aber nicht verhindert, dass er weit über die Grenzen Tirols hinaus zum Star wurde. Für viele ist er der Prototyp des echten Tirolers. Und damit lässt sich auch heute noch Geld machen, wie sich anhand der Verkaufszahlen des Modelabels „Luis Trenker“, das 1996 gegründet wurde, nachweisen lässt.

Luis Trenker hatte Architektur studiert und kurz auch in diesem Bereich gearbeitet. Anfang der Zwanzigerjahre war er allerdings einer der vielen Bergführer Südtirols, als es das Schicksal so wollte und er von Bergfilmponier Arnold Fanck im Rahmen von Dreharbeiten in den Dolomiten entdeckt wurde. Gemeinsam mit Leni Riefenstahl, die bald zum Team von Fanck stoßen sollte und mit der Trenker dann auch kurz verlobt war, wurden in diesen Jahren Filme wie „Der heilige Berg“ oder „Der große Sprung“ gedreht, ehe Luis Trenker begann, sich an eigene Filme zu wagen. Sein kerniger Tiroler Dialekt wurde selbst in Berlin als niedlich und exotisch zugleich empfunden. Trenker kreierte sich selbst als Marke und schuf damit das Bild des echten Tirolers, das bis heute nicht mehr zu verdrängen war. Doch so wie sich die ÖsterreicherInnen nicht alle mit der Familie Trapp identifizieren, wird auch Luis Trenker in seiner Heimat oft kritischer betrachtet als außerhalb. Und tatsächlich hat Luis Trenker wohl wenig mit den Helden gemein, die er in seinen Filmen als stolze, mutige Männer darstellt. Denn sein Verhalten zu Zeiten des Dritten Reichs lässt Heldentum vermissen: Es wäre wohl falsch, ihn als eifrigen und fanatischen Anhänger Hitlers oder Mussolinis zu bezeichnen, doch er versuchte, es mit seinen Filmen allen recht zu machen und nirgendwo anzuecken. Dies führte dazu, dass „Der Rebell“, ein Film über den Tiroler Freiheitskampf 1809, der mit amerikanischem Geld produziert wurde, von Joseph Goebbels als Vorbild für die nationalsozialistischen Propagandafilme auserkoren wurde. Schließlich war ein Hauptelement in Trenkers Filmen die Idealisierung des Lebens in der Idylle der heimatlichen Berge, fernab von der Dekadenz der Städte – und hier trifft er sich mit der nationalsozialistischen Ideologie. Doch die nächsten Filme fanden nur wenig Anklang bei den nationalsozialistischen Machthabern, so dass Trenker sich nunmehr dem faschistischen Italien annäherte. Trenker scheint zwischen zwei Stühlen gesessen zu haben und versuchte weiterhin, sich mit allen

und allem zu arrangieren, doch verlor er schließlich die Gunst der deutschen Machthaber und bekam ein Berufsverbot ausgesprochen – da half sein Beitritt zur NSDAP 1940 auch nicht mehr. Er sollte mit seinem filmischen Schaffen nie mehr an die Erfolge früherer Jahre anknüpfen können. Sein wichtigster Film wird „Der Berg ruft“ (1938) bleiben, der als Klassiker des Bergfilms gilt und die Erstbesteigung des Matterhorns zum Thema hat. In der Hauptrolle: Luis Trenker.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Luis Trenker gern gesehener Gast in Radio und Fernsehen; das dazu nötige Charisma und die Lust zur Selbstdarstellung hatte er. Und seinem Ruf scheint auch die mysteriöse Episode rund um die Tagebücher der Eva Braun nicht geschadet zu haben: Luis Trenker behauptete nach dem Krieg, er hätte das private Tagebuch der Eva Braun von dieser 1944 persönlich übergeben bekommen und dieses erst in Anwesenheit eines Notars geöffnet. Trenker verkaufte die Aufzeichnungen, die mit sexuellen Details nicht geizen, gewinnbringend ins Ausland, die Veröffentlichung in einer Münchner Zeitschrift wurde 1948 allerdings gerichtlich gestoppt, da Zweifel an der Echtheit des Tagebuchs laut geworden waren und Luis Trenker schließlich auch in einem Prozess der Fälschung bezichtigt wurde. Doch seine Biografen scheinen diese Episode gerne zu verschweigen, passt sie doch nicht in das Bild des ehrlichen Naturburschen.

Auch wenn Luis Trenker kein klassischer Held gewesen sein mag, ein Star war er allemal: Zu seinen letzten Geburtstagen erschienen zwischen sieben- und zehntausend Menschen, um ihn zu feiern. Unbestritten war Luis Trenker auch ein guter Alpinist, doch seine eigentliche „Leistung“ liegt darin, das Bild des Tiroler Bergsteigers, eigentlich das Bild des Tiroler Mannes schlechthin, strotzend vor Vitalität, Stolz und Sturheit, geprägt zu haben. Auch wenn dieses Bild heute etwas veraltet erscheint, ist man doch ein wenig stolz auf den Berghelden Luis Trenker, der der ganzen Welt gezeigt hat, wo die wirklichen Männer zuhause sind. Männer, die sich durch Schneestürme kämpfen, ihrem Weg unbeirrbar bis zum Heldentod folgen und verächtlich auf die faulen, dekadenten Städter blicken. Dass Luis Trenkers persönliche Vita diesem Idealtypus nicht einmal nahe gekommen ist, tritt hinter das Bild des feschen, kantigen Mannes mit dem Filzhut zurück. So hat Trenker viele Jahre in Städten, u.a. in München, Berlin, Bozen und Rom gelebt – erhalten geblieben ist in Tirol aber eine gewisse Ablehnung der städtischen Welt. So wird Innsbruck bereits als „Weltstadt“ gesehen und Wien schon als Moloch. Dass man die Politik Wiens und Roms prinzipiell ablehnt, gehört auch zum guten Ton in Tirol. Man ist Provinz und stolz darauf, denn nur hier scheinen die wilden Kerle ihren Nährboden zu finden. Und die Idealisierung der Bergwelt bietet eine willkommene Projektionsfläche für männliches Heldentum, zugleich aber auch eine denkbar einfache Abgrenzung nach außen. Wer aus der Ebene kommt, gehört nicht dazu. Natürlich würde kaum jemand offen die Ideale aus Trenkers Filmen hochhalten, doch wenn man auf einer Almhütte auf einen bärbeißigen, die Moderne verachtenden, auf die Städter schimpf-

fenden Senner trifft, steht dieser lebende Anachronismus doch für viele noch immer für den eigentlichen Tiroler Mann.

Auch der Alpinismus sollte sich erst langsam von den Trenkerschen Bildern, dem Filzhut und dem Heldentod, lösen – Hermann Buhl jedenfalls taugte nicht mehr zum klassischen Trenkerschen Helden.

## Hermann Buhl – im Alleingang ein Held

„Das Bergsteigen ist etwas Unstetes. Man geht und geht und kommt nie ans Ziel. Darin liegt vielleicht gerade der besondere Reiz. Man sucht etwas, das man doch nie findet.“ Wie dieses Zitat zeigt, war Hermann Buhl – im Gegensatz zu Luis Trenker – ein Suchender, ein Getriebener, ein Grenzgänger. Er wurde am 21. September 1924 in Innsbruck und damit auch bereits in eine andere Epoche des Alpinismus hineingeboren als Trenker: War das Bergsteigen in seinen Anfängen eine elitäre Angelegenheit gewesen, so waren es um 1900 vor allem Gutbürgerliche und Akademiker wie Luis Trenker, die zur Weiterentwicklung des Alpinismus beitrugen. Erst nach dem Ersten Weltkrieg eroberten auch Männer aus Arbeiterkreisen und ärmlichen Verhältnissen die Berge, dazu gehörte auch Hermann Buhl. Als er 1943 als Sanitätssoldat an die Front geschickt wurde, hatte er bereits die Entwicklung zum Extrembergsteiger hinter sich. Selbst während seines Fronturlaubes im Juli 1944 unternahm er Klettertouren, meistens mit Herta Maier als Partnerin.

Waren Frauen damals gleichberechtigte Partnerinnen im Alpinsport? Vielleicht für Hermann Buhl, der in späteren Jahren eine begeisterte und talentierte Bergsteigerin heiraten sollte – sicherlich nicht für die Allgemeinheit. Mann-sein alleine qualifiziert noch nicht zum Alpinisten, doch schien es jahrhundertlang ein unbestreitbarer Vorteil zu sein, denn Frauen waren bis vor wenigen Jahren nur eine Randerscheinung im Alpinismus. Historisch ist der Alpinismus jedenfalls ein „männlicher“ Sport, eine Inszenierung des Männlichen. Die Eroberung der Berge durch die Frauen kann nicht unabhängig von der allgemeinen Entwicklung der Emanzipation gesehen werden und spielt sich parallel zu anderen Lebensbereichen ab. Dass dies in Tirol vielleicht insgesamt ein wenig länger dauerte, als in anderen Regionen, kann nicht ausgeschlossen werden. Auch die öffentlichen Strukturen waren lange frauenfeindlich: Die Karwendler nahmen 1975 erstmals eine Frau als Mitglied auf, was zu Proteststürmen führte. Die Statuten der Gipfelstürmer sehen nach wie vor Frauen nicht als Mitglieder vor.

Doch zurück zu Hermann Buhl und Herta Maier: Hier scheint jedenfalls ein gleichberechtigtes Verhältnis geherrscht zu haben, denn Buhl notierte zu einer Tour (Große Ochsenwand, direkte Ostkante, Kalkkögel, Rebitschweg) am 7. Juli 1944: „Mit Herta Maier. Herta mußte Rucksack und zwei Paar Schuhe tragen;

muß ich heute, nach 2 Jahren, noch immer hören.“ In der Eintragung vom nächsten Tag wirft er ihr zwar vor, dass sie „narrisch Schiß“ hat, doch dieser Vorwurf ist aus der Buhlschen Kompromisslosigkeit und seiner hohen Erwartungshaltung gegenüber Bergkameraden zu erklären und nicht als männliche Überheblichkeit zu deuten. Buhl entsprach kaum dem Bild des männlichen Helden, ihm fehlten dessen Selbstsicherheit und auch seine Arroganz. Immer wieder wird angedeutet, dass er aufgrund seiner schwierigen Kindheit nach Anerkennung und Verständnis suchte. Es scheint jedenfalls, dass er sich nur in der Welt der Berge frei und gelöst fühlen konnte. Er sehnte sich nach dem Anblick, „wenn unten alles Spielzeugdimensionen annimmt“.

Daher begann er 1945, sofort nach seiner Rückkehr aus amerikanischer Gefangenschaft, wieder mit dem Klettern. Er hielt sich mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser und finanzierte sich so seine Bergführerausbildung. Im März 1951 heiratete er die Bergsteigerin Eugenie Högerle aus dem Berchtesgadner Ramsau, mit der er drei Töchter bekam. 1952 gelang ihm der europaweite Durchbruch – zumindest in interessierten Kreisen: Er konnte auf die erste Alleinbegehung der Cassinführe an der Piz-Badile-Nordostwand sowie auf die Durchsteigung der Eiger-Nordwand verweisen. Dort geriet Buhl mit seinem Partner Sepp Jöchler in einen Wettersturz und musste drei Nächte in der vereisten Wand biwakieren. Auch andere Seilschaften waren in Bergnot geraten, und es scheint Buhl zu verdanken zu sein, dass alle neun Bergsteiger lebend aus der Wand kamen. Dass er mit der Durchsteigung der Eiger-Nordwand Aufmerksamkeit erregte, obwohl sie bereits siebenmal begangen worden war, mag auch an der Dramatik des Abstiegs liegen, denn Bergdramen an der Eiger-Nordwand ließen sich stets hervorragend medial inszenieren. Bereits zu dieser Zeit waren die Alpen ein „eroberter“ Raum, und es brauchte schon einiges, um die Öffentlichkeit für sich zu gewinnen.

Dagegen war der Himalaya ein noch offener Raum, der Abenteuer und Ruhm versprach. Ende 1952 erreichte Buhl das ersehnte Angebot, an der geplanten „Deutsch-Österreichischen Willy-Merkl-Gedächtnisexpedition“ zum Nanga Parbat teilzunehmen. Der Nanga Parbat galt zu diesem Zeitpunkt als „Schicksalsberg“ der Deutschen, da bereits zahlreiche Expeditionen gescheitert waren, so auch die von Willy Merkl im Jahr 1934, die man noch als „Angriff“ titulierte hatte. Auf dem Gipfel stand schließlich nur Hermann Buhl, sein Partner musste vorzeitig umkehren. Doch auch für ihn war die letzte Etappe eine Qual: Zusehends spürt Buhl die Höhe, der Hunger plagt ihn. Um zwei Uhr nachmittags trennen ihn noch 300 Höhenmeter vom Hauptgipfel, und er beginnt an der Machbarkeit seiner Unternehmung zu zweifeln; doch er ist bereit, alles dafür zu tun und nimmt zwei Tabletten Pervitin.

Pervitin war ein deutsches Medikament, das seit 1938 im Handel war und das zur Steigerung der Leistungs- und Konzentrationsfähigkeit, des Selbstvertrauens

und zur Verminderung von Angstgefühlen beitragen sollte. Kein Wunder also, dass die deutsche Wehrmacht und Luftwaffe angeblich viele Millionen Tabletten bezogen haben soll. Diese Wirkung versprechen sich auch heute noch Menschen, die Methylamphetamin – denn nichts anderes war Pervitin – unter dem Namen „Crystal Meth“ als Partydroge konsumieren. Ob Buhl seinen Gipfelsieg auch diesem Hilfsmittel zu verdanken hat, sei dahingestellt, sicher ist, dass es seine schier unermüdliche Ausdauer und seine Verbissenheit waren, die es ihm ermöglichten, den Nanga Parbat im Alleingang und ohne künstlichen Sauerstoff zu bezwingen. Sein Gipfelgang hat seinen eigenen Schilderungen zufolge wenig Heroisches an sich: Er ist oft der Verzweiflung nahe, kriecht teilweise nur mehr auf allen Vieren in Richtung Gipfel und schluckt immer wieder Pervitintabletten. Als er dann am 3. Juli 1953 oben steht, auf 8125 Metern, ist er sich der Bedeutung des Augenblicks nicht bewusst und fühlt nichts. Er ist nur froh, dass die Strapazen ein Ende haben. Dennoch setzt er noch einen symbolischen Schritt für seine Heimat: Ein Foto wird gemacht, auf dem die Tiroler Fahne am Pickel über dem Karakorumgebirge im Wind weht. Doch Buhl hat es eilig hinunterzukommen, schließlich ist es bereits sieben Uhr abends. Im Abstieg verliert er ein Steigeisen und muss dann eine Nacht in einer für die meisten von uns doch etwas unkomfortablen Lage verbringen: „In einiger Entfernung kann ich die Umrisse eines Blockes erkennen, ich versuche dorthin zu gelangen, was mir auch gelingt. Der Block ist zwar etwas wackelig, aber ich kann ganz gut darauf stehen. Mit dem Körper an die 50 bis 60 Grad geneigte Plattenwand gelehnt, für die rechte Hand habe ich einen guten Block als Halt, die Linke hält die Schistöcke, so kann ich ganz gut die Nacht abwarten. Der Gedanke, Biwak in 8000 Metern Höhe ohne Biwakausrüstung, weder Schlafsack noch Zeltsack, kein Seil, nicht einmal einen Rucksack, ist mir etwas Selbstverständliches und erscheint mir gar nicht absonderlich.“ Richtig gemütlich kann es nicht gewesen sein, denn die in dieser Nacht erlittenen Erfrierungen führten später zu Amputationen am rechten Fuß.



Abb. 13: Ingredienzien eines Gipfelsiegs: Hermann Buhls Bergschuhe und eine Packung Pervitin brachten ihn auf den Nanga Parbat

Nach dem Abstieg entbrannte rasch ein Kampf um die Vermarktung des Erfolges. Expeditionsleiter Karl M. Herrligkoffer wollte den Gipfelsieg als Gemeinschaftsleistung verkaufen, auch bei den Karwendlern, deren Mitglied Buhl war, wurde der Erfolg des Teams und der nationale Gedanke gegenüber seiner individuellen Leistung hervorgehoben. So meinte der Leiter der Karwendler Erwin Schneider: „Und als am 3. Juli 1953 Hermann Buhl in einer einmalig dastehenden Willensleistung und körperlichen Höchstform, begünstigt von gutem Wetter, den Einsatz der ganzen Mannschaft durch seinen überragenden Alleingang zum Gipfel krönte, da war die Freude in ganz Österreich und Deutschland und besonders in unserem Klub riesengroß. Da war nicht nur der erste Achttausender durch deutschsprechende Bergsteiger erstiegen, da war eine Tat gesetzt, die ein Beispiel dafür gab, was menschlicher Wille und menschliche Zielstrebigkeit vollbringen können, da war eine stolze Genugtuung, dass im gleichen Jahr, in dem die Briten ihren Mount Everest erreichten, Deutsche und Österreicher am Nanga Parbat erfolgreich waren.“ Doch Buhl selbst hatte keine nationale Eroberung im Sinne, er nützte die Gunst der Stunde und wurde dank seines Alleingangs zum Star. 1953 wurde er in Österreich zum Sportler des Jahres gewählt.

Aus den Unstimmigkeiten der Nanga-Parbat-Expedition sollte Buhl lernen, sodass er bei seiner Rückkehr in den Karakorum eine Kleinexpedition anführte und Wegbereiter einer neuen Bewegung wurde: Gemeinsam mit Marcus Schmuck, Fritz Wintersteller und Kurt Diemberger stand er am 9. Juni 1957 am Gipfel seines zweiten Achttausenders, des Broad Peak. Sie hatten ihn im Alpinstil, das heißt ohne Hilfe von Hochträgern und ohne Einsatz von Flaschensauerstoff, bezwungen. Damit war Hermann Buhl der erste Nicht-Sherpa, der zwei Achttausender erstbestiegen hatte. Das Achttausender-Sammeln hatte weltweit begonnen, und Buhl hatte sich endgültig den Ruf des erfolgreichsten Bergsteigers dieser Zeit erworben. Genießen konnte er seinen Ruhm aber nicht mehr, denn nur wenige Tage später stürzte Buhl bei der Besteigung des Chogolisa im Alter von 32 Jahren ab – sein Leichnam wurde niemals gefunden. Sein früher Tod förderte den Mythos um Hermann Buhl, und für manche war es ein logischer Abschluss für das Leben dieses kompromisslosen, getriebenen Bergsteigers. So meinte Reinhold Messner: „Wäre er allerdings an der Chogolisa nicht in jenes Loch getreten, das die Wächte am Grat geschwächt hatte, er wäre sonstwo abgestürzt, erfroren, ‚am Berg geblieben‘, wie es damals hieß. Für ein langes Leben war das Energiebündel Buhl nicht bestimmt. Und dieser frühe Tod machte ihn zum Helden. Vielleicht hat ihn sein Tod – so schmerzlich er für seine Familie und seine Kameraden gewesen sein mag – befreit von der Fessel jenes Wahnsinns, der uns Bergsteiger alle befällt, wenn wir bereit sind, immer wieder bis an die Grenzen zu gehen.“ Aus diesen Worten wird die Bewunderung Messners für Buhl deutlich, und in mancherlei Hinsicht beschritt Reinhold Messner den Weg Buhls konsequent weiter.

Hermann Buhl war wohl kein klassischer, strahlender Held, doch in mancherlei Hinsicht war er ein typischer Tiroler. Seine Sturheit und seine Unbeirrbarkeit haben ihn auf das Dach der Welt gebracht, und diese Eigenschaften werden – wohl nicht ganz zu unrecht – auch den TirolerInnen zugesprochen; hier legt man den eigenen „Sturschädel“ als Charakterstärke aus. Buhls Schriften deuten außerdem auf eine gewisse Schroffheit und Direktheit hin, die auch vielen TirolerInnen nicht ganz fremd ist. Übertriebene Höflichkeit wird als „Schleimerei“ verachtet und tunlichst vermieden. Von Zugereisten oder BesucherInnen Tirols wird dies manchmal als erfrischend und geradlinig empfunden, andere kommen mit der Schroffheit der TirolerInnen ebenso wenig wie mit jener der Berge zurecht.

## Reinhold Messner – im Zweifel ein Held

„Aus der Verlassenheit dieses vertikalen Labyrinths aus Fels und Eis brauchte ich zwei Tage zurück in die sonnenverbrannten Täler, aus denen ich gekommen war, und als wäre ich der Beobachter meiner selbst, stieg ich jetzt mit tastenden Schritten zu Tal: Ein glücklicher Mensch ging seine Bergtour zu Ende wie ein Ritual. Die Linie seines Weges war real und doch am Berg nicht sichtbar, wirklich nur in ihm selbst.“ Es geht Reinhold Messner nicht mehr um den heroischen Sieg über den Berg wie Trenker, es geht aber auch nicht mehr um die Überwindung der eigenen körperlichen Beschränktheit und der Suche nach Freiheit wie bei Buhl, sondern es geht um nicht weniger als die Suche nach dem Selbst. In all seinen Büchern, Artikeln und Äußerungen ist Messner das Sujet von Reinhold Messner – er ist der Beobachter seiner selbst und nützt den Berg dazu, um den dafür nötigen Abstand von sich und der Welt zu gewinnen.

Geboren wurde der moderne Superstar unter den Alpinisten am 17. September 1944 im Südtiroler Villnößtal als Sohn einer Lehrerfamilie und als eines von neun Kindern. Bereits früh erkletterte er die Felswände der Gegend. In dieser Zeit, in der Mitte der Sechzigerjahre, gab es in Tirol einen kleinen Kreis von Extrembergsteigern; Messner selbst nennt rund zwanzig in Südtirol, etwa fünfundzwanzig in Nordtirol und in Osttirol drei oder vier: „Sie gehen also in eine Welt, in die der Mensch nicht gehört, in die man vernünftigerweise also nicht geht. Wir Extremen aber gehen freiwillig in die Hölle und sagen allen Kritikern: Lasst mich in Ruhe, ich habe selber entschieden, ich will es wagen. Und wenn wir zurückkommen, sind wir eine verschworene kleine Gemeinschaft.“ Mit seinem Bruder Günther bildete Reinhold Messner zweifelsohne eine solche verschworene Gemeinschaft, sie beide waren es, die das Freiklettern revolutionieren sollten: Sie versuchten so wenig Bohrhaken wie möglich zu setzen und sich von der herrschenden Einstellung, dass jede Wand dank der technischen Errungenschaften machbar sei, abzuheben.



Sein Ruf verschaffte ihm die Einladung zur höchsten Wand der Welt, zur Rupalwand des Nanga Parbat. Dort waren bisher die besten Kletterer gescheitert, und sie galt als unbezwingbar. Messner hatte sich dafür eingesetzt, dass auch sein Bruder Günther an der Expedition teilnehmen konnte – mit schwerwiegenden Folgen. Im letzten Lager brach Reinhold Messner zunächst alleine zum Gipfel auf, bemerkte dann aber, dass sein jüngerer Bruder ihm entgegen ihrer Abmachung folgte. Am 27. Juni 1970 stehen beide am höchsten Punkt des Nanga Parbat. Günther weigert sich den gleichen Weg zurückzugehen, da seine Erschöpfung den schweren und steilen Abstieg zu den Kameraden nicht zulässt, vor allem, da kein Seil im Gepäck war. Sie entscheiden sich, eine andere Route zu gehen, über die flachere Nordwestseite abzustiegen. Doch nach einer Biwacknacht beginnt Günther zu halluzinieren, und der Abstieg über die Flanke erscheint ohne Seil fast unmöglich – und dennoch der einzige Weg. Reinhold Messner gelingt es, die Gefahrenzone zu verlassen, doch er wartet vergeblich auf seinen Bruder. Als dieser nicht und nicht kommt, steigt er nochmal hinauf, jeder Schritt eine Qual, nach vier Tagen ohne Nahrung, vollkommen ausgelaugt und inzwischen auch voller Panik. Er vermeint seinen Bruder Günther zu hören, und weiß doch, dass er tot ist. Am nächsten Morgen schleppt er sich hinunter und wird schließlich von Einheimischen gefunden und gerettet.

Durch diesen Abstieg über die Diamir-Flanke hatte Reinhold Messner den Nanga Parbat überquert – etwas was vor und nach ihm niemand gewagt hat. Dies sollte allerdings zu schweren Vorwürfen innerhalb des Expeditionsteams führen: Messner hätte von Anfang an geplant, den Nanga Parbat zu überschreiten und sei bereit gewesen, seinen Bruder diesem neuen Rekord zu opfern. Reinhold Messner hat diese Sichtweise immer als Verleumdung angeklagt und zugleich seine Verantwortung nie geleugnet.

1971 machte sich Messner auf, um die Leiche seines Bruders zu suchen, doch vergeblich. Ein später gefundener Knochen wurde Günther Messner zugeordnet und stützt die immer wieder angezweifelten Schilderungen Messners über den Abstieg. Die nächsten Jahre waren von aufsehenerregenden Erfolgen und genau so vielen Tiefschlägen gekennzeichnet. Immer folgte er dabei dem von Buhl vorgezeichneten Weg einer Reduktion der technischen Hilfsmittel: 1978 bestieg er als erster gemeinsam mit Peter Habeler ohne künstlichen Sauerstoff den Mount Everest und schließlich 1980 auch im Alleingang, ebenfalls als erster.

Messner hat Zeit seines Lebens die Massen angezogen und zugleich doch immer polarisiert; er ist ein Grenzgänger, doch einer der seine Grenzerfahrungen inszeniert und zu einer Lebensform hochstilisiert. Er verachtet die Absicherung der eigenen Existenz durch das Anbringen von Bohrhaken oder das Benutzen der Sauerstoffmaske und inszeniert sich als asketischen Bergsteiger. Zugleich lebt er auf einer Burg in Südtirol und lässt alle an seinen Gedanken und Emotionen teilhaben. So bezeichnete ihn der Schriftsteller Alberto Moravia als „Exhibitionist der Sonderklas-



se“. Messner ist nicht leicht zu fassen und doch ist auch er ein Kind seiner Zeit. War der Alpinismus zunächst eine heroische Tat, bei der es in erster Linie um den Gipfelsieg, um die Eroberung des Berges ging, stand bei Hermann Buhl bereits das Sportliche, die Überwindung des eigenen Körpers und die physische bzw. psychische Grenzerfahrung im Mittelpunkt. Und bei Messner geht es um den Kern des eigentlichen Ichs, um ein Kennenlernen und eine Selbstbeobachtung. Er braucht keine Rechtfertigung für sein Tun, denn er selbst gibt ihm Sinn und Bedeutung. Er geht an seine Grenzen und darüber hinaus, um sich selbst zu finden.

Gerade in der Figur von Reinhold Messner wird deutlich, was Extremalpinismus wohl auch ausmacht: ein Selbsterfahrungstrip, der ein extremes Ausgesetzt-Sein an der Grenze des Möglichen darstellt, selbstaufgelegtes Leiden und höchste Lebensintensität. Es geht in erster Linie darum, Erfahrungen zu sammeln: „Eines aber ist gewiss: Ohne Eigenverantwortung und Ausgesetztsein sind auch in eisigen Höhen keine Erfahrungen zu haben, die über Verhaltensmuster im Kindergarten hinausgehen.“ Die ständigen Todeserfahrungen haben bei Messner zu einer lebensbejahenden Grundhaltung geführt, die ihn aber dennoch nicht davon abhält, technische Hilfsmittel sehr zurückhaltend anzuwenden. Seine Forderung nach Enttechnologisierung des Extremalpinismus geht einher mit einer Ablehnung des kaufbaren Gipfelerfolgs. Er sieht die Berge als Gegenentwurf zur um sich greifenden Konsumwelt und Wohlstandsgesellschaft und verlangt einen ökologischen Zugang und eine technische Reduktion – und zugleich macht er mit der Vermarktung seiner Abenteuer die Welt des Himalaya und der Antarktis salonfähig und weckt das Interesse einer breiten Öffentlichkeit, die seither den Mount Everest im Rahmen von kommerziellen Expeditionen belagert. Trotz seiner rebellischen Persönlichkeit hat er die Massen bedient: Stets betont er, dass es nicht um den Gipfelsieg geht, dennoch ist er der erste, der alle vierzehn Achttausender bestiegen hatte – und zwar ohne künstlichen Sauerstoff. Man erzählt sich, dass Messner eigentlich vorhatte, unter dem Gipfel des letzten fehlenden Achttausenders, des Lhotse, kehrtzumachen, um ein Zeichen gegen den Wettkampf im Himalaya zu setzen. Stattdessen jedoch gewinnt er eben diesen, indem er am 16. Oktober 1986 gemeinsam mit Hans Kammerlander am Gipfel des Lhotse steht. Um den Berg noch vor Wintereinbruch zu erreichen, wurde das Basislager extra mit einem Helikopter angeflogen.

Vielleicht ist Messners Zugang ohnehin per se zum Scheitern verurteilt, denn auch sein Alpinismus ist ein Kampf gegen Naturgewalten. Extrembergsteigen bedeutet ein Bezwingen und eine Inbesitznahme des Berges und wäre ohne technische Hilfsmittel nicht möglich. Es ist zu hinterfragen, ob das von Messner geforderte harmonische Sich-Einlassen auf die Natur, die ganzheitliche Schau Mensch-Natur überhaupt vereinbar ist mit Extremalpinismus. Teilweise ist ihm bewusst, dass sein Ansatz von ihm selbst auch nicht vollkommen erfüllt werden kann. So fordert er einen ökologisch-korrekten Umgang mit Energie und fährt von

seiner Burg Juval mit dem Auto zum Einkauf. So verfolgt er das Ziel des autarken Lebens auf der Burg und verbringt doch einen Teil des Jahres in Meran. Dennoch: Es bleibt Messners Verdienst, die Natur wieder mehr in den Vordergrund gerückt zu haben und die ökologische Komponente zu betonen.

Reinhold Messner hat in seinem Leben in unterschiedlichen Gebieten die Herausforderung gesucht: Nach dem Klettern wandte er sich dem Höhenbergsteigen zu, um schließlich auch abseits der Berge das Extreme zu suchen: 1989 brach er mit Arved Fuchs zu einer Durchquerung der Antarktis mit Skiern auf. Messner spricht während der unendlich langen, einsamen Tage des Gehens durch die weiße Leere beständig auf sein Tonband – selbst hier geht es nicht nur darum zu denken, sondern auch darum, diese Gedanken später mitteilen zu können – und damit die Antarktisdurchquerung entsprechend vermarkten zu können. Wobei die mediale Verwertung seiner Abenteuer in Messners Fall zweifellos als gelungen bezeichnet werden kann, denn er verfügt über das notwendige erzählerische Talent, das seine Bücher und Beiträge aus der Masse der Bergsteigerliteratur heraushebt.

Die Expedition in die Wüste Gobi im Jahr 2004 sollte den Abschluss seiner Extremtouren darstellen. Die Herausforderung, der er sich in der Gegenwart stellt, wurde zu einem abstrakten Abenteuer: Messner wandte sich verstärkt ökologischen und künstlerischen Welten zu und schuf mit seinem Messner Mountain Museum (MMM) in Südtirol fünf Stätten, die allen zum Innehalten und Nachdenken offenstehen. Zugleich war er in den Jahren 1999 bis 2004 Abgeordneter der italienischen Grünen im Europäischen Parlament, bis er wie viele andere vor ihm erkennen musste, dass Politik die Welt wohl kaum verändern wird. Reinhold Messner ist als moderner „Held“, der zu seinem Scheitern und zu seinen Zweifeln steht, wohl noch immer eine der interessantesten Tiroler Persönlichkeiten der Gegenwart. Und sein großer Verdienst ist zweifelsohne, einen wichtigen Aspekt zum heutigen Tiroler Selbstverständnis beigetragen zu haben: Die Liebe zur Natur bedingt auch ihren Schutz. Die TirolerInnen definieren sich sehr stark über ihren Lebensraum, insbesondere über die Berge, und es dringt zunehmend ins Bewusstsein, dass es an ihnen ist, dieses wertvolle Gut zu schützen. Man ist stolz auf das gute Wasser und die gute Luft (auch wenn im Inntal die Feinstaubgrenzwerte öfter als erlaubt überschritten werden), und es ist wohl auch kein Zufall, dass die Grünen in Nordtirol im Vergleich zum restlichen Österreich ausgezeichnete Wahlergebnisse zu verzeichnen haben.

## Der Berg ruft

Trenker, der den nationalen Pathos in die Berge brachte; Buhl, der dem Helden-tum des Zweiten Weltkriegs abgeschworen hatte und sich auf die Suche nach einer individuellen Freiheit begab; Messner, der das Bergsteigen und die Über-

windung der eigenen Grenzen nun mehr als Weg der Selbsterfahrung sieht – sie alle sind „Helden“ und Spiegelbilder ihrer Zeit. Tirol hat viele andere erfolgreiche ExtrembergsteigerInnen und -klettererInnen hervorgebracht, die Liste der Namen würde Seiten füllen. Doch wer sind die Berghelden von heute? Wie anfangs provokant hingeworfen, scheint ihre Zeit abgelaufen zu sein. Ein Held ist eine Person mit besonders herausragenden Fähigkeiten oder Eigenschaften, die durch außergewöhnliche Taten Ruhm und Bewunderung der Öffentlichkeit erringt. Zweifels- ohne gibt es nach wie vor sehr viele AlpinistInnen, die außerordentliche Leistungen vollbringen – gerade im Bereich des Sportkletterns sind die TirolerInnen seit Jahren Weltspitze. Doch sie haben den Heldenstatus verloren und werden als LeistungssportlerInnen unter vielen anderen gesehen. Dies mag einerseits daran liegen, dass es kaum mehr sensationelle Rekorde zu verzeichnen gibt: Die mediale Aufmerksamkeit der letzten Jahre hat sich auf den Wettbewerb konzentriert, welche Frau als erste alle Achttausender besteigt. Dieser Kampf hat alle Charakteristika eines Heldendramas: wenige Hauptpersonen, absolute Höchstleistungen und eine Gewinnerin. Den Medien ist es vielleicht noch einen kurzen Bericht wert, wenn man wie der blinde Osttiroler Bergsteiger Andy Holzer versucht, die Seven Summits zu besteigen. Ansonsten spielen sich die Erfolge in – für die breite Öffentlichkeit – weniger spektakulären Bereichen ab: Die Alpen sind längst domestiziert, selbst der Himalaya ist es. Eine gewisse postmoderne Gipfelmüdigkeit hat sich in der Öffentlichkeit breitgemacht: Der Gipfelsieg taugt nicht mehr zur Heldentat, wenn selbst unsportliche Herrschaften sich den höchsten Berg der Welt erkaufen können.

Außerdem sind die Zeiten vorbei, in denen man die besten BergsteigerInnen der Welt an zwei Händen abzählen kann – die Spitze ist breit geworden, sehr breit. Die Projekte werden immer diversifizierter, die Rekorde sind vergänglich, da die Bestmarken ständig überboten werden. Und nicht nur das: Gerade Tirol ist ein Beispiel dafür, dass der extreme Alpinismus nicht nur in einer kleinen Profigruppe betrieben wird, sondern für viele Teil ihres Lebens geworden ist. Extremsport kann als Versuch gesehen werden, die fehlenden körperlichen Erlebniswelten und die Gleichförmigkeit des Alltags einer Wohlstandsgesellschaft zu kompensieren. „Normale“ BürgerInnen stürzen sich nach einem Tag im Büro mit dem Mountainbike durch steile Rinnen hinab oder gehen Eisklettern. Es gibt einen „Hype“ um das extreme Bergsteigen, doch die Helden sind die Masse geworden und haben sich damit paralyisiert. Der Alpinismus wurde zu einer Breitenbewegung: Die Innsbrucker Kletterhalle platzt aus allen Nähten, die Gipfelbücher sind schnell vollgeschrieben, und während das Skitourengehen in anderen Regionen nahezu unbekannt ist, geht man in Innsbruck mit rund 140.000 EinwohnerInnen von mehr als 30.000 aktiven SkitourengeherInnen aus. Und der Bergsport ist wichtiger Teil der Tiroler Identität, indem er als Bestätigung nach innen und Abgrenzung nach außen dient: Kopf-

schüttelnd wird jener gedacht, die in Großstädten ihre Wochenenden in Museen oder vor dem Fernseher verbringen, denn der Berg ruft. Auch jenen, die sich von außerhalb in die Berge wagen, wird nicht automatisch Anerkennung zuteil: Spöttisch wird die Ausrüstung wandernder TouristInnen begutachtet (alleine der Begriff des Wanderns ist dem Tiroler fremd, denn man geht auf den Berg), und gewisse Almhütten werden dem ausländischen Publikum für ihre Hüttengaudi überlassen, die eine Zugehörigkeit zum Tiroler Volkstum vorgaukeln soll. Doch eine Vermischung einheimischen und fremden Publikums ist selten, denn die TirolerInnen meiden die Touristenregionen. Berge gibt es ja genug, da kann man unter sich bleiben und die gemeinsamen Rituale, wie das Du-Wort am Berg und den gegenseitigen Gruß, ungehindert pflegen. Die Zeit der Berghelden ist vorbei, doch der Berg bleibt der Held in Tirol und wird weiter verehrt.

### **Weiterführende Literatur:**

Panitz, Hans-Jürgen, Luis Trenker ungeschminkt, Innsbruck 2009.

Buhl, Hermann, Kompromisslos nach oben. Herausgegeben von Reinhold Messner und Horst Höfler, Augsburg 1997.

Messner, Reinhold, Mein Leben am Limit. Eine Autobiografie in Gesprächen mit Thomas Huetlin, München 2004.

Auffermann, Uli, Entscheidung in der Wand. Marksteine des Alpinismus. Wenn Leidenschaft viele Gesichter hat, Admont 2010.

## **14. „Hurra die Gams!“ Die Kitzbüheler Streif als mythischer Ort**

Der französische Literaturwissenschaftler Roland Barthes beschrieb in seinem Buch „Mythen des Alltags“, dass vor allem Berge das Zeug zur Mythenbildung hätten. Ihre Unwirtlichkeit, der „Mangel an Weite oder Menschlichkeit, [...] Unzugänglichkeit und Vertikalität“ machten eine Gegend attraktiv. Der Gebirgigkeit werde geschmeichelt, die Ebene taue nicht für die bürgerliche Mythologie. Und in Tirol – reich an schroffen Schrofen – ist der sanfte Grasberg wohl auch nicht als Schauplatz großer Geschichte(n) geeignet, als Bedeutungsträger und Projektionsfläche für das Gedenken und die überwältigenden Gefühle. So ist merkwürdig, dass ausgerechnet hier zwei Berge, die als solche kaum zu erkennen oder wenigstens mit anderen Gebirgen verglichen sehr unspektakulär sind, zu *den* Tiroler Bergen wurden: nämlich der Innsbrucker Bergisel und der Kitzbüheler Hahnenkamm.

Was es mit dem Bergisel auf sich hat, wird an anderer Stelle in diesem Band geklärt, um den Hahnenkamm wird es also im Folgenden gehen. Diese vergleichsweise sanfte Erhebung wurde zwar schon in der frühen Reiseliteratur erwähnt und als ohne große Anstrengung erreichbares Ausflugsziel gepriesen. Aber weder damit noch mit der Landwirtschaft auf der Seidlalm oder Streifalm hätte der Hahnenkamm seinen Status als „Heiliger Berg“ erlangt.

### **Die Streif heute**

Mit „Hurra die Gams!“ läutete die „Tiroler Tageszeitung“ ihre Berichterstattung über das Hahnenkamm-Rennwochenende 2011 ein. Doch noch bevor das Spektakel so richtig begonnen hatte, schockte ein schwerer Trainingssturz des österreichischen Abfahrers Hans Grugger seine Kollegen, die Sportreporter und Fans. Wie nach solchen kapitalen Crashes üblich, setzte eine allgemeine Diskussion um die Gefährlichkeit der modernen Pisten, der gesetzten Kurse und des Equipment ein. Damit die Strecken den Wettkampf über halten, werden sie in riesige Eisplatten verwandelt; damit die TV-Kameras etwas einzufangen haben, werden Schanzen und scharfe Kurven eingebaut. Und die beim Freizeitschifahrer so beliebten, weil den Eindruck des eigenen Fahrvermögens stark verbessernden Carver sind als

Rennschi Höllengeräte. In den Kurven werden die Läufer nicht mehr wie früher abgebremst, sondern im Gegenteil: Durch die besondere Beschaffenheit des Schis beschleunigt sich ihre Fahrt weiter. Die Rennläufer artikulieren Siegeswillen, (Todes-)Mut und Angst zugleich. Die Funktionäre sprechen von Wissen um die Risiken und von Eigenverantwortung, die bei den Läufern läge. Die Fans pilgern nach wie vor an den Pistenrand und in den Zielraum oder setzen sich zumindest vor die Fernsehapparate (2011 sahen z. B. 1,2 Millionen ÖsterreicherInnen die TV-Übertragung des Hahnenkamm-Abfahrtslaufes). Die Kommentatoren schwanken zwischen Staunen und Bewunderung: „Nicht ein Athlet, der am Start auf seine Probefahrt verzichtete. Nicht einer, der sich aus den geschärften Krallen der Streif befreien wollte. Rennläufer im Allgemeinen und Abfahrer im Besonderen sind eben aus einem ganz besonderen Holz geschnitzt. Doch letztlich sind sie auch nur aus Fleisch und Blut“, schrieb etwa ein Journalist nach Gruggers fürchterlichem Sturz. Die Abfahrtsstrecke als wildes Tier (als Hahn?), das den kleinen, zerbrechlichen Menschen packen und verschlingen will.

„Die Streif ist eine richtige Abfahrtsstrecke. Sie hat alles. Oben brutal steil und technisch schwierig, dann musst du gut gleiten. Im Mittelteil gibt es schöne Kurven und zum Schluss wird es wieder echt brutal“, charakterisiert der Norweger Aksel Lund Swindal die 2011 wieder einmal in Diskussion geratene Strecke. Mit mehr Pathos beschreibt sie der österreichische Teamfahrer Klaus Kröll: „Die Streif wird immer die Streif bleiben, das heißt, sie wird immer gefährlich sein. Kitzbühel ist eben eine eigene Geschichte. Dieser Berg, diese Strecke, ein Mythos, etwas ganz Besonderes.“

Und wie ein Mantra werden alljährlich die Daten und Fakten zur Streif wiederholt: Über eine Länge von 3.312 Metern führt die Abfahrtsstrecke ins Tal. Die beginnt mit einem Startschuss und einem Gefälle von 50 Prozent; die Läufer beschleunigen innerhalb von sechs Sekunden auf Tempo 100. Auf diesen Abschnitt folgt mit der Mausefalle der erste Sprung und mit 85 Prozent Gefälle das steilste Stück der Strecke; dort springen die Rennläufer bis zu 60 Meter weit. Nach einer 180-Grad-Wendung namens Karussell und einer Linkskurve kommen die Läufer in den Steilhang (62 %, an dieser Stelle sind gerade einmal 30 Sekunden vergangen) und von dort in ein flaches Gleitstück. Dieses mündet in die Seidlalm mit einem weiteren Sprung und dem Lärchenschuss. Für das Publikum im Zielraum dann schon gut sichtbar ist der Hausberg mit der gleichnamigen Kante über die abermals weit gesprungen wird. Schließlich geht es nach einer Schrägfahrt in den Zielschuss, in dem bei einer Geschwindigkeit von bis zu 140 km/h noch ein letzter Sprung zu bewältigen ist. Im Ziel kommen die Fahrer mit einem Durchschnittspuls von 180 an. Der Österreicher Harti Weirather blieb als erster unter einer Zeit von zwei Minuten und bis dato am schnellsten absolvierte sein Landsmann Fritz Strobel die Abfahrt mit einer Zeit von 1:51:58, das war im Jahr 1997.

Und alljährlich werden neben diesen Daten im Vorfeld des Rennens die „tollsten“ Stürze in Erinnerung gerufen. Kaum eine Hahnenkamm-Abfahrt der letzten Jahre, die nicht mit einem Horror-Unfall verbunden gewesen wäre: 2008 flog der US-Amerikaner Scott Macartney in den Zielraum und blieb dort bewusstlos liegen; der schwedische Fahrer Hans Olsson durchschlug im selben Rennen die Fangnetze. Im Jahr darauf verunglückte im Training – wie Macartney beim Sprung kurz vor dem Ziel – der Schweizer Daniel Albrecht und erlitt ein Schädel-Hirn-Trauma samt Lungenquetschung. Aber schon in den frühen 1980er-Jahren diagnostizierte der Liedermacher Reinhard Fendrich: „Es wirkt a jede Sportart mit der Zeit a bisserl öd / wenn es an Härte fehlt“, und der Wiener Soziologe Otto Penz erklärte kürzlich, dass es ohne diese Unfälle den Mythos Streif nicht gäbe. Denn, nochmals gewährt hier Fendrich Einblick in die österreichische Sportlerseele: „Ein Sturz bei 120 km/h / entlockt ihm ein erfreutes ‚Hoppala‘. Und liegt ein Körper regungslos im Schnee / schmeckt erst so richtig der Kaffee.“ Die Streif liefert verlässlich auch solche Sensationen – die Medien kündigen genüsslich ein „Spiel mit dem Feuer“, einen „Ritt auf der Rasierklinge“ an. Wie aber hat all das denn begonnen?

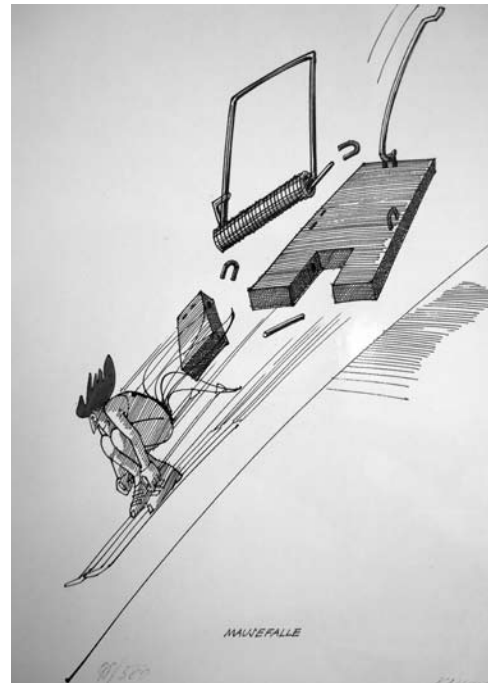


Abb. 14: Durch die Mausefalle muss, wer gewinnen will

## Historische Streif-Lichter

Im Winter 1892/93 unternahm der Wahl-Kitzbüheler Franz Reisch, inspiriert durch Fridjof Nansens Buch „Auf Schneeschuhen durch Grönland“, Skifahrversuche auf den lokalen Bergen. In der ersten Ausgabe der Münchener Zeitschrift „Der Schneeschuh“ im Jahr darauf schilderte der Pionier seine Erlebnisse auf norwegischen Schneeschuhen, wie die zwei Bretteln damals noch genannt wurden, und lieferte damit den frühesten deutschsprachigen Text über den alpinen Schi-lauf. Zusammen mit Freunden veranstaltete Reisch 1895 ein erstes Skirennen – wenig später erschienen die ersten Skifahrer von auswärts und schon 1902 wurde die „Wintersportvereinigung Kitzbühel“ gegründet, die bis heute – als „Skiclub

Kitzbühel“ – die Hahnenkamm-Rennen ausrichtet. Der Zielhang der Streif ist, Detail am Rande, auch gegenwärtig noch im Besitz der Familie Reisch. Die Abfahrtsstrecke selbst erhielt ihren populären Namen nach dem Bauern und örtlichen Grundbesitzer Straiff.

Mit dem Winter 1907 standen 35 waldfreie, markierte Schitouren bereit, ein Jahr später wurden diese Touren von Franz Reisch in einem Führer publiziert. Der Fremdenverkehrs- und Skipionier propagierte Kitzbühel vor allem auch als Wintersportort: „Der Winter ist lang und sehr schneereich“; das Skiterrain, so heißt es weiter, sei ideal und finde immer mehr begeisterte Verehrer. Der Kaufmann und Sportler Reisch war inzwischen auch zum Hotelier und Politiker geworden, von 1903 an leitete er zehn Jahre lang als Bürgermeister die Geschicke der Stadt.

1907 wurde in Kitzbühel die 1. Österreichische Skimeisterschaft veranstaltet. Fünf Sportler nahmen an diesem „Schidauerlauf“ teil, fuhren in falsche Richtungen ab, verirrt sich und kamen erst zwei Stunden später ins Ziel (der Lauf wurde wiederholt). Auch der „SkiClub of Great Britain“ wurde in die Stadt gelotst und Oberleutnant Georg Bilgeri richtete vor Ort ein Ausbildungszentrum für Mannschaften und Offiziere ein; selbstverständlich machte man ihn zum Mitglied des „Wintersportverein Kitzbühel“. Der Erste Weltkrieg, auf den sich nicht nur Bilgeri und seine Mannen so gut vorbereitet hatten, beendete vorerst alle touristischen und sportlichen Bestrebungen.

In der Zwischenkriegszeit kamen beide Bereiche – der Skisport und der Fremdenverkehr – langsam wieder in Schwung. 1928 ging die Hahnenkammbahn als vierte Seilbahn Österreichs in Betrieb. Der berühmte Maler Alfons Walde entwarf die Gebäude der Seilbahn ebenso wie das Logo (mit der Gams!) für das „Franz-Reisch-Gedächtnisrennen“, das 1931 als erstes Hahnenkammrennen der Geschichte stattfand. Vor dem Abfahrtslauf hatten die Teilnehmer noch einen beschwerlichen Anstieg von der Bergstation der Gondelbahn zur Seidlalm mittels Langlauf und Fußmarsch vor sich. Die „Innsbrucker Nachrichten“ berichteten: „Bei herrlichstem Firnschnee und prächtigem Wetter sausten die Läufer zu Tal, die gefahrenen Zeiten sind als hervorragend zu bezeichnen.“ 26 Sportler nahmen an der Abfahrt teil, neun kamen ins Ziel. Auf den Tiroler Sieger folgten weitere vier Österreicher, obwohl auch Schweizer, Deutsche und einige Briten gestartet waren. Im Jahr darauf gewann dann schon ein Schweizer, zumindest in der Abfahrt. Bei den Damen, sie bestritten 1932 ihr erstes Hahnenkammrennen, siegte die Tirolerin Rini Andreatta in Abfahrtslauf und Slalom und sicherte sich damit die Zweierkombination – ohne Sprunglauf, der auch noch im Programm war. 1935 gewann mit Baronin Grazia Schimmelpenninck gar eine Niederländerin Damenabfahrt und Slalom. In der Abfahrt war sie als einzige der 14 gestarteten Läuferinnen ohne Sturz ins Ziel gekommen. Damen wie Herren hatten auf der Abfahrt bis zu diesem Winter mitten in der Strecke noch ein Langlaufstück zwischen Nie-



derer Streif und Seidlalm zu bewältigen; erst dann waren diese Gegensteigungen durch Baumaßnahmen beseitigt worden.

Die Hahnenkamm-Sieger haben durchwegs Heldenstatus, in Erinnerungs- und Jubiläumsschriften, in Bildbänden zum Skirennsport oder zu Kitzbühel und auch in Werken zur Sportgeschichte werden sie nicht nur genannt und aufgelistet, sondern durch Kurzbiografien oder Anekdoten vorgestellt. Auffallend ist, dass über den oben erwähnten allerersten Hahnenkamm-Sieger so gut wie nichts zu erfahren ist: Im Rückblick taugt Ferdinand Friedensbacher, Kitzbüheler Tapezierer und Spitzensportler, nicht mehr zum Helden. Als ehemaliges Mitglied der „Geheimen Feldpolizei“ wurde er im Dezember 1970 vor dem Landesgericht Innsbruck eines NS-Kriegsverbrechens angeklagt. Die Geschworenen sprachen Friedensbacher frei – aber mit solchen Geschichten darf der weiße Hahnenkamm nicht befleckt werden.

1937 endlich ging das Rennen erstmals über die Streif; die Strecke führte jetzt von der Bergstation der Hahnenkammbahn über die Obere Streifalm und die Seidlalm zum Ziel auf der Hinterbräuleiten. Die berühmte Mausefalle sollte erst Anfang der Fünfzigerjahre eingerichtet werden. Sommer und Winter 1938 bescherten Kitzbühel rekordmäßige Nächtigungszahlen und auch im ersten Kriegswinter hatte die Stadt noch kaum etwas von ihrem internationalen Touch eingeblüht, wengleich die britischen und jüdischen Gäste bereits ‚verloren‘ waren. In den ersten Jahren des NS-Regimes in Österreich war Kitz beliebt bei Militärs und NSDAP-Granden, wie etwa den Memoiren des späteren Skischulbesitzers Karl Koller zu entnehmen ist, der unter anderem Albert Speer das Skifahren beigebracht hatte. Berühmtheiten wie Leni Riefenstahl oder Luis Trenker siedelten sich an. Mit Andauern des Krieges änderten sich Situation und Stimmung. Die Atmosphäre, erzählt der Schriftsteller Herbert Rosendorfer, der die Kriegstage als Kind bei seinen Großeltern in Kitzbühel zugebracht hatte, wurde „makaber“. Anstelle von TouristInnen belegten zusehends Verwundete, Flüchtlinge und Evakuierte die Hotelbetten; die touristische Infrastruktur verkam und die Stadt wurde zu einer hektischen Durchgangsstation.

Mit dem Kitzbüheler „Friedensrennen“ wurde am 1. Jänner 1946 das erste größere Skirennen Tirols nach dem Zweiten Weltkrieg abgehalten und Ende des Winters gab es auch wieder ein erstes bescheidenes Hahnenkammrennen. Letzteres gewann der vorhin erwähnte Karl Koller, der wenige Jahre später die bis heute größte Kitzbüheler Schischule „Rote Teufel“ übernahm. 1950 wurde – nachdem die französischen Truppen es geräumt hatten – das erste der örtlichen Grand Hotels wiedereröffnet und die Lokalzeitung brachte wie in früheren Tagen regelmäßig die Gästeliste. Man gab sich große Mühe, den Tourismus erneut anzukurbeln und wieder versuchten es die Kitzbüheler mit Sportevents: Am Weihnachtstag wurde in Kitz Mitteleuropas erster Nachtslalom gefahren; zur ersten

internationalen Veranstaltung, einem FIS-Rennen, kam es 1953. Den Nachtslalom gewann der Lokalmatador Christian Pravda, Teil des Kitzbüheler Wunderteams, von dem gleich noch die Rede sein wird.

## **Das Weiße Wunderteam und Superstar Toni Sailer**

Mit Christian Pravda, Toni Sailer, Anderl Molterer, Hias Leitner, Fritz Huber und Ernst Hinterseer stellte der Kitzbüheler Schiklub nicht nur das halbe österreichische Nationalteam, sondern, so ist immer wieder zu lesen, mit diesen Läufern wäre der Klub von 1954 bis 1960 in der Lage gewesen, jede Skinationalmannschaft der Welt zu besiegen. Dabei mussten die Helden heimlich Kondition trainieren – etwa Toni Sailer, der frühmorgens vor seinem Tagwerk in einer Spenglerei in der Blauen an seiner Fitness arbeitete: „Die Leute hätten uns für verrückt und arbeitsscheu gehalten, wenn wir im Trainingsanzug durch Kitzbühel gelaufen wären.“ Bei neun Hahnenkammrennen kam der Sieger aus den Reihen des örtlichen Schiklubs. Allein Anderl Molterer gewann viermal. Vor seinem Triumph 1958 hieß es etwa bereits im Publikum: „Heute gewinnt a Narrischer!“ Und Molterer selbst meinte: „Da musst a bisserl Schneid ham. Ich hab überhaupt nix g’sehn“. Später ging er als Skiprofi in die USA und brachte es bis zum Sportdirektor des Weißen Hauses.

An den drei Goldmedaillen von Toni Sailer bei der Olympiade in Cortina 1956 machen Beobachter vielfach den Wandel Österreichs von der Fußball- zur Skination fest. Analog zum nationalen Fußball der frühen 1930er-Jahre sprach man nun im Skisport von einem Wunderteam. Folgerichtig mussten Kitzbühel und auch Tirol dieses Weiße Wunderteam mit Restösterreich teilen, aus Tiroler Lokalmatadoren wurden Nationalhelden. Toni Sailer (Jg. 1935), der von 1946 bis 1958 über 170 Siege einfuhr und nebenbei noch den fünften Platz bei den Österreichischen Meisterschaften im Schispringen belegte (1952), wurde rasch zum ersten Superstar des heimischen Skizirkus. Der Kulturwissenschaftler Bernhard Tschofen beschreibt Sailer als „vielleicht ersten österreichischen ‚Popstar‘“ und meint gar, dass via Wedeln mit Hüftknick „Elemente des Rock ’n’ Roll national adaptiert“ wurden. Sailer selbst und seine Umgebung wussten jedenfalls die nationale Euphorie zu nutzen – als ideale Werbefigur propagierte der Rennläufer, nur zum Beispiel, in den Kinos den Wintersport und pflichtbewusst und selbstverständlich schrieb er in seiner ersten Autobiografie 1956: „Schön ist es überall. Aber nicht überall ist alles so gut beisammen wie in Kitzbühel [...]. Hoffentlich verdächtigt mich niemand, daß mir diese Worte vom Fremdenverkehrsverband in den Mund gelegt worden wären. Aber ich kann es halt nicht anders sagen, als es mir ehrlich vorkommt: In Kitzbühel ist es am schönsten.“

Sailers Erfolge kamen zu einem Zeitpunkt, als die Zweite Republik sie dringend brauchte. Vor einem schwierigen politischen und wirtschaftlichen Hintergrund wurde der junge Kitzbüheler zum massenwirksamen Idol und zum Symbol des österreichischen Wiederaufbaus stilisiert. Seine Biografie ist eng verflochten mit der ökonomischen, sozialen und politischen Erfolgsgeschichte Nachkriegsösterreichs. Bereits 1959, im Alter von 23 Jahren, trat Sailer als aktiver Rennsportler zurück, nachdem die FIS aufgrund seines zweiten Filmengagements („Der schwarze Blitz“) seinen Amateurstatus in Frage gestellt hatte. In den folgenden Jahren widmete er sich ganz seiner Karriere als Schauspieler und Sänger, wirkte in 25 Filmen mit, agierte in einer Fernsehserie und nahm zahlreiche Schallplatten auf.

Die Ära Sailer war damit keineswegs zu Ende: Zwischen 1972 und 1976 kehrte er sogar nochmals ins Zentrum des Österreichischen Skiverbandes zurück – als Cheftrainer der Alpinen und als technischer Direktor. Der Funktionär Sailer wurde zwar viel gescholten, dem Alkohol sei er zugeneigt und die Verwicklung in mehrere Skandale wurde ihm nachgesagt. Doch auch das tat der Legende keinen Abbruch – noch als 65-jähriger wurde er zu „Österreichs Sportler des Jahrhunderts“ erkoren.

Zurück zur Streif: Kurz vor seinem Tod 2009 erzählte Toni Sailer dem Sportreporter Sigi Bergmann, dass ihm seine Hausstrecke gar nicht lag. Er kannte sie zu gut, um jene äußerste Konzentration aufzubringen, die für einen erfolgreichen Lauf nötig war. Und außerdem: „Andere Abfahrtsstrecken wiesen Passagen auf, die man auch in etwas aufgelockerter Form bewältigen konnte. Die Streif aber ließ den Skiläufer nicht ein einziges Mal wirklich los.“

## Die modernen Helden

Ende der 1950er-Jahre begann die nächste Generation – allen voran Karl Schranz – das Kitzbüheler Wunderteam abzulösen. Wobei selbst Schranz acht Anläufe brauchte, um sich den Hahnenkamm-Gesamtsieg zu holen. 1959, es waren die 20. Wettbewerbe in Kitzbühel, gab es erstmals eine Fernsehdirektübertragung des Rennens. 1960 holte sich ein Franzose den Gesamtsieg bei den Herren und der Überraschungscoup der 17-jährigen Tirolerin Traudl Hecher schien für die Gastgeber, ja die gastgebende Nation, nur ein schwacher Trost. Ähnlich wiederholte sich das im Jahr darauf und in der österreichischen Presse beschimpften einander Schilehrer und Nationaltrainer, dass sie den Nachwuchsläufern das Skifahren nicht mehr richtig beizubringen wüssten. Wiederum nützte es wenig, dass die österreichischen Damen auf dem Hahnenkamm tonangebend waren.

Immer wieder gab es Stimmen, die meinten, der Hahnenkamm sei zu gefährlich für die Frauen und 1962 wurden die Damenbewerbe von Kitzbühel nach Bad Gastein verlegt. Viele Jahre später zum Hahnenkamm befragt, äußerte Rosi Mittermaier

er, dass sie „auf diesen Höllenritt“ immer gerne verzichtet hatte. „Auf die Männer und ihr Kitzbühel war ich nie neidisch, überhaupt nicht.“ Noch ein Nachtrag zu 1962: In diesem Jahr ging heldenhaft das Oberhaupt der Ismailiten, Prinz Karim Aga Khan, für Großbritannien an den Start. Mit der Startnummer 97 erreichte er – unter 88 Läufern, die ins Ziel kamen – immerhin den 79. Rang. Solche sogenannten Exoten gehen in Kitzbühel längst nicht mehr an den Start und schon 1963 stellte ein Journalist im Wochenblatt „Die Zeit“ fest: „Ganz brave, spießbürgerliche Mädchen und Burschen können bei Rennen von solcher Wildheit kaum noch siegen. Der alpine Skilauf ist so dynamisch geworden, daß er nur von sehr temperamentvollen Menschen gemeistert werden kann.“ Im Weiteren zeigt er Verständnis, dass es unter diesen Voraussetzungen hier und da in den Mannschaften ein wenig an der Disziplin mangle. Die „alten Götter“, meint der Journalist, und nennt Toni Sailer, würden nicht mehr zählen, auch im alpinen Schilau sei eine neue Zeit angebrochen. „Die Leistungen sind so sprunghaft gestiegen wie in allen anderen Sportarten auch. Wo ist die Grenze?“ Eine Frage, die in Zusammenhang mit dem alpinen Abfahrtslauf und insbesondere mit Kitzbühel auch heute hochaktuell ist.

Rund zehn Jahre später machte erstmals Franz Klammer auf der Streif auf sich aufmerksam; als vierfacher Streif-Abfahrtssieger sollte er später in die Geschichte eingehen. 1974 gewann mit Hansi Hinterseer – heute als erfolgreicher Schlagersänger Held ganz anderer Gefilde – nach vielen Jahren und bislang zum einzigen Mal wieder ein Kitzbüheler den Slalom am Hahnenkamm. Als er ein Jahr später leicht bang zur Abfahrt antrat, soll ihn Teamkollege Werner Grissmann beruhigt haben: „Is eh lei a Einbahnstraßn. Da kimmt da koana entgegn.“ Mit ihren markigen Sprüchen schrieben die Rennläufer ihre eigene Hahnenkamm-Chronologie:

- Prinz Hubertus von Hohenlohe, unter anderem österreichischer Staatsbürger, der für Mexiko an den Start ging, sagte 1982: „Fünf Jahre habe ich davon geträumt, dass ich einmal in Kitzbühel runterfahren darf, aber jetzt träume ich davon, dass ich im Zielraum stehe und nur zuschauen brauche.“
- Der Schweizer Abfahrer Peter Müller war 1985 überzeugt: „Die Streif hasst mich.“
- Das für Luxemburg fahrende Kuckucksei Marc Girardelli meinte 1989 über den Augenblick, in dem die Rennläufer sich aus dem Starthaus auf die Strecke katapultieren: „So muss man sich fühlen, wenn man ohne Fallschirm aus dem Flugzeug springt.“
- Der steirische Abfahrtspezialist Helmut Höflehner bekannte 1991: „Ich bin immer froh, wenn ich hier lebend wegkomme.“
- Acht Jahre später ließ der österreichische Superheld Herminator Maier mit einer Hahnenkamm-Blasphemie aufhorchen: „Das soll die schwerste Abfahrt der Welt sein? Da geht es doch zweimal sogar bergauf.“

Mit ihrer Performance aber auch mit Sprüchen wie diesen pflegen die modernen Helden und Idole den Mythos Streif und lassen ihn Jahr für Jahr neu aufleben. Die Rennläufer haben sich und die Strecken im Griff; sie denken von Rennen zu Rennen und sind doch vorausblickend: Sie legen ihr (Schmerz-)Geld gut an, investieren in eine Zukunft, schaffen sich berufliche Standbeine – sie kaufen Après-Schi-Hütten an heimischen Schihängen und ziehen in ihren Heimatorten ein Gestüt auf. Sie arbeiten mit „Kopfsponsoren“ und leben routiniert mit ihren von den Eispisten ramponierten Gelenken. Sie sind unbestritten Stars und öffentliche Personen, so ist es nicht weiter verwunderlich, dass sie – oft noch vor Karriereende – ihre Lebensgeschichten auf den Markt bringen. In diesen Autobiografien nutzen die Spitzensportler die Gelegenheit, Bilder und Vorstellungen rund um ihre Person zu korrigieren. Andererseits greifen die Autoren bzw. die Sportjournalisten, die beim Schreiben helfen, gängige Bilder auf und bestätigen sie. Die Skiprofis sind ‚wilde Hunde‘ – selbstbewusst, mutig, optimistisch, ausgestattet mit eisernem Willen. Erwartungen und Vorstellungen der Fans kann man nicht enttäuschen. Zudem färbt der Tenor der saisonalen Medienberichte auf die Sportler ab. Der Österreicher Günther Mader gewinnt die Abfahrt in Kitzbühel und schreibt, dass damit „ein Held geboren“ war – er.

Auch was sie hinsichtlich nationaler Gefühle zu leisten haben, wissen die Rennfahrer. Obwohl sie explizit wenig über Österreich oder nationale Identität schreiben, weben sie alle am Mythos des hiesigen Skihelden. Der ist vor allem anderen einfach, natürlich, echt; er bleibt immer auf dem Boden und kehrt nach seiner Laufbahn als Leistungssportler in seine Heimatgemeinde zurück. Die Autobiografien liefern Puzzlestücke, um das Bild vom Helden zu komplettieren, zugleich geben sie aber auch – manchmal vielleicht unbedacht und oft auch nur zwischen den Zeilen – allzu Menschliches, Durchschnittliches und Gewöhnliches frei.

## Heiliger Berg und Après

„Kitzbühel ist etwas Großes, etwas Herausragendes im Skisport. Sozusagen der Tempel des Skisports.“  
(Der kroatische Rennläufer Ivica Kostelic, 2011)

Zu Tausenden pilgern am Hahnenkamm-Rennwochenende Skibegeisterte in die 8.500-Seelen-Stadt. Als Rekordjahr gilt 1999, als sich 100.000 Fans in Kitzbühel einfanden. Sogenannte Schlachtenbummler reisen aus Tirol, aber auch aus ganz Österreich mit Sonderzügen an, um das Spektakel mitzerleben. Die Berichte in den Medien strotzen vor sakralem Vokabular und können sich mit einschlägigen Metaphern kaum zurückhalten: „Beim Abfahrtsrennen wird der Hahnenkamm

zum heiligen Berg. Zahlreiche Gläubige säumen die Flanken des Hügels, wenn die Olympier herniederkommen. Dies tun sie in hautengen, schimmernden Gewändern, mit blitzenden Helmen und mit größtmöglicher Geschwindigkeit“, war etwa 1981 in der deutschen Wochenzeitung „Die Zeit“ zu lesen. Im US-amerikanischen Magazin „Sports Illustrated“ wurden 2002 die fünf härtesten Abfahrten gelistet, der Hahnenkamm natürlich an erster Stelle und als „hallowed“, als geheiligt, bezeichnet. Zu einer Auslese der Besten und Tapfersten führe der steile, enge und harte Hang, begleitet vom enormen Gebrüll der Menge.

Auch der Tiroler Volkskundler und Tourismuskritiker Hans Haid strapazierte anlässlich des 50. Jubiläums des Hahnenkammrennens das Repertoire religiöser Begrifflichkeiten: „Etliche Millionen hat der Kitzkiri-Wahnsinn verschlungen, umwegrentabilitätsargumentierend, dahinter, verlogen ihrem Schneekult huldigend, die Massen [...]. Es ist der weiße Schneewahn. Es sind die kultisch, abgöttisch verehrten Schneeseppeln, Pistentonis, Ganslarnhuren und Mausefallenhelden. [...] Und alle sind gekommen zur großen Huldigung: Landeshauptmann und Ehrenpräsident, Landeszuhalter und Finanzkämmerer, Bundesgottheiten und ihre Vasallen, alleröberste Intendanten und gleichermaßen erprobte Intriganten, käufliches Wählervolk [...].“

Profaner – aber durchaus mit rituellen Elementen versehen – geht es *après* zu. Nach dem Rennen feiern die Gäste in den direkt an den Schipisten gelegenen Hütten, Schirmbars, in den Lokalen und Straßen der Gamsstadt. Wie beim *Après-Ski* üblich, fließt reichlich Alkohol bei gängiger Winter-Ballermann-Musik-Begleitung. Es gibt hochprozentige Getränke mit bevorzugt zweideutigen Namen, deren Genuss gerne mit Trinksprüchen und ähnlichen Ritualen eingeleitet wird. Wer nach den Anstrengungen des Renntages noch dazu in der Lage ist, gibt sich die Ehre als „*Après-Skigolo*“ oder „*Skihaser!*“. Vor einigen Jahren outete sich Gianfranco Kasper, der Präsident des Welt-Schiverbandes, quasi als Spaßbremse, als er verlauten ließ, dass Kitzbühel ein Alkoholproblem habe. Seither sind vor Ort Alkoholausschank und Musik unter freiem Himmel ab 24.00 Uhr untersagt.

Nicht nur, aber insbesondere am Rennwochenende herrscht in Kitzbühel eine außergewöhnliche Promi-Dichte. Einen Tisch in der noblen Bar „Tenne“ zu bekommen, sei anscheinend schwieriger, als die Streif sturzfrei zu passieren. Am Hahnenkamm-Wochenende verwandelt sich Kitzbühel in das Monaco der Alpen, eine VIP-Party jagt die nächste. Politiker, Wirtschaftsbosse, Stars und Starletts, Presseleute und Adabeis treffen einander zum rituellen Weißwurstessen, bei den von Autoherstellern organisierten Großveranstaltungen und im Festzelt zu Harti Weirathers „*Kitz Race Party*“. Kameras und Kiebitze sind immer dabei.

Seit der Prince of Wales in den 1930-Jahren am Fuß des Hahnenkamms unter anderem auch Gefallen am Skifahren fand, war Kitzbühel in. Die Prominenz strömte in großer Zahl zum Wintersport in die Kleinstadt, die sich den Namen

zum mondänen, weil wahrscheinlich international leichter aussprechbaren, Kitz coupieren ließ. Und heutzutage wimmelt es in Kitzbühel den ganzen Winter über von Porsches, Limousinen mit dunkel getönten Scheiben und Sport Utility Vehicles der Luxusklasse – vielfach haben die Gefährte Münchener Kennzeichen. Mit einem schnellen Wagen ist man von dort in 80 Minuten da. In der Bergbaustadt von ehemals sind Häuser und Grundstücke inzwischen so begehrt, dass offenbar bis zu 20 Millionen Euro für eine Logiermöglichkeit in exquisiter Lage aufgebracht werden müssen. Die reichen Russen, so eine gängige Beschwerde, würden die Preise noch weiter in die Höhe treiben.

Der echte Kitzbüheler begegnet all diesen TouristInnen mit grantigem Trotz, der – davon profitiert ja ganz Tirol – für alpenländischen Charme gehalten wird. Wenn diese Eindringlinge schon einmal da wären, dann müssten sie auch kräftig geschöpft werden. Andererseits wird bedauert, dass mit den 1980er-Jahren Kitz seinen einzigartigen Charakter und Status verloren habe. Zwar kämen die Reichen und Schönen nach wie vor, aber infolge allseitiger Professionalisierung und umfassenden Geschäftsbewusstseins sei hier einfach nichts mehr legendär. Und selbst die Originale im Skizirkus starben aus – der Osttiroler Werner Grissmann wird oft als Letzter dieser Spezies benannt. Während die mondänen Skiorte Brennpunkte des Neoliberalismus geworden sind, weisen die Skistars – wie andere Leistungssportler auch – die charakteristischen Merkmale des „unternehmerischen Selbst“ (Ulrich Bröckling) auf. Sie sind Spezialisten für Risiken und für das Handeln unter Ungewissheit, sie realisieren ständig neue Projekte und übernehmen für diese und für sich selbst die volle Verantwortung. Die Figur des Risikosportlers, resümiert die Medienwissenschaftlerin Barbara Kainz, wandelte sich vom bürgerlichen Antipoden der 1970er-Jahre zum gesellschaftlichen Vorbild, zum Vorbild für alle.

Mythos Streif: Wenn man beim Bild einer kultischen Handlung bleibt, zu der die Skirennfans alljährlich am Hahnenkamm zusammentreffen, dann würde man auf den ersten Blick die Rennläufer als potentielle Opfer sehen. Vor allem die Abfahrer werfen sprichwörtlich ihr Leben in die Waagschale. Das ermöglicht zum einen Gruseln, Identifikation, Mitgefühl mit den Läufern und im Fall des Falles Mitleid. Zum anderen stellt ein Mythos die Verbindung zwischen dem Eigenen, Irdischen und dem übergeordneten Göttlichen her. In einer semi-profanierten Gesellschaft wie der unseren verbinden Mythen den Einzelnen mit eben dieser Gesellschaft (und mit ihrer Seitenblicke-Abteilung), mit der Nation, den Mächtigen und Erfolgreichen. „Wir haben heute wieder einmal das Rennen gemacht“ und der Stolz ist umso größer, wenn es sich um einen Heimsieg, noch dazu auf „der härtesten Abfahrtsstrecke der Welt“, handelt. In solchen Momenten des emotionalen Rausches, schließt der französische Ethnologe und Soziologe Émile Durkheim, würden die Menschen ihr eigenständiges Denken opfern. Will man dazugehören, voll dabei und mittendrin sein, gilt es, dieses Eigenste aufzugeben, je-

denfalls für den Moment. Zur Belohnung wird man Teil eines größeren Ganzen und bekommt womöglich gerade als Teil dieser Genuss- und Gruselgesellschaft die Chance auf die begehrten *15 seconds of fame*, sind doch die Kameras immer dabei.

Für Informationen zu Ferdinand Friedensbacher dankt die Autorin Winfried R. Garscha vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes sowie dem Amtsleiter der Gemeinde Jochberg Franz Zaggel.

### **Weiterführende Literatur:**

Marschik, Matthias / Spitaler, Georg (Hg.), Helden und Idole. Sportstars in Österreich. Innsbruck (u. a.) 2006.

Schreier, Anja u. a. (Red.), Hahnenkamm. Chronik eines Mythos. 100 Jahre Kitzbühler Ski Club (K. S. C.), Gütersloh / München 2003.

Scocek, Johann, Sportgrößen der Nation. Der Aufstieg des Österreicherers vom Helden zum ewigen Verlierer, Bad Sauerbrunn 1994.

Straub, Wolfgang, Kitzbühel. Kultur- und Sportstadt in Tirol. Fotografien von Gerhard Trumler, Wien 2005.

Weiß, Otmar / Norden, Gilbert: Sporthelden, in: Memoria Austriae I. Menschen, Mythen, Zeiten, hg. von Emil Brix, Ernst Bruckmüller und Hannes Stekl, Wien / München 2004, 164–193.



## 15. Sesshafte Knödel und Turtres, Couscous und Polenta der Fahrenden. Was rumpelt und pumpelt alles im Tiroler Bauch?

*Es gibt zwei Sorten von Ratten:  
Die hungrigen und satten.  
Die satten bleiben vergnügt zu Haus,  
Die hungrigen aber wandern aus.*  
(Heinrich Heine, Die Wanderratten)

### Eher gemütliche Einstimmung auf eine Feriendestination

Südtirol gehört zu den beliebtesten Reisezielen Europas. Wintersportler finden hier einzigartige Skigebiete, Wanderer genießen im Frühling mediterranes Klima in Kaltern oder in Meran, im Sommer kommen die Kletterer, die sich an bizarren Felswänden zwischen Dolomiten und Ortler emporschwingen. Der Herbst gehört mehrheitlich der älteren Besuchergeneration, die Trauben- und Wein-Kuren genießt sowie die abwechslungsreiche, von vielen Kulturen geprägte Speisekarte, die gerade zur Erntezeit von Trauben, Äpfeln und Kastanien besonders prall und variantenreich ist.

Südtirol ist ein schönes, gottgesegnetes, paradiesisches, ein herrliches, wildromantisches Land. So beginnen seit Generationen, ja seit Jahrhunderten Reisebücher, Bergsteigerseiten, Briefe berühmter Zeitgenossen. So euphorisch werden Kochbücher, Gebiets- und Hotel- oder Gasthausführer unserer Tage eröffnet. Südtirol hat „seit zwei Jahrtausenden und vielleicht noch viel länger die Aufgabe gehabt, die Verbindung zwischen dem kühlen Norden und dem heiteren Süden zu knüpfen“, schreibt der Begründer der Südtiroler Koch-Moderne Andreas Hellrigl im Jahre 1970. „Es hat dabei manche Konflikte gegeben, aber die Schönheit des Landes und die Sinnenfreude seiner Bewohner haben sie, gottlob, nicht berühren können.“ Merke: Es hat Konflikte gegeben. Das ist ein kleiner Haarriss in der heilen Welt der Kochbücher, an der Schwelle zum Massentourismus. In den nächsten vier Jahrzehnten nach 1970 wird die Region in der Koch- und Prospektliteratur nur noch auf Hochglanz poliert.

Heute werden Reise- und Gastronomie-Journalisten bei ihren Kurzbesuchen von professionellen Touristikmanagern betreut, begleitet, fürstlich hofiert. Damit ihnen die Texte leichter von der Hand gehen, in denen Südtirol ein schönes, gottsegnetes Land ist. Ein zauberhaftes, paradiesisches. Als Garten Eden will sich das Land den Urlaubern und anderen temporären Besuchern zeigen. In der aus 116 Gemeinden bestehenden Provinz Bozen gibt es drei Amtssprachen: Deutsch, Italienisch und Ladinisch. Für seine „Südtiroler Küche“ sammelte und verfeinerte Andreas Hellrigl die Rezepte der drei Volksgruppen, man findet in dem Büchlein – neben etlichen extravaganten Gerichten – die Knödel der deutschen, die Polenta der italienischen und die „tutres“-„Tirtlen“ der ladinischen Südtiroler. Wir erinnern uns: Es hat manche Konflikte gegeben. Aber beim Kochen haben sich die drei so unterschiedlichen Kulturen längst so gut, so harmonisch durchdrungen wie ein famoses Eintopfgericht, das erst nach längerer Schmor-, Ruhe- und erneuter Schmorzeit seine fantastischen Düfte und Geschmacksnuancen freigibt. Ein Geschmacksarchäologe, der den Deckel hebt, wird jedoch weit mehr als drei kulinarische Traditionen in unserem Kessel riechen und erkennen. Weil die Ahnen und Urahnen der Sesshaften in den 116 Gemeinden zwischen Winnebach und Reschen und zwischen Salurn und Brenner früher einmal selbst Fahrende waren, die eigene Sitten, Gebräuche, Kochgewohnheiten in den Garten Eden mitgebracht haben.

## **Diese Geschichte ist gewürzt mit dramatischen Zutaten**

Südtirol ist ein wildromantisches, abenteuerliches und gefährliches Land. Kaum hatte sich ein Volk hier sesshaft gemacht, kaum wurde es von seinen Wäldern, Wiesen und Äckern satt, da kamen auch schon von auswärts die Hungrigen. Es hat Kämpfe gegeben, die bis heute derselben Logik folgen: Die, die zuerst hier siedelten, bezeichnen die Neuankömmlinge als einfallende Horden. Wie Rom ist das heutige Gebiet von Südtirol während der vielen Völkerwanderungen immer wieder geplündert, erobert und neu gegründet worden. Der Homo Sapiens, Nach-Nach-Nachfahre des Australopithecus Africanus, hat den Neandertaler verdrängt. Durch Untersuchungen der Knochen von sieben Neandertalern glauben wir zu wissen, dass sich unser evolutionsgeschichtlicher Großcousin so einseitig wie Wölfe von Fleisch ernährt hat. Das bisschen Grünzeug auf dem Speiseplan des Sapiens soll ihn flexibler, überlebenstauglicher gemacht haben.

Die Römer haben die Räter besiegt, Bajuwaren und Langobarden überrannten die Römer. „Weh mir! Zu welchem Volke bin ich nun wieder gekommen?“ fragte sich schon Odysseus ungefähr zur Halbzeit seiner langen Irrfahrt, „Sind's unmenschliche Räuber und sittenlose Barbaren / Oder Diener der Götter und Freunde des heiligen Gastrechts?“ Vae victis! Wehe den Besiegten. Wer verliert,

ist im Unrecht, die Sieger schreiben die Geschichte. Nur auf der Speisekarte, auf dem Tischtuch, auf dem Höhlenstein, im Keller der Geschichte bleiben immer die Spuren beider, der Sieger wie der Besiegten, sichtbar. Als die Römer 15 v. Chr. von der Poebene nach Bozen vorstießen und Rätien eroberten, fanden sie eine florierende, jahrhundertealte Weinbaukultur vor. Von den Besiegten übernahmen die Römer, die nur Amphoren und Ziegenlederschläuche kannten, für Lagerung und Transport des Weines die Holzfässer. Durch die Verschmelzung von rätischen und römischen Weinbautechniken erreichte der Weinbau einen ersten Höhepunkt.

Früher begann der Tag im Garten Eden mit einer Schusswunde: Unser berühmtester Vorfahre, Ötzi, der Mann aus dem Eis, wurde ermordet. Von hungrigen Vaganten oder von den Satten, die in der Gegend wohnten? Der spektakuläre Kriminalfall bleibt ungelöst. Wir wissen nicht einmal, ob das Opfer selbst ein Fahrender oder ein Sesshafter war. Manches deutet darauf hin, dass Ötzi beides war – das Kupferbeil und die ebenfalls aus südlicheren Regionen stammenden Silex-Pfeilspitzen hat er, der sicherlich ein besserer Herr aus der Jungsteinzeit war, auf seinen ausgedehnten Wanderungen gefunden oder getauscht. In unserem Zusammenhang ist dieser bessere Herr aus dem Eis als kulinarisches Gesamtphänomen interessanter: Mit den, gemessen an unseren heutigen Bedürfnissen, wenigen Habseligkeiten am Leibe kann Ötzi in der rauen Welt der Jungsteinzeit sammeln, jagen, leben! Er ist Herr aller Jahreszeiten und Wälder, er kennt alle saisonalen Angebote – dadurch ist er den Michelin-Sterneköchen unserer Zeitrechnung weit überlegen, die nur durch ein kapillares System von Zulieferern in der rauen Welt der Gastronomieführer überleben können.

Die Zwei-Sterne-Köche Norbert Niederkofler („Hubertusstube“, St. Cassian), Martin Untermarzoner („Jasmin“, Klausen) und Gerhard Wieser („Trenkerstube“, Dorf Tirol) gingen in der herbstlichen, vor allem aber in der winterlichen Wildnis elend unter, wenn wir sie lediglich mit Pfeil, Bogen, Feuerstein, getrockneter Pappelsamenwolle, Beil, Steinmesser und Schlehen ausstatten würden. Ötzi hingegen, der Herr aus dem Eis, ist autonom. Ein ganzheitlicher Koch mit enzyklopädischem Wissen von den Ingredienzien seiner Welt. In Ermangelung von Vergleichsmumien laufen wir leicht Gefahr, Ötzi – steckte nicht der Pfeil in seiner Schulter – als idealtypische Überlebensmaschine zu idealisieren.

Es gibt in jeder Gesellschaft arm und reich, es gibt in jeder Landschaft Fahrende und Sesshafte. Heinrich Heine nennt sie in seinem eingangs zitierten Gedicht die Hungrigen und die Satten. Die Reichen bleiben sitzen, die Armen müssen auswandern. „Sie wandern viel tausend Meilen, / Ganz ohne Rasten und Weilen, / Gradaus in ihrem grimmgigen Lauf, / Nicht Wind noch Wetter hält sie auf. [...] Gar manche ersäuft oder bricht das Genick, / Die lebenden lassen die toten zurück.“ Natürlich, der Hunger radikalisiert die ziehenden, weichenden, eilenden Völker.

Wer diese Bedrohung von außen erkennt, bemüht sich um Sozialpolitik und verteilt Essen oder verschafft Arbeit.

Die Fahrenden und Nach-Fahrenden sind in Südtirol in 116 Gemeinden sesshaft geworden. Das ist vielleicht amtlich, aber das ist – wenn man Geschichte immer als etwas Dynamisches begreift – natürlich nur eine Momentaufnahme der langen Geschichte der Migration. Das wächst oder schrumpft weiter, je nach dem. So verhält es sich auch mit den Volksgruppen. Von Amts wegen spricht man am Anfang des dritten Jahrtausends immer noch von drei Volksgruppen. Obwohl es längst eine diffuse, inhomogene vierte Volksgruppe gibt, die früher Gastarbeiter genannt wurden. Und die jetzt, weil sie viel länger blieben und ihre Frauen und Eltern aus ihren Ursprungsländern nachgeholt haben und weil sie in der fremden, neuen Heimat nur selten mit den Eingeborenen eine Familie gründen konnten – jetzt plötzlich Ausländer genannt werden. Manchmal EU-Ausländer, manchmal Ausländer mit Migrationshintergrund oder Nicht-EU-Ausländer.

Diese vierte Volksgruppe hat die ladinischen Südtiroler zahlenmäßig überholt, sie stammt aus vielen Ländern, redet folglich mit vielen Zungen und kocht, damit die neue Heimat ein bisschen weniger fremd ist, Gerichte aus vielen Teilen der Erde. „Knödel, Nudl, Mues und Plente sind die vier Tiroler Elemente“, hatte der Mineraloge und Schriftsteller Franz von Kobell im 19. Jahrhundert folkloristisch festgeschrieben. Dies gilt heute nicht mehr – Südtirol hat jetzt endlich eine Weltküche! Bei diesem kleinen kulinarischen Spaziergang werden den Volksgruppen prototypische Gerichte zugeschrieben: den deutschen Südtirolern die Knödel, den italienischen die Polenta, den ladinischen die „tutres“-Tirtlen – der arabische Couscous den Neuen Südtirolern der vierten Volksgruppe. Obwohl die Wahl genau so gut auf indisches Chapati-Brot, auf türkisches Döner Kebap, auf nepalesische Momos, auf ein Quinoa-Schmorgericht aus den Anden oder auf Frühlingssrollen der chinesischen Tradition fallen könnte.

## **Knödel, Tutres, Polenta, Couscous – Rezepte für die Verständigung von Fahrenden und Sesshaften**

Für ein erstes Kennenlernen fremder Küchen mögen vier lapidare Zubereitungsarten genügen. Das Speckknödelsezept von Hans Debeljak, Altmeister unter den Südtiroler Kochbuchautoren des 20. Jahrhunderts, stammt aus den ersten Nachkriegsjahren:

Zutaten: 30 dkg Brot, 10 dkg Speck, 1 Ei, 5 dkg Mehl, 1/8 Liter Milch, Petersilie, etwas Zwiebel oder Schnittlauch. Bearbeitung: Das Brot fein aufschneiden; Petersilie und Zwiebel (oder Schnittlauch) fein schneiden, in

Butter rösten, mit dem Brot in eine Schüssel geben; Speck fein würfelig geschnitten, mengen; das Ei mit der Milch gut verschlagen, dazugeben, salzen, das Mehl beimengen, rund formen, die Knödel in kochendes Salzwasser geben und 20 Minuten kochen.

Tirol galt schon im Mittelalter als reiche Region in Europa, die Bodenschätze, besonders Kupfer und Silber, zogen fahrende Knappen ebenso an wie die mächtigen Kaufmannsfamilien der Fugger und Welser. Durch das von ihr oder für sie geschriebene Kochbuch gilt Philippine Welser als Ahnfrau der gehobenen Tiroler Küche. Ihr Knödelrezept festigt die soziokulturelle Struktur der kleinen Tiroler Weltkugel, die sich aus einer bäuerlichen Produktionssituation entwickelte: Getreideanbau, Rinder- und Schweinehaltung, Gemüsegarten. Der Knödel wird durch Philippine Welser – immerhin ist sie, wenn auch heimlich, mit dem Kaisersohn Erzherzog Ferdinand II. von Habsburg vermählt – „höchstadelig“. Knödel sind berühmt in Europa. Schwarzwalduhren, auf denen ein Knödelfresser zu jeder vollen Stunde die entsprechende Anzahl Knödel verschlingt und dabei genüsslich die Augen verdreht, sind im 19. Jahrhundert ein Exportschlager. Die Knödel der Sesshaften können Fahrende satt machen – es ist wohl kein Zufall, dass Heinrich Heine in seinem Gedicht darauf zurückkommt: „Im hungrigen Magen Eingang finden / Nur Suppenlogik mit Knödelgründen, / Nur Argumente von Rinderbraten, / Begleitet mit Göttinger Wurst-Zitaten.“

Die ladinischen Törtchen, die *Turtres* (manche sagen auch *Turtres*; vom spätlateinischen „torta“ = rundes Brot), sind ein traditionelles Samstag- oder Vor-Feiertags-Abendgericht der ältesten sesshaften Südtiroler Volksgruppe. Die Zutaten sind einfach und stammen immer von dem, was Haus und Hof abwerfen. Als Grundregel kann gelten, dass der Roggenmehlanteil für den Teig steigt, je höher der Bauernhof liegt, da Weizen in klimatisch extremen Lagen nicht gedeiht. Für die Fülle ergibt sich in diesem Falle, dass weniger Spinat und mehr Kartoffel mit der bäuerlichen „Ur-Ingredienz“ Topfen gemischt wird. Rezept aus dem Gadertal für den Teig:

250 g Roggen-, 250 g Weizenmehl, 2 Eier, Salz, 30 g zerlassene Butter, etwas Milch; Fett zum Backen. Für die Füllung: 200 g Topfen, 100 g grob geraspelte, gekochte Kartoffel, Schnittlauch, Salz. (Spinat-Variante: 200g gekochter, passierter Spinat in Butter kurz gedünstet. Mit Salz, Pfeffer, Muskatnuss würzen und mit 200 g Topfen vermischen, auskühlen lassen und die Tirtlan damit füllen.) Zubereitung: Aus dem gerasteten Teig wird eine 5 cm dicke Rolle geformt, von der man nach und nach eine Scheibe herunter schneidet, zu einem dünnen, handtellergroßen Blatt austreibt, mit der Masse seiner Wahl füllt, mit einem zweiten „tutra“ abdeckt und an den Rändern andrückt („anpitscht“). In heißem Fett hellbraun, also nicht zu lange backen.

Nichts ist einfacher, als einen *Plent*, eine *Polenta* kochen. Möchte man meinen, da man ja im Prinzip nur Maismehl, Wasser und ein bisschen Salz benötigt. Aber bereits bei der Kochzeit streiten sich Polenta-Esser wie Polenta-Kocher. Gibt man in diesem Punkt den Sterneköchen Recht, die einen Plent lediglich zwanzig Minuten auf dem Herd rühren, dann bekommt man nur einen Maiskinderbrei, niemals jedoch einen erwachsenen Plent mit seinen würzigen, unverwechselbaren Räucher- geschmacksnoten. Stella Donati, die große Förderin und Autorin der italienischen Regionalküche, hält sich bei ihrem Polenta-Rezept an die lange Tradition der Fahrenden: 2 Liter Wasser für ein halbes Kilo Maismehl (je nach Mehlkörnung ein bisschen mehr oder weniger Wasser), mindestens eine Stunde Kochzeit, im Idealfall in einem Kupferkessel auf offenem Feuer. Das Maismehl ins kochende, gesalzene Wasser einrieseln lassen und dabei mit dem Schneebesen kräftig rühren, damit sich keine Knöllchen bilden. Eine große Anfangshitze fördert die Bildung der lukullischen Kruste („Schéarn“ im Unterland, „Schürra“ im Pustertal genannt) am Kesselrand. Nach der heißen ersten Plent-Phase genügt eine mittlere, später eine kleine Hitze und nur noch gelegentliches Umrühren.

*Couscous* wiederum ist ein Grundnahrungsmittel der nordafrikanischen Küche. Der befeuchtete und geduldig zu Kügelchen zerriebene Grieß von Weizen, Gerste, Hirse, manchmal auch von Mais ist das kulinarisch-kulturelle Bindemittel aller Völker des Maghreb. Couscous wird zum Garen nicht gekocht, sondern über kochendem Wasser oder über einem kochenden Schmorgericht gedämpft. Damit der Couscous-Grieß fein und locker bleibt, wird er mit Wasser, manchmal auch mit einer Brühe befeuchtet, bevor er in den Siebeinsatz der Couscoucière zum Dämpfen gegeben wird. Während der etwa 30 bis 45 Minuten dauernden Garzeit wird der Couscous-Kochtopf ein paar Mal vom Herd oder Lagerfeuer genommen, dabei der Couscous mit dem Kochlöffel gelockert und nochmals mit Wasser, Brühe oder Kochsaft des Schmorgerichtes befeuchtet. Couscous ist Hauptbestandteil oder Beilage zahlreicher Gerichte mit verschiedenen Gemüsesorten (Tomaten, Karotten, Kürbisse, Zucchini, Kohl), mit Fleisch (Geflügel, Rind, Lamm) oder auch Fisch. Das nahrhafte Gericht stammt – lange bevor die Römer Karthago eroberten – aus der Tradition der Berber. Der Couscousgrieß – in der Berbersprache „k`seksu“ genannt, was mit „wohlgeformt, abgerundet“ übersetzt werden kann – wurde in der Sonne getrocknet, so blieb er auf den großen Beduinenwanderungen zwischen den Oasen lange haltbar. Vom berberischen „k`seksu“ leiten sich die verschiedenen arabischen Couscous-Varianten ab: von „kusksi“, „kuskusu“, „ksaksu“, bis hin zum „keskesu“ des Berberstammes der Tuareg. Arabische Eroberer, Fischer und Händler brachten Couscous im Mittelalter über das Mittelmeer, wo es in der südspanischen und süditalienischen Regionalküche aufgenommen wurde. In Trapani auf Sizilien ist „cuscusu“ ein Duett zwischen Couscous und Fischen.

## Das ideale Lagerfeuer, um sich Essgeschichten zu erzählen

Kulinarische Legenden erinnern sehr oft an den Prediger in Sepp Schluiferers (d.i. Carl Techet) „Fern von Europa“: „Liawe Kchrischt'n! Höret eine Fabel, dös hoabt eine G'schicht, dō wos nōt wōhr – owa dafir sehr sche' und lehrraich ischt!“ Nämlich die Entstehung des Kipferls und die Ankunft des Kaffees. In einem satirischen Hörspiel von Franz Hiesel sind diese Säulen der grandiosen Wiener Kaffeehauskultur die gar köstlichen Folgen der missglückten zweiten Türkenbelagerung von anno 1683. Aber natürlich, neue Speisen und Getränke fremder Völker, zumal aus dem Morgenland, bleiben im Abendland noch lange bedrohlich, wie der Kaffee-Kanon von C. G. Hering (1766–1853) belegt: „C-a-f-f-e-e, trink nicht so viel Kaffee! Nichts für Kinder ist der Türkenrank, schwächt die Nerven, macht dich blass und krank. Sei doch kein Muselman, der ihn nicht lassen kann!“ Der historische Nachweis, dass das Kipferl von Wiener Bäckern in siegreichem Übermut dem Halbmond auf der türkischen Fahne nachgebildet wurde, kann nicht erbracht werden. Das bleibt Legende, die Geschichte können sich heute Deutschwiener und Türkischwiener im Kaffeehaus erzählen. In Südtirol gibt es dieses ideale Kaffeehaus oder Gasthaus noch nicht, in dem es neben Knödel, Tutres und Polenta auch noch Couscous gibt. Also schlagen wir ein Lagerfeuer als offenen Begegnungsherd für unsere Tiroler Elemente vor. Das kommt übrigens den Gerichten sehr entgegen, denn alle vier sind dazu gedacht, sind hervorragend dafür geeignet, von Großfamilien oder größeren Freundschaftsrunden verspeist zu werden. Dabei erzählt man sich Essgeschichten:

Also beginnen wir mit den ladinischen Tutres. Als Ur-Maultaschen sind sie im Raum Südtirol eindeutig auch die Vorfahren der im deutschen Sprachraum als Tirtlen bekannten Pustertaler Ableger. Aus „torta“ wurde Tutres, soziolinguistisch betrachtet kamen die Tirtlen erst viel später. So – jetzt werden die Pusterer an unserem Lagerfeuer zum ersten Mal laut protestieren – denn Tirtlen, Roggenmehl, Kartoffeln, „Tschötte“ (Topfen) sind wesentliche Bestandteile der bäuerlichen Produktion im größten Tal Südtirols. Das stimmt alles, doch die Ladinier waren vorher schon da, sie mussten aber während der Völkerwanderung das landwirtschaftlich ertrageichere, „fettere“ Territorium aufgeben und zogen sich allmählich in abgeschiedene Täler zurück. Die Tutres, sagt Erika Pitscheider, die auf ihrem Gadertaler Bergbauernhof auf 1600 Metern Meereshöhe Kurse für ladinische Küche anbietet, sind ein Symbol für die Geschichte der Ladinier: Das Beste aus dem machen, was man vorfindet. In jeder Hinsicht. Jahrhundertlang lebten die Ladinier in völliger Abgeschlossenheit und bitterer Armut.

Es gibt Speck-, Spinat-, Leber-, Graukäse-, Steinpilz-, Pfifferling-, Hirn- und Rohnenknödel, es gibt Buchweizen-, Gorgonzola-, Bergkäse-, Fasten-, Topfen-, Mark-, Blut-, Press-, Serviettenknödel und noch viele andere, auch süße Spielarten. Das Wort Knödel ist höchstwahrscheinlich so etwas Geknetetes wie der Knö-

delteig selbst: es soll sich aus dem Althochdeutschen „chnodo“, auch „chnoto“ oder „kinoto“ = Knoten ableiten lassen, was im Mittelhochdeutschen dann „knode“ und „knote“ wurde. Demnach soll Knödel eine Verkleinerung von „knode“, also ein kleiner Knoten sein. Man kann in die Wortforschung jedoch zusätzlich noch „knedlsk“ kneten, das tschechische Wort für Hügel. Immerhin gehören wohl auch die böhmischen Knödel, die „knedlik“, zu den Knödel-Urahnen.

Erstmals abgebildet wurden Knödel auf den byzantinisch beeinflussten Wandfresken in der Burgkapelle von Hocheppan während der ersten Jahre des 13. Jahrhunderts. Die Fresken stammen von zwei oder drei unterschiedlich begabten Meistern. Man nimmt an, dass sie Mustertafeln von byzantinischen Vorbildern besaßen oder kannten. Besonders die Geburtsdarstellung auf Hocheppan ist mit jener der Cappella Palatina von Palermo stilistisch und thematisch eng verwandt, die Interpretationen gleichen sich – bis auf die Weltkugeln! In Palermo schenken zwei Magier dem Christuskind Schüsseln mit Goldkugeln, auf Hocheppan hat daraus wahrscheinlich der dritte Meister, „C“ genannt, eine Knödelpfanne gemacht. Als erste Knödel-Ikone der Geschichte diente eine Magd im Bauernkittel, die gierig einen Knödel verschlingt, das Auge weit aufgerissen. Gutmütig schaut die gebärende Muttergottes zur hungrigen Magd und zeigt mit der rechten Hand, „Seht her!“, auf sie. Kunsthistoriker meinen, der weniger begabte Junior-Meister C habe die ihm bekannten byzantinischen Vorbilder nicht richtig verstanden und deshalb keine Goldkugeln, sondern Knödel gemalt. Aber an unserem virtuellen Lagerfeuer können wir den Tutres-, den Polenta- und den Couscous-Freunden auch eine andere Version erzählen: es kann auch der Hunger oder die Sinnlichkeit gewesen sein, die Meister „C“ angetrieben haben. Vielleicht wurde er für seine Arbeit schlecht bezahlt und er hat sich dadurch gerächt, dass er die verdamnte Gold-Ikonografie endlich einmal erden, säkularisieren wollte. Knödel sind die Goldkugeln der Bauersleut. Der nicht weniger gierige Wurstesser bei der Hochzeit zu Kana auf der Südwand der Hocheppan-Kapelle ist ein sinnlich-derber Zwillingbruder, der thematisch das Recht der hungrigen Magd auf Knödel stützt.

Als sich Spanien nach Amerika hin ausbreitete, kam der Mais vom neuen Kontinent nach Europa. In der Gegend von Südtirol ist das neue Getreide schon sehr früh angebaut worden, die erste schriftliche Nennung stammt aus dem Amt von Salurn anno 1573. Kleinere Maispflanzungen können sicher schon etliche Jahre vorher datiert werden, da der „türggische Weizen“ anfänglich nicht zehentpflichtig war, folglich auch noch nicht in amtlichen Rechnungen aufscheint. Nur wenig später, wahrscheinlich um 1589, entstand auf dem Gufidauner Schloss Koburg das erste Südtiroler Maiskolben-Fresko. Im Jahre 1615 ist das neue Getreide schon längst auch in der Innsbrucker Gegend – öha! – bekannt, 273 Star vorräti-ger Mais für Hötting und Völs sind in einer Getreidebeschreibung vermerkt. Mais





Abb. 15: Die älteste Darstellung des Tiroler Knödels auf einem Fresko in der Burgkapelle von Hocheppan (Anfang 13. Jahrhundert)

verträgt Feuchtigkeit nicht nur viel besser als etwa Weizen, Mais galt bereits im frühen 17. Jahrhundert als ideale Pflanze, um überschwemmtes Gebiet nach der Entsumpfung wieder in Ackerland umzuwandeln.

Besonders im Bozner Unterland, wo die mäandrierende Etsch oft über die Ufer trat und den Sumpf zwischen dem ohnehin kleinen Acker- und Weideland vergrößerte, wurde der Anbau von Mais sehr gefördert. Zunächst, wie bereits vermerkt, durch Abgabenbefreiung der Bauern vom zehnten Ernteteil. „Was der Bauer nicht kennt, das frisst er nicht“: Über hundert Jahre und mehr blieb das fremde Getreide vorwiegend ein Futtermittel! Kurios ist in diesem Zusammenhang ein Brief aus Paraguay des Kalterer Missionars Anton Sepp aus dem Jahre 1691, in dem er von einem ihm zuvor unbekanntem Gericht der Indianer schreibt, das er überaus gern isst („und befinde mich wohl dabei“): „Von diesem (Mais)Mehl kochen sie im Wasser, oder mit dem Fleisch, doch ohne Salz, ein Mus.“ Gemeint ist natürlich der „Plent“, die Polenta. Gedanken- und Zeitsprung: Wäre das Essen des gekochten Maismehlbreis durch Einflüsse aus dem Norden in den Südtiroler Speiseplan übernommen worden, dann hieße das Gericht heute wohl „Tírggnmuas“. In der Speise-

ordnung des Heiligengeistspitals von Bozen aus dem Jahre 1857 steht „Türkenmus“ und „türkenen Blenten“. Durchgesetzt hat sich aber „Plent“, die Ableitung von der italienischen Bezeichnung Polenta.

Kolumbus hat bereits 1493 den Mais nach Europa gebracht, wo er sich rasch in Spanien, Südwestfrankreich (erste Erwähnung in Bayonne 1523) und in Oberitalien verbreitet, wo sein Anbau in den 1630er-Jahren begann. Die Polenta ist von den westlichen Gebieten Venetiens nach Tirol gekommen. Bei den italienischen Tirolern von Welschtirol, also vom Trentino, ist die Polenta bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das wichtigste Volksnahrungsmittel. Dies wird die „walsche“ Speise eine Generation später auch im Südtiroler Unterland, wo sie im 19. Jahrhundert in Notzeiten bis zu dreimal täglich Hauptspeise ist. Vom Mais wird alles verwertet, aus Blättern, Kolben, Pflanzenstange werden Streugut, Tierfutter, Abdichtungsmaterial, Flaschenverschluss, Fasnachtsschmuck, Matratzenfüllgut, Winter-Überschuh und noch vieles mehr. Von den Wanderhändlern und Fahrenden, die vom Süden oder von den italienischen Nachbarländern ins Unterland und nach Überetsch gekommen sind, haben die Bauern auch die Zubereitung der Polenta im Kupferkessel im Freien übernommen. In der Mittagspause wäre das Ochsenfuhrwerk ohnehin zu langsam gewesen, um vom Acker zum Haus und von dort wieder zurück zur Arbeit zu gehen. Auf den Feldern war man Selbstversorger, als „Zúabuaf“ (Sättigungsbeigabe) konnten früher ja Frösche und Flusskrebse aus den zahlreichen Entwässerungsgräben geholt werden.

Gegen Ende der 1950er-, Anfang der 1960er-Jahre hat der lukrativere Apfel den Mais auf den inzwischen längst restlos entsumpften „Mösern“, den Mooräckern im Unterland und Überetsch, verdrängt. Einen Umkehrschub dieses Anbautrends gibt es nicht, es gibt nur kleine, nostalgische Maisnischen von Biobauern. Die alten „Plent“-Helden schätzen dieses Biomaismehl sehr, erinnert es sie doch an das schmackhafte, „ganze“ Mehl von früher. Während sie dem gekauften, herkömmlichen „Paktlmehl“ aus dem Supermarkt sofort anmerken, dass die industrielle Verarbeitung den Maiskörnern Öl, Samen und andere wertvolle Substanzen entzogen hat. Trotz aller Hektik unseres selbst gewollten, computergestützt-motorisierten Arbeits- und Freizeitens ist das Überetscher und Unterlandler „Plent“-Ritual in geselliger, größerer Menschenversammlung gleich langsam geblieben wie früher: Unter einer Stunde Kochzeit ist es kein richtiger „Plent“. Irgendwie erinnert sogar der langsame Sprechrhythmus der Überetscher und Unterlandler, mit ihren gedehnten, beinahe italienisch gesungenen Vokalen, an einen vor sich hin blubbernden „Plent“ im Kessel. Erst dann, wenn sich durch Geschmacksosmose der feine Räuchergeschmack der leicht angebrannten Kruste („Schéarn“) auf die gesamte Masse übertragen hat, erst dann schmeckt ein „Plent“ so unverwechselbar gut!

Südtirol ist eine Oase, die von den Nachfahren der Berber, der Tuareg und vieler anderer nordafrikanischer Stämme auf ihrer langen Migration erst spät ent-

deckt wurde. Die Reichen aus der Wirtschafts-oase hatten gerufen. Aber im Prinzip waren eigentlich fast ausschließlich nur Männer im arbeitsfähigen Alter gefragt, die nach Beendigung des Arbeitslebens wieder in die Wüste geschickt werden sollten. Durch den Geburtenrückgang hat man Arbeitskräfte gebraucht für Arbeiten, die von den so genannten Stamm-Südtirolern – den deutschen Knödel-, den italienischen Polenta- und den ladinischen Tutres-Essern – nicht mehr so gerne gemacht wurden. Putz- und Wisch-, Aufräum-, Müllentsorgungs- und viele andere niedrige Dienste. Die neuen Männer aus dem fernen Nordafrika sind an der untersten Sprosse der Feriendestination Südtirol sesshaft geworden. Am Anfang haben sie sich noch sehr darum bemüht, mit so genannten einheimischen Frauen eine Familie zu gründen. Aber da war mehr als das Mittelmeer zwischen ihnen: Kultur, Religion, Vorurteile, Hautfarbe, Sitten, Gebräuche, aber hauptsächlich: Vorurteile, Angst vor dem Fremden.

Also holten sich diese nordafrikanischen Männer im besten Arbeits- und Heiratsalter ihre Frauen nach. Und mit ihnen auch die Sitten und Gebräuche. Und eine Couscousière und viel Couscous, der nach Art ihrer Väter und Mütter nach dem Freitagsgebet zubereitet wird. Wahrscheinlich gibt es mindestens genauso viele Zubereitungsarten von Couscous – begleitet von süßen bis scharfen, von fetten bis mageren Soßen, Gemüse, Fisch, Fleisch – wie es Stämme in den Wüsten Nordafrikas gibt. Grob vereinfachend lässt sich wohl dennoch sagen, dass die algerische Tradition meistens vorsieht, Couscous über Wasser zu dämpfen. So bleibt der Geschmack ziemlich neutral. In Marokko wird das Metallsieb mit dem Couscous hingegen zum Garen über die dampfende Soße gestellt. Der marokkanische Couscous gilt – nach Meinung meiner Gewährsleute aus Montpellier mit besten Maghreb-Kontakten – als ausgesprochen reichhaltig, ja als fürstlich abwechslungsreich und bunt.

## **Mehr Heimat, viel mehr Heimaten können durch den Magen gehen**

Vielleicht muss man an unserem virtuellen Lagerfeuer, an dem sich Knödel, Tutres, Polenta und Couscous begegnen, in Erinnerung bringen, dass die Abendländer nicht nur sorgenvoll, angst- oder gar hasserfüllt zur Welt des Orients hin geschaut haben – im Mittelalter waren die weit entfernten Länder ein geheimnisvoller „Traumhorizont“ (J. Le Goff), auf den viele Wünsche und Utopien projiziert wurden. Aus diesem irdischen Paradies wurden die fremden Gewürze in der europäischen Adelsküche begeistert aufgenommen – wohl auch um mit teurem Pfeffer, Ingwer, Nelkengewürz und Safran zu prahlen. In den Kochbüchern des 13. und 14. Jahrhunderts werden, für unsere heutigen Begriffe, Unmengen an Gewürzen für die Zubereitung von Speisen als auch für das Haltbarmachen oder Aromatisieren von Weinen angegeben. Mit Couscous, diesem preiswerten

Gericht aus der Volksküche, lässt sich schwerlich prahlen, schon gar nicht elitärer gesellschaftlicher Status anzeigen, wie im Mittelalter bei der maßlosen Verwendung orientalischer Gewürze.

Couscous wird sich aus anderen Gründen in der Südtiroler Küche etablieren: Er schmeckt fantastisch, ist einfach zuzubereiten, lässt sich exzellent mit vielen Schmorgerichten liieren. Außerdem hat ihn die Diät- und Vitalküche entdeckt als leichte und dennoch nahrhafte Basis für vegetarische Gerichte. Es gibt aber auch noch einen ethischen Beweggrund für die Verwendung und Verbreitung von Couscous. In Südtirol wurden die Grundzüge für den fairen Welthandel ausgearbeitet, für die international tätige „fair trade organization“, die den Produzenten vor Ort hilft und die ihnen einen Ertrag garantiert, der wesentlich höher ist als der von vielen Zwischenhändlern dominierte Weltmarkt. In elf Südtiroler Weltläden werden Erzeugnisse aus fairem Handel angeboten. Fair Trade hat unter anderem im Jahre 1990 den alleinstehenden palästinensischen Frauen – die Männer waren im Gefängnis oder in den gewaltsamen Auseinandersetzungen umgekommen – während der ersten Intifada geholfen, kleine Couscous-Genossenschaften zu gründen. Das war die einzige Erwerbsmöglichkeit zu Hause, als die totale Ausgangssperre herrschte. Heute können 65.000 Menschen im Gazastreifen, in der Westbank und in Jerusalem vom weitgehend in Handarbeit hergestellten Couscous leben.

Die Landeshauptstadt Bozen ist ein spannender Fleckenteppich, ein gemischter Eintopf der Völker und Täler. Die Landflucht hat Deutsche und Ladiner aus abgesehenen Bauernhöfen und entlegenen Tälern in die Beamtenstadt gebracht. Die Zwangskolonialisierung des italienischen Faschismus hat in den ersten Jahrzehnten des Regimes Entwurzelte aller italienischen Regionen in die frisch aus dem Boden gestampfte Industrie-Neustadt Bozen gespült. Alle drei Volksgruppen haben sich ihre Heimat, ihre Tradition zu einem großen Teil durch ihr tägliches Essen, durch die Gerichte bewahrt, die sie in Bozen genau so gekocht haben und immer noch kochen wie im Gadertal, im letzten Schnalstaler Weiler, in Rovigo, Neapel, Trapani, Cagliari, Bari. Genau so halten es die Neuen Südtiroler, die Fahrenden aus allen Ländern, die hier bei Knödel, Polenta, Tutres und Couscous sesshaft werden wollen.

Das Leben der anderen lernt man am besten kennen, wenn man auf ihre Speisen neugierig ist. Die Neue Weltküche in Südtirol bietet eine einmalige Chance, aus tausendundein Küchendialekten einen einzigartigen Schmelztiegel vieler Heimaten zu bilden.

Die schönste Essensgeschichte ist privat und kommt am Schluss: Bei meinen Couscous-Recherchen bat ich eine marokkanische Freundin um ein Rezept. „Couscous“, sagte sie, „kann man nicht erklären! Couscous muss man gemeinsam essen, dann erst kann man über Couscous reden. Komm mit deiner Familie, dann mach ich euch Couscous!“

## **Weiterführende Literatur:**

Dickie, John, Delizia! Die Italiener und ihre Küche. Geschichte einer Leidenschaft, Frankfurt 2008.

Hellrigl, Andreas, Südtiroler Küche, München <sup>10</sup>1970.

Hoeninge, Karl Theodor, Altbozner Bilderbuch. 100 Abbildungen und 40 Aufsätze zur Stadtgeschichte, Bozen <sup>2</sup>1942.

Stampfer, Helmut / Steppan Thomas, Die Burgkapelle von Hocheppan, Bozen 1998.

Walcher-Silbernagele, Roland, Geahm'r zen Plent. Mais im Südtiroler Unterland und Überetsch. Eine Kulturgeschichte, Bozen 2002.

## **16. Bisch a Tiroler, bisch a Mensch ... der Dialekt entscheidet**

In einem Buch über Identität darf das Thema Sprache nicht fehlen. Es gibt eine eigene Tiroler Identität, und es gibt eine eigene Tiroler Sprache, den Tiroler Dialekt, und beides gehört untrennbar zusammen. Sprache hat neben ihrer Funktion als Mittel der Kommunikation und Interaktion auch eine identitätsstiftende Rolle. Man stelle sich einen Tiroler Schützen in vollem Ornat vor, der im schönsten Hochdeutsch eine „Apfelschorle“ bestellt. Wobei wahrscheinlich der Gedanke an einen gespritzten Apfelsaft dem Schützen ohnehin fremd ist ... Wenn es eine Bauanleitung für einen „echten Tiroler“ gäbe, wären die wichtigsten Zutaten neben der Lederhose wohl eine ordentliche Portion Sturheit und eine Unmenge Dialekt. Aber stimmen diese Klischees wirklich noch? Wie spricht der heutige Tiroler denn überhaupt? Zunächst ist folgendes festzuhalten:

### **Man spricht Bairisch in Tirol ...**

Die österreichischen Mundarten haben sich aus dem Mittelhochdeutschen entwickelt; bereits im Mittelalter gab es regionale Mundarten, wobei die bairische und die alemannische die bedeutendsten waren. Beide finden sich auch heute in Österreich, wobei sich das Alemannische in erster Linie auf Vorarlberg und Teile Tirols beschränkt, während die restlichen Dialekte Österreichs dem Bairischen zuzuordnen sind. Die Entwicklung der heute geläufigen Hochsprache basiert dagegen auf dem Neuhochdeutschen, das seinen Ursprung in der Prager und Wiener Hofkanzleisprache hatte. Die dort entwickelten Normen setzten sich im Laufe der Jahrhunderte als Schrift- und Hochsprache für den gesamten Sprachraum durch und führten zu einem Siegeszug der nationalstaatlichen Einheitssprache, insbesondere auch durch die Einführung der allgemeinen Schulpflicht. Dennoch bestanden die an einzelne Regionen gebundenen Mundarten weiter.

Das einsprachige Dorf gibt es allerdings nur in der linguistischen Theorie, denn überall trifft man verschiedene Sprachschichten an, die sich überlagern und gegenseitig beeinflussen. Jede Generation hat ihre Sprache, jede Berufsgruppe und jede soziale Schicht. Zwischen der Mundart und der Hochsprache liegt die sogenannte Umgangssprache, die insbesondere dort auftritt, wo viele Menschen un-

terschiedlicher Herkunft zusammentreffen und so die jeweiligen sprachlichen Eigentümlichkeiten abgeschliffen werden. Vor allem Ballungsräume sind Zentren der Umgangssprache. Zugleich ist sie auch die „Verkehrssprache“, von der man annimmt, dass sie von jedem gesprochen wird und jedem verständlich ist. Mit den ursprünglichen Bauernmundarten, die sich aus dem Mittelhochdeutschen ableiten, hat diese Umgangssprache kaum mehr etwas zu tun.

Bereits im Hochmittelalter begannen sich unterschiedliche Mundarten im Gebiet des heutigen Österreichs herauszubilden, voneinander durch räumliche Besonderheiten oder abgeschlossene Herrschaftsgebiete abgegrenzt. Wie bereits erwähnt hatten sich in Vorarlberg Alemannen niedergelassen und die dortige Sprache geprägt, während der Rest Österreichs dem bairischen Sprachgebiet angehört. Die höhere Mobilität im Donautal, Wiener Becken und Alpenvorland führte dort zur Entwicklung des Mittelbairischen, das im Vergleich zum Südbairischen als modernere Sprachform gelten kann.

Sieht man sich Tirol im Detail an, erkennt man, dass das Außerfern sprachlich – ebenso wie das benachbarte Vorarlberg – dem Alemannischen zuzuordnen ist. Das restliche Tirol gehörte dagegen zum Stammesgebiet der Bajuwaren und ist entsprechend sprachlich geprägt. Bei Schwaz findet sich allerdings eine weitere Mundartgrenze: Westlich davon wird Südbairisch gesprochen, im östlichen Unterinntal (mit Ausnahme des Zillertals) dagegen Mittelbairisch. Doch auch innerhalb des südbairischen Sprachraumes, der fast ganz Tirol einschließt, finden sich zahlreiche Unterschiede, insbesondere zwischen dem westlichen Tirol und dem mittleren Inntal.

### ... und Tirolerisch ...

Der Tiroler Dialekt wird von Nicht-Tirolern auch deshalb so geschätzt, weil er so einfach zu imitieren ist und „Schpekchkchnödl“ immer wieder zu einer allgemeinen Erheiterung führt, auch wenn es dem Tiroler selbst nur mehr ein gelangweiltes Schulterzucken entlockt. Doch dies ist tatsächlich ein wesentliches Merkmal, das in ganz Tirol verbreitet ist: die affrizierte Aussprache des *k* als *kch*; dies bedeutet, dass an den Verschlusslaut ein an derselben Stelle gebildeter Reibelaut eng herantritt. Klingt kompliziert, doch in der Anwendung beherrscht es (fast) jeder Tiroler perfekt. Unüberhörbar auch das *sch*, das häufig an die Stelle des *s* tritt und oft auch noch das *t* verdrängt (z. B. „wenn willsch“ statt „wenn du willst“). Was Tirol mit den südlichen Bundesländern Österreichs teilt, ist die fehlende Unterscheidung zwischen *p* und *b* bzw. *t* und *d*. Dies führt beim Buchstabieren oft zu Missverständnissen, was den Gebrauch der volkschulhaften Begriffe „weiches b“ und „hartes p“ üblich macht – womit man, der Autorin aus eigener Erfahrung

bekannt, in Deutschland auf großes Amüsement stößt, da dieses Hilfsmittel dort völlig fremd und auch nicht notwendig ist. Typisch ist schließlich auch noch, dass das *h* manchmal zu einem *ch* wird (zB „seachn“ für „sehen“), was den eher herben Charakter des Tiroler Dialekts nicht unbedingt abmildert.

Unterschiede zum restlichen Österreich gibt es auch im Wortschatz, so etwa bei Nahrungsmitteln: Der österreichische Leberkäse wird zum Tiroler Fleischkäse, der Kukuruz (Mais) zum Türken, die Heidelbeeren zu Schwarzbeeren und die Preiselbeeren zu Granten. Doch häufiger noch begegnet man einem kleinen „lei“ (für „nur“), und „aufi und oui“ sieht nur geschrieben nach französisch aus. Auch das Alemannische hat seine Spuren hinterlassen, sodass man in ganz Tirol, nicht nur im Außerfern, „lupfn“ anstelle von „heben“ sagt.

Daneben gibt es natürlich sprachliche Eigenheiten der einzelnen Gebiete Tirols, die sich sowohl in der Aussprache als auch im Wortschatz zeigen. Besondere Sprachmerkmale, die auf sehr alten Traditionen und Sprachnormen beruhen, finden sich in den Hochtälern Tirols. So hört man etwa im Zillertal anstelle von „dann“ das Wort „oft“ (ausgesprochen „äft“ oder „äftang“) und anstelle des ansonsten in Tirol für „sind“ benutzten „senn“ vernimmt man plötzlich „henn“. Bsp.: „Oftan henn mia hoam gängen.“ bedeutet „Dann sind wir nach Hause gegangen.“ Eine besondere Wertschätzung wurde dem Ötztaler Dialekt zuteil, als er auf Vorschlag der zuständigen österreichischen Kommission im Jahr 2010 in die Liste der immateriellen Kulturgüter der UNESCO aufgenommen wurde.

Dagegen ist der Großraum Innsbruck, typisch für Ballungszentren, durch einen relativ leicht verständlichen Dialekt gekennzeichnet, der eher schon in eine allgemeine Umgangssprache übergeht. Was man sich allerdings auch in Innsbruck nicht nehmen lassen will, ist das brachiale *k*. Die Innsbrucker Ausdrucksweise ist meist gerade noch verständlich für Ostösterreicher und Deutsche und wird daher auch gerne in der medialen Aufbereitung (z. B. wenn ein „echter Tiroler“ im Fernsehen dargestellt werden soll) herangezogen. Aufgrund der zunehmenden Zahl von Pendlern breitet sich der städtische Dialekt allmählich immer stärker in die angrenzenden Täler aus.

In Osttirol ist die Umgangssprache allgemein tirolerisch gefärbt, der Dialekt dagegen durchaus eigenständig; ein Merkmal ist etwa die häufige Verwendung von *oi* („goissn“ für „gießen“ und „dsoichn“ für „ziehen“). Das *r* wird meist zu Vokalen umgestaltet („Joa“ für „Jahr“, „wean“ für „werden“), wie es auch in Kärnten typisch ist. Wie dort ist außerdem ein slawischer Einfluss unverkennbar, der sich vor allem in einer wesentlich weicheren Aussprache niederschlägt.

Diese findet man auch in Südtirol. Aus linguistischer Sicht gibt es allerdings kaum bemerkenswerte Charakteristika, welche die Mundarten nördlich und südlich des Brenners voneinander abgrenzen. Zu unterscheiden scheinen sich in erster Linie Stimmdruck und Wortverlauf, weshalb man einen Südtiroler auch sofort



als solchen erkennt. So werden etwa die Reibelaute *f* und *s* in Südtirol schwächer ausgesprochen als in Nordtirol, z. B. „kafn“ (Südtirol) bzw. „kaffn“ (Nordtirol) für „kaufen“. Außerdem gibt es in Südtirol durchaus einen eigenständigen Dialektwortschatz. Eine Untersuchung von primären Südtirolismen (das heißt Wörtern der Hochsprache, die nur in Südtirol verwendet werden) aus schriftlichen Quellen zwischen 1995 und 2005 hat ergeben, dass von den rund 300 Begriffen nur circa 16 % aus dem Italienischen abgeleitet sind. Der italienische Einfluss scheint daher gering und außerdem eher im Abnehmen begriffen. Südtiroler Begriffe sind der „Hydrauliker“, „Törggelen“, „Halbmittag“ oder „Barist“. Im Dialekt finden sich natürlich noch unzählige andere, für Südtirol typische Wörter. Einen in sich geschlossenen, homogenen Sprachraum bildet Südtirol aber ebenso wenig wie Nordtirol. Es sind unzählige lokale Varianten unterscheidbar, die Teil von größeren Dialektgruppen, meist identisch mit den Talverläufen, sind.

Diese Zersplitterung des Dialekts ist kennzeichnend für ganz Tirol; allerdings gibt es immer wieder Stimmen, die fürchten, dass die lokalen Dialekte zugunsten von sogenannten Ausgleichsdialekten oder der Umgangssprache verschwinden. Einem „natürlichen“ Untergang geweiht sind ohne Zweifel die Dialektbegriffe für Gebrauchsgegenstände des früheren bäuerlichen Lebens; ursprünglich gab es in fast jedem Tal eine eigene Bezeichnung für Sense, Egge und ähnliches, doch mit den Gegenständen gehen auch die Begriffe dafür verloren. Dem werden allerorten Wortschatzsammlungen entgegengesetzt, doch kann dies nur zu einem Erinnern beitragen, aber diesen Teil des Dialekts nicht mehr im lokalen Alltagsleben integrieren. So widmet sich auch das Tiroler Dialektarchiv der Sammlung verschiedener Ortsdialekte, derzeit sind bereits 180 Orte in Nord-, Ost- und Südtirol am Institut für Germanistik der Uni Innsbruck und im Südtiroler Landesarchiv in Bozen erfasst.

### **... und Hochdeutsch, wenn's sein muss**

Ist der Dialekt also reif fürs Archiv? Immer wieder wird der Untergang des Dialekts beschworen und betrauert, und tatsächlich wandelt sich der Dialekt allmählich. Vielleicht wird die Zersetzung der traditionellen Mundarten durch eine österreichische Besonderheit sogar gefördert: Im Norddeutschen stehen sich Dialekt und Hochsprache gegenüber, es sind tatsächlich zwei Sprachen, die scharf voneinander abgegrenzt werden können. Während man beispielsweise mit Einheimischen Plattdeutsch spricht, wechselt man im Umgang mit Fremden problemlos in das Hochdeutsche. Beide Sprachvarietäten stehen selbständig und isoliert nebeneinander und beeinflussen sich kaum. In Österreich gibt es dagegen mehr Abstufungen zwischen den Polen Hochsprache und Dialekt; insbesondere

die Umgangssprache liegt dazwischen und vermischt sich mit dem Dialekt und trägt so auch zu seiner Wandlung bei.

Zugleich herrscht in Österreich im Vergleich zu Deutschland eine höhere Akzeptanz der Mundarten, die daher auch breitere Anwendung finden. Insgesamt kann man sogar von einer gewissen Renaissance des Dialekts sprechen: War es vor 50 Jahren in gewissen Gesellschaftsschichten oder etwa an der Universität verpönt, sich im Dialekt zu unterhalten, so wird heute quer durch alle soziale Schichten wieder mehr und bewusster auf die Mundart zurückgegriffen. Es finden sich Wörterbücher, die Dialektbegriffe und Hochsprache einander gegenüberstellen, und Theaterstücke in Mundart boomen. Doch sind diese heute von Autoren verfasst, die auch die Hochsprache perfekt beherrschen und teilweise nur noch ein nostalgisches Verhältnis zum Dialekt haben. Denn der nachhaltige Wandel besteht darin, dass heute (beinahe) jeder die überregionale Hochsprache, die zugleich Schul- und Schriftsprache ist, zur Verfügung hat – wenn es auch beim einen oder anderen etwas holprig klingen mag.

Woher rührt diese Rückbesinnung auf die Mundarten, die sich in ganz Europa feststellen lässt? Es scheint ein Bedürfnis zu bestehen, sich gegenüber der allgemeinen Einheitssprache mit einer eigenen Heimatsprache abzugrenzen und einen eigenständigen Charakter zu zeigen. Gerade die Großräumigkeit der Europäischen Union hat das Streben nach der heimatlichen Eigensprache nachhaltig gefördert. Unvergessen bleibt der Kampf um die Austriazismen im Nahrungsmittelbereich: Im Rahmen des EU-Beitritts Österreichs war die Einfahrt nach Wien vollgepflastert mit Plakatwänden, auf denen die kämpferische Parole „Erdäpfelsalat bleibt Erdäpfelsalat“ zu lesen war. Österreich ließ 23 Lebensmittelbezeichnungen schützen; damit wollte man den Österreichern die EU schmackhaft machen. Dass viele dieser Bezeichnungen wie Erdäpfel, Paradeiser und Fisolen in Westösterreich gar nicht gebräuchlich sind und als fremd angesehen werden, zeigt, dass nicht einmal das, was als österreichische Hochsprache gilt, im gesamten Hoheitsgebiet einheitliche Anwendung findet. Die Geschichte beweist aber vor allem auch, wie emotional der einzelne seiner Sprache gegenübersteht.

Ein Beispiel für Sprache als Politikum ist auch die Schweiz: Das Schweizerdeutsch, das wie das Österreichische als eigene Sprachvarietät gilt, aber ausgeprägter ist und dadurch einen noch stärker identitätsstiftenden und ausschließenden Charakter hat, wird seit den Dreißigerjahren von der Politik bewusst gefördert, um eine Abgrenzung gegen das damalige Deutsche Reich und später gegen Deutschland und Österreich zu haben.

Tirol selbst erfreut sich bei Dialektforschern großer Beliebtheit, da es im Erhalt alten Sprachgutes als konservativstes Bundesland gilt: Selbst die Innsbruckcher können sich eines „pisch“ (statt „bist“) hin und wieder nicht enthalten. Dies ist insofern bemerkenswert, weil sich die meisten größeren Städte



Abb. 16: Kann man es schöner ausdrücken? Die Geschichte des „Kleinen Prinzen“ in Tiroler Dialekt

Österreichs am Wienerischen, das schon recht weit entfernt ist von einer klassischen Dialektsprache, orientieren; Innsbruck dagegen hat sich neben der Umgangssprache noch eine recht altertümliche Stadtmundart erhalten. Dennoch: Auch in Tirol ist der Unterschied zwischen Stadt und Land greif- und vor allem hörbar. Einer österreichischen Umfrage zufolge bezeichnen 62 % der Einwohner von Dörfern den Dialekt, 35 % die Umgangssprache und 3 % das Hochdeutsche als die bevorzugte Alltagssprache. In den Städten dagegen sprechen nach eigener Aussage 27 % vorrangig Dialekt, die meisten (65 %) die Umgangssprache und bedeutend mehr (8 %) als in den Dörfern in erster Linie die Hochsprache. Auch in Tirol sind die signifikanten Unterschiede zwischen Stadt und Land belegbar, wobei sie sich durch die zunehmende Mobilität (z. B. Pendeln zum Arbeitsplatz, Schulbesuch oder Studium in der Landeshauptstadt) etwas nivellieren. Der Gebrauch des Dialekts hängt zudem mit der sozialen Schicht zusammen. Angehörige höherer Schichten verwenden eher die Umgangssprache als den Dialekt. Auch hier bildet Tirol keine Ausnahme.

Doch so wie kein Dorf einsprachig ist, ist es auch kein Tiroler. Die verschiedenen Einflüsse haben eine unüberhörbare soziokulturelle Mehrsprachigkeit geschaffen. Diese Mehrsprachigkeit wird in den letzten Jahren zunehmend als sprachlicher Reichtum verstanden und auch vom Europarat 2001 im „Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen für Sprachen“ als Ziel formuliert: „Mehrsprachigkeit [...] betont die Tatsache, dass sich die Spracherfahrung eines Menschen

in seinen kulturellen Kontexten erweitert, von der Sprache im Elternhaus über die Sprache der ganzen Gesellschaft bis zu den Sprachen anderer Völker (die er entweder in der Schule oder auf der Universität lernt oder durch direkte Erfahrung erwirbt). Diese Sprachen und Kulturen werden aber nicht in strikt voneinander getrennten mentalen Bereichen gespeichert, sondern bilden vielmehr gemeinsam eine kommunikative Kompetenz, zu der alle Sprachkenntnisse und Spracherfahrungen beitragen und in der die Sprachen miteinander in Beziehung stehen und interagieren. In verschiedenen Situationen können Menschen flexibel auf verschiedene Teile dieser Kompetenz zurückgreifen, um eine effektive Kommunikation mit einem bestimmten Gesprächspartner zu erreichen.“

Man kann an sich selbst beobachten, wie sich die eigene Sprache abhängig vom Gegenüber verändert. Studien belegen, dass der Dialekt mit steigender Distanz zum Gesprächspartner abnimmt. Je offizieller eine Situation anmutet, desto eher wird man zur Umgangs- oder zur Hochsprache greifen. Diese Möglichkeit einer differenzierten Ausdrucksweise ist eigentlich ein faszinierendes Phänomen und eine sprachliche Meisterleistung, teilweise führt sie aber zu einer gewissen Verunsicherung bei einem Sprecher, der die Hochsprache nicht als Alltagssprache spricht und sich der mangelnden Routine bewusst ist.

Es ist interessant, die Verwendung des Dialekts im Umgang mit Kindern zu vergleichen. Während man etwa in Wien quer durch die sozialen Schichten versucht, mit den eigenen Kindern möglichst standardisiertes Deutsch, also Umgangssprache oder Hochsprache, zu sprechen, ist es in Tirol noch immer weit verbreitet, dass man als Kind mit dem regionalen Dialekt aufwächst und erst dann in der Schule die nationale Hochsprache lernt. In weiten Teilen Tirols gilt der Dialekt daher noch immer als primäre Muttersprache. Dies führt mitunter auch dazu, dass sich die Hochsprache ein Leben lang als Fremdsprache anfühlt und entsprechend holprig vorgetragen wird. Hintergrund ist wohl auch eine unterschiedliche Bewertung von Mundart: In der Bundeshauptstadt Wien wird Dialekt als sozialer Indikator gesehen. In den ländlichen Bereichen der anderen Bundesländer und insbesondere in Tirol fehlt diese negative Assoziation, und man verbindet damit eher das Bewusstsein der regionalen Zugehörigkeit. Durch die Weitergabe des Dialekts in der Erziehung hat sich Tirol auch seinen Ruf als Hochburg der Mundart erhalten. Doch ganz so eindeutig wie die Fremdeinschätzung wird das Thema in Tirol selbst nicht mehr gesehen. Man ist aber zumeist stolz auf seinen Dialekt, der auch bei offiziellen Anlässen verwendet und in der Schule toleriert wird – auch wenn man sich weiterhin bemüht, den Kindern die Hochsprache nahezubringen, wie das folgende Gedicht, verfasst von Kurt Pickl in Brixentaler Mundart, anschaulich belegt:

## Poesie

Da Lehrer in da Schui bemüht si in seine Stunden,  
 dass die Kinder amoi mehr wia nur Tirolerisch kunte,  
 hot die Augen vor lauta Begeisterung zun Plafont auffidraht  
 und deklamiert gonz begeistert – es is ois spad:  
 „Oh Nacht, lass hernieder dein Schattenkleid,  
 entzieh unseren Blicken das ganze Erdenleid!“  
 Nocha wend a si an die Klasse und is no gonz entrückt:  
 „Das ist Poesie - do is hoit ois gonz blumig ausgedrückt!  
 mia hommb ja glearnd, es gibb a Prosa,  
 sogg ma bitte wie der Sotz in Prosa hoassat liebe Rosa!“  
 Die Rosa in der eascht'n Reih  
 denkt noch und ontwort dann a glei:  
 „Moch die Vorhänge zua – damit i nimma aussu siag  
 I mecht des scheiß Sauweda nimma segn, bevor i die Krise krieg!“

Gerade Kinder und Jugendliche haben dem Dialekt eine neue Funktion gegeben und neues Leben eingehaucht: Auch wenn einige Begriffe gemeinsam mit der damit verbundenen bäuerlichen Lebenswelt untergehen, findet der Dialekt nämlich einen überraschenden Verbündeten in den neuen Medien und damit eine neue Funktion: Email und SMS werden von Jugendlichen häufig, auch aufgrund der Kürze, in Dialekt geschrieben. Nichts ist so identitätsstiftend wie die gemeinsame Sprache.

Dazu kommt, dass dem Tiroler Dialekt, im Gegensatz zu anderen österreichischen oder auch bundesdeutschen Mundarten, von anderen, zum Beispiel von deutschen Touristen, durchaus Wohlwollen entgegengebracht wird. Dennoch: Eine gewisse Unsicherheit gegenüber der Hochsprache bleibt bestehen: Höhere Bildung und Hochsprache waren seit dem 18. Jahrhundert miteinander verbunden; eines der ersten Ziele nach Einführung der allgemeinen Schulpflicht war das Erlernen der Hochsprache und die Verdrängung des Dialekts. Auch in Tirol scheint man eine gewisse Überlegenheit der Hochsprache zu akzeptieren: So glauben einer Umfrage unter Nordtiroler Schülern zufolge rund 40 % der befragten Schüler, dass ein starker Dialektgebrauch bei Prüfungen die Note negativ beeinflusst.

## Was sagsch? Tiroler unter sich

Als Tiroler legt man Wert darauf, Tiroler zu sein. Nachdem die Tracht aber selbst von den eingefleischtesten Traditionalisten nur mehr zu besonderen Anlässen aus dem Schrank gezogen wird, ist der Tiroler auf den ersten Blick nicht mehr als

solcher zu erkennen. Doch es gibt die Sprache, die weiterhin als deutliches Abgrenzungskriterium herhalten kann. Sobald jemand den Mund aufmacht, ist offensichtlich, ob er/sie dazu gehört oder nicht. Auch für Nicht-Tiroler ist es meist schnell festzustellen, ob jemand das Tirolerische K beherrscht oder nicht. Kinder, die aufgrund ihrer Herkunft oder vielleicht nur aufgrund ihres Elternhauses in der Volksschule mit einem gepflegten Hochdeutsch auftrumpfen wollen, werden schnell auf den Boden der Realität zurückgeholt, der da heißt: „Warum redsch denn so komisch? Kannsch nit normal redn?“ Dazugehören heißt was anderes.

Während sich in anderen Fremdenverkehrsregionen Mitarbeiter im Tourismus verzweifelt bemühen, die Sprache der Gäste zu erlernen, verzichtet man in Tirol darauf, den deutschen und niederländischen Gästen mit einem verständlichen Hochdeutsch zu begegnen, sondern verfällt erst recht in die Tiefen der Mundart. Und die Gäste scheinen das als Lokalkolorit zu schätzen. So passt sich auch in der bekannten „Piefke-Saga“ Felix Mitterers nicht der Tiroler Wirt, sondern der Berliner Gast an, der mit „Griaß di“ versucht, den Code der Einheimischen zu knacken. Die fehlende Bereitschaft, dem deutschen Gast entgegenzukommen, mag aus Angst vor Traditionsverlust herrühren, vielleicht aber auch aus verletztem Stolz, wenn man wieder einmal sieht, dass Tiroler SkifahrerInnen bei ihren Interviews im deutschen Fernsehen untertitelt werden.

Doch die traurige Wahrheit ist, dass nicht nur die Nachbarn aus Deutschland und Ostösterreich Probleme haben, die Tiroler zu verstehen. Nein, auch die Tiroler verstehen sich untereinander nicht. Das Tiroler Familienunternehmen M-Preis bringt immer wieder Kultur unter die Leute. Im April 2011 war auf den Feinkostpapieren der Supermarktkette ein Ausschnitt aus einem Text der Tiroler Schriftstellerin Barbara Aschenwald zu lesen:

Bisch koa Doige Madli, oder?

Woll, i bin a Tirolerin.

Ja, ober halt nit va do.

Solange man bei der Umgangssprache bleibt, weiß man, wovon die Rede ist, aber wenn ein Ötztaler einem Kufsteiner etwas in seiner Mundart erklärt, wird es auch für diesen schwierig. Ein Blick in die in den letzten Jahren als Diplomarbeiten beliebt gewordenen Untersuchungen des Wortschatzes der einzelnen Tiroler Täler hinterlässt bei der Autorin, selbst Innsbruckerin, gelinde gesagt Verwirrung. Das ist nicht die Sprache, mit der sie aufgewachsen ist. Auch wenn es, wie oben dargestellt, relevante Merkmale des Tiroler Dialekts gibt, die sich in allen Tälern und auf allen Bergen finden, so gibt es doch genauso viele Unterschiede zwischen den einzelnen Mundarten. Und es hängt von der jeweiligen Situation ab, ob das Verbindende oder das Trennende zwischen den einzelnen Dialektvarianten hervorge-

hoben wird. Geht es um die Abgrenzung nach außen, reicht es für die Verbrüderung, wenn man Tirolerisch spricht. Doch wenn man sich etwa als Innsbruckerin in einem der Hochtäler Tirols niederlässt, dann spricht man plötzlich nicht mehr die gleiche Sprache.

Denn das ist – neben der offensichtlichen Kommunikationsfunktion – eine weitere wichtige Ebene der Sprache: die Identitätsstiftung nach innen und die damit einhergehende Abgrenzung nach außen. Selbst nach Jahrzehnten, die man in einem Tal verbracht hat, gehört man nicht dazu, wenn man nicht die gleiche Sprache spricht. Die Teilnahme an Brauchtumsveranstaltungen wird da nur als Anbiederung angesehen, und die Chancen, irgendwann nicht mehr als „Zugreister“ betrachtet zu werden, sind gering. Im besten Fall wird man geduldet. So ist es auch ganz typisch in Tirol, dass man sofort, wenn einen bei den ersten Worten eine etwas andere Lautmalerei verrät, gefragt wird, woher man kommt. Und hört man diese Frage, hat man meist schon verloren.

Denn Offenheit gehört nicht zu den vorrangigen Eigenschaften des Tirolers, auch wenn die allgemein übliche Anrede mit „Du“ den einen oder anderen schon mal täuschen mag. Hinter der Weigerung, jemanden zu siezen, steckt kein Wunsch nach Verbrüderung, sondern einfach Gewohnheit: So hält bereits Jakob Grimm in seiner Deutschen Grammatik aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fest, dass das Siezen die allgemein übliche gegenseitige Anrede ist (außer gegenüber der Familie, Kameraden und Freunden), aber „in einigen Gegenden, namentlich Tirol, hat das ganze Volk an dem Du festgehalten und sich zu keinem Sie bequemt.“ Auch Meyers Großes Konversations-Lexikon vom Anfang des 20. Jahrhunderts hält fest: „Quäker und Tiroler, besonders außerhalb ihres Landes, reden alle Welt mit Du an.“ Dass das „Du“ aber nicht immer nett gemeint ist, muss wohl auch ein in Wien lebender, steirischer Rechtsanwalt so empfunden haben, der 2008 einen Prozess auf Unterlassung gegen einen Tiroler Bürgermeister gewann, der ihn beharrlich geduzt hatte. Er hatte darauf plädiert, dass es die Umgangsformen gebieten, nicht sofort geduzt zu werden. Dafür fehlt in Tirol das Verständnis. In manchen Tälern ist das „Sie“ völlig fremd und wird höchstens als Kampfansage gebraucht. In den Städten hat das „Sie“ längst Eingang in den Alltag gefunden, doch auch hier kann es passieren, dass der Briefträger einem ein kräftiges „Griaß di“ entgegen schmettert. Dies führt dann meistens zu einem Gespräch, das auf beiden Seiten von Unsicherheit gekennzeichnet ist: Bleibt man jetzt beim Du oder schwenkt man doch auf Sie um? Klare Regeln für die persönliche Ansprache in den Tiroler Städten werden von der Autorin noch immer vergeblich gesucht – auf dem Land aber, da ist das Du allemal sicherer (außer gegenüber den Dorfältesten).

## Si parla Tirolerisch – der Sonderfall Südtirol

Südtirol ist durch Mehrsprachigkeit geprägt: Neben der zahlenmäßig kleinen Sprachgruppe der Ladinier und der Sprachgruppe der Italiener stellen die Südtiroler deutscher Muttersprache etwa 70 % der Bevölkerung. Dass das Thema Sprache in Südtirol eigenen Gesetzmäßigkeiten unterliegt, ist aufgrund der Geschichte selbstverständlich: Durch den Vertrag von St. Germain war Südtirol Italien zugesprochen worden, wodurch sich die Bevölkerung plötzlich – wie bisher die ladinische Sprachgruppe – als Minderheit im Staatsgebiet wiederfand. Bald setzten umfassende Maßnahmen zu einer Italianisierung ein, die aus heutiger Sicht Menschen- und Minderheitenrechten klar widersprachen: Die deutsche Sprache wurde im öffentlichen Leben verboten, deutsche Schulen geschlossen, Orts- und Familiennamen sowie Geschäftsbezeichnungen ins Italienische übersetzt – auch wenn dies manchmal zu waghalsigen Konstruktionen führte. Diese Entwicklung wurde nach dem 2. Weltkrieg alsbald gestoppt, und ein langsamer Aufbau von Minderheitenrechten setzte ein, der im Laufe der Jahrzehnte den deutschsprachigen Südtirolern einen Status beschert hat, der heute von vielen anderen Minderheiten angestrebt wird.

Dennoch hat die Geschichte ihre Spuren hinterlassen; es existieren trotz einer während einer gewissen Zeitspanne massiv geförderten Zuwanderung von italienischsprachigen Bürgern nach wie vor zwei parallele Systeme und Lebenswelten, die sich kaum überschneiden und begegnen. Der vor 50 Jahren oftmals beschworene Untergang der deutschen Minderheit und Sprache in Südtirol jedenfalls liegt in weiter Ferne. Im Gegenteil nimmt der Anteil der Italienisch sprechenden Bevölkerung seit Jahren stetig ab, was dazu geführt hat, dass zahlreiche italienische Schulen aufgrund von Schülermangel schließen mussten. Interessant ist auch, dass laut Umfragen Italiener ihre Kinder durchaus in deutsche Kindergärten und Schulen schicken oder schicken wollen, während dies umgekehrt kaum der Fall ist. Die deutsche Sprache erfreut sich in Südtirol also großer Beliebtheit. Im Gegensatz zur ladinischen Volksgruppe gibt es in Bezug auf die deutschsprechende Minorität Italiens, die in ihrem Lebensraum die Majorität stellt, keine Assimilierungstendenzen. Im Gegenteil, man schließt sich eng zusammen und bleibt unter sich, man sucht sich Freunde aus der gleichen Sprachgruppe und verkehrt in Lokalen, die dem eigenen Sprachkreis zuzuordnen sind.

Doch was ist dieser Sprachkreis, wie unterhalten sich die Südtiroler untereinander? Wenn schon Nord- und Osttirol als dialektgeprägte Regionen bezeichnet werden, so gilt dies in weit höherem Maße noch für die Region südlich des Brenners. Der Südtiroler spricht in allen privaten bis halböffentlichen Situationen Mundart, teilweise sogar in offiziellen Situationen. Eine Zunahme von Dialektausdrücken in Medien und öffentlichen Reden wird wahrgenommen. 95 % der



Südtiroler bezeichnen sich als Dialektsprecher – und die meisten von ihnen sprechen ausschließlich Dialekt. Bemerkenswert ist das von Sprachwissenschaftlern attestierte Fehlen einer Umgangssprache in Südtirol, wie sie im österreichischen Raum typisch ist und gerade bei Gesprächen mit Personen aus anderen Orten und Tälern zwecks leichterer Verständlichkeit sowie in Ballungszentren Anwendung findet. Vielleicht hat das Fehlen von Ballungsräumen (aus Sicht des deutschsprachigen Bevölkerungsanteils ist selbst Bozen eine Kleinstadt) dies begünstigt. Wenn sich daher ein Pustertaler mit einem Etschtaler unterhält, verbleibt jeder in seinem Dialekt und seiner regionalen Lautvariante, passt aber wohl die Wortwahl etwas an und schafft dadurch so etwas wie einen Ausgleichsdialekt.

Diese fehlende Mehrsprachigkeit und Sprachgewandtheit wird auch in einem Schulbuch erwähnt: „Warum soll gesprochene Sprache Gegenstand des Deutschunterrichts sein? Gesprochene Sprache beherrschen die Schüler ja schon, gesprochene Sprache ist bei uns Dialekt, und was soll der Dialekt im Unterricht, wenn wir ohnehin so große Mühe haben, den Schülern die Hochsprache näherzubringen ...?“ Dies zeigt, dass in Südtirol die Mundart noch so tief verwurzelt ist, dass das Hochdeutsche wie eine Fremdsprache gelernt werden muss – und oft ein Leben lang fremd bleibt.

Der intensive Kontakt mit Touristen in Südtirol verbessert die Situation nicht, sondern kann nach Aussage des Sprachwissenschaftlers Ingo Reiffenstein zu einem kläglichen Ergebnis führen, nämlich zu einer „Veräußerung der eigenen Sprache zugunsten einer doch nicht wirklich verfügbaren Pseudohochsprache unösterreichischer Prägung.“ Es fehle der sichere Umgang mit einer mittleren Gebrauchsnorm, die den meisten Nordtirolern problemlos zur Verfügung steht, wenn sie der leichteren Verständlichkeit wegen in die Umgangssprache wechseln. Dieser Befund wird auch durch das Ergebnis einer Umfrage aus dem Jahr 2006 unter deutschsprechenden Schülern Südtirols untermauert, durchgeführt von der Sprachstelle des Südtiroler Kulturinstitutes, deren Existenz für sich genommen schon eine interessante Tatsache ist: Fast 55 % der befragten Schüler (bei den befragten Eltern 33 %) sind der Meinung, etwas schlechter als Österreicher oder Deutsche mit der deutschen Sprache umgehen zu können, gar 18 % (bei den Eltern 20 %) sehen einen deutlichen Unterschied zuungunsten der Südtiroler. Außerdem sind beinahe 46 % der Schüler (24 % der Eltern) der Meinung, die deutsche Sprache werde durch den Dialekt in Südtirol negativ beeinflusst. Die Unsicherheit ist offensichtlich groß und nimmt bei der jüngeren Generation noch zu.

Doch während dies zunächst dazu geführt hatte, dass von Seiten der Bildungspolitik versucht wurde, die Verwendung des Dialekts einzuschränken, und man – auch um ein Gegengewicht gegen das Italienische zu schaffen und eine Verbindung zum deutschen Kulturraum zu wahren – auf das Erlernen der Hochsprache drängte, hat sich der Zugang in den letzten zwanzig Jahren gewandelt. Die Lehr-

pläne schreiben als Lernziel die Mehrsprachigkeit fest und dies bedeutet heute eine Einbindung des Dialekts. Man stellt sich der Realität, dass die meisten Schüler einen Großteil ihrer Kommunikation im Dialekt abwickeln und grenzt den Dialekt nicht mehr völlig aus. Es wird – zumindest in der Theorie – versucht, die Vielfalt der (sprachlichen) Herkunft produktiv auszunützen. War es lange Jahre den Schweizern vorbehalten, sich in der Schule mit dem Spannungsfeld Hochsprache-Dialekt zu beschäftigen, so finden sich heute auch in Südtirol eigene Schulbücher für Mittel- und Oberschule, die sich nur diesem Thema widmen. Dennoch bleibt das von der Landesregierung im Sprachenkonzept vorgegebene Ziel klar: Kindergarten und Schule dienen der Vermittlung der Hochsprache, deren konsequente Anwendung im Unterricht gefordert wird, um einerseits die Verbindung zum restlichen deutschen Sprachgebiet zu erhalten, andererseits, um eine Verständlichkeit mit Anderssprachigen in einem Gebiet der Mehrsprachigkeit zu erleichtern.

Doch wie verhält es sich im Alltag damit? Wie wirkt sich der omnipräsente Dialekt auf die Kommunikation zwischen deutsch- und italienischsprachigen Südtirolern aus? Die Unsicherheit im Umgang mit der deutschen Hochsprache zeigt sich nicht nur gegenüber Deutschen und Österreichern, sondern auch darin, dass man im Gespräch mit Italienern, die des Deutschen mächtig sind, trotzdem nicht in der Muttersprache kommuniziert, sondern das Italienische bevorzugt. Umfragen zeigen, dass die Südtiroler italienischer Muttersprache den Tiroler Dialekt kaum beherrschen. Bevor man sich als deutschsprechender Südtiroler aber mit der Hochsprache abquälen muss, wechselt man lieber gleich ins Italienische. Während es also in vielen anderen Regionen ein gesellschaftlicher Nachteil sein kann, in der Mundart zu sprechen, ist der Dialekt in Südtirol – fast wie in der Schweiz – Verkehrssprache für die deutsche Bevölkerung. Ihn nicht zu beherrschen ist somit ein manchmal gravierender Nachteil. Und die Möglichkeiten für Italiener, den Südtiroler Dialekt zu erlernen, beschränken sich auf persönliche Begegnungen mit der deutschsprachigen Bevölkerung, denn Sprachschulen oder ähnliche Institutionen setzen weiterhin auf Hochdeutsch als Lehrfach. Der Italiener bleibt mit dem Erlernen in einem Südtiroler Dorf aber der gleiche Außenseiter wie ein deutscher Tourist. Dem Südtiroler Dialekt in der deutschen Sprachenvielfalt steht kein vergleichbar starker Dialekt im Italienischen gegenüber, d. h. dass sich Deutschsprachige mit dem Erlernen des Italienischen leichter tun, als Italiener, die sich mühsam Hochdeutsch aneignen und am Stammtisch trotzdem kein Wort verstehen. Dieser Problematik ist man sich in Südtirol bewusst, aber die Realität versperrt sich simplen Lösungen. Wahrscheinlich kann nur durch ein gegenseitiges Entgegenkommen die Verständigung zwischen allen Sprachgruppen Südtirols verbessert werden.

Ein Gedicht des in Bozen geborenen Literaten Gerhard Kofler, der auf Deutsch und Italienisch geschrieben und sich Zeit seines Lebens für das Verbindende und

nicht das Trennende von Sprachen eingesetzt hatte, zeigt die oszillierenden Sprachwelten der Südtiroler, irgendwo zwischen dem preußischen Deutsch, dem heimatlichen Dialekt und dem italienischen Macchiato angesiedelt.

## Ausländisches deitsch

des ausländische deitsch  
 herrsch jetz schun wia  
 des glockngebimml  
 so oft, leid aß es holt  
 no mehr in die ohrn  
 weah tuat, und net lei des,  
 a den KAFFEE NACH DEUTSCHER ART  
 preißens den preißn schun on.  
 des mocht die schond  
 perfekt, denk i und renn  
 schnell zem hin, wos no  
 den herrlichn macchiato gibt,  
 kloan und stork  
 noch inserer ort.

Zusammenfassend ist festzuhalten: Der Tiroler ist stolz auf seinen Dialekt und lässt dies auch alle anderen wissen. Doch es gibt auch keinen Grund, ihm diesen Stolz zu nehmen: Die Vielfalt der Mundarten und der Variantenreichtum des Wortschatzes in Nord-, Ost- und Südtirol können zu Recht als reiches Erbe und zu erhaltende Tradition geschätzt werden. Der wahre Reichtum offenbart sich allerdings in einer inneren und äußeren Mehrsprachigkeit, d. h. in der Bereitschaft und dem Können, sich mit anderen zu verständigen, sei es durch einen Wechsel in eine andere Varietät des Deutschen, das zwischen starkem und schwachen Dialekt, Umgangssprache und Hochsprache sowie Vermischungen derselben eine ungeheure Bandbreite bietet, oder durch das Erlernen von Fremdsprachen. Die starke Rolle, die dem Tiroler Dialekt als identitätsstiftendem Element zugesprochen wird, hat seine Berechtigung, denn nichts verbindet so sehr wie die gemeinsame Sprache. Allerdings sollte dabei die Abgrenzung nach außen nicht wichtiger werden als Integration im Inneren. Er möge daher auch in Zukunft gedeihen, der Tiroler Dialekt – als eine von vielen Sprachen Tirols!

## **Weiterführende Literatur:**

Hornung, Maria / Roitinger, Franz, Die österreichischen Mundarten. Eine Einführung, neu bearbeitet von Gerhard Zeillinger, Wien 2000.

Reiter, Martin, Sprechen Sie tirolerisch? Ein Sprachführer für Einheimische und Zugereiste, Wien 2004.

Sprachenkonzept für die deutschen Kindergärten und Schulen in Südtirol, hg. vom Deutschen Schulamt und Pädagogischen Institut, Bozen 2007.

Tscholl, Josef, Die Südtiroler Mundart in Wortschatz und Struktur, Brixen 2001.

## 17. Auf der Suche nach dem Echten. Die Tiroler Volksmusik

Die Frage nach dem Stellenwert der „Volksmusik“ in Tirol wirft stets eine Reihe von Irritationen auf. Abgesehen davon, dass die im „Tiroler Volksmusikverein“ versammelten Pfleger und Anhänger der „echten“ Volksmusik der Meinung sind, dass der Stellenwert „ihrer“ („unserer“) Musik – gemessen an der Höhe öffentlicher Förderungen – beschämend gering sei, stellt sich der Durchschnittstiroler, sofern er mit der Problematik des Volksmusikbegriffes vertraut ist, zuallererst die Frage, *welche* Volksmusik denn gemeint sei. Von Zeit zu Zeit versuchen Medien und Musikpädagogen herauszufinden, inwieweit die Bevölkerung imstande ist, zwischen (traditioneller, alter, „echter“) Volksmusik und der „volkstümlichen“ (kommerziellen, tourismusorientierten) Unterhaltungsmusik à la Musikantenstadl, Hansi Hinterseer oder Kastelruther Spatzen zu unterscheiden. Die Ergebnisse treiben vor allem den Hütern der volksmusikalischen Echtheitsideologie Sorgenfalten auf die Stirn. Als repräsentativ kann eine Erhebung des Musikpädagogen Gerhard Sammer gelten, vorgenommen im Jahr 2000 an einem Innsbrucker Gymnasium. Er kam zum Ergebnis, dass 70 % der Jugend nicht imstande ist, die oben beschriebene Unterscheidung zu treffen. Und selbst jene Schüler, „die angeben, den Unterschied zwischen Volksmusik und volkstümlicher Musik zu kennen, disqualifizieren ihre Kompetenz bei genauer Betrachtung durch die Nennung von einzelnen Volksmusikgruppen und Musikgruppen“. Allgemein sei zudem eine „sehr niedrige Akzeptanz“ der alten überlieferten Volksmusik bei Jugendlichen in Tirol festzustellen.

Nach wie vor beliebt bei Jung und Alt ist hingegen die „volkstümliche Unterhaltungsmusik“, die Georg Seeblen sehr zutreffend als eine Mischung „aus Fragmenten von Folklore, von Marsch- und Militärmusik, vom deutschen Schlager, von internationaler Popmusik und von bestimmten Produktionstechniken“ charakterisiert. Diese Musik, die auch touristisch relevant ist, steht aber immer wieder im Brennpunkt der Kritik von Gegnern der Folklorevermarktung. Als im Jahr 1991 der medial etablierte „Grand Prix der Volksmusik“, veranstaltet von den Rundfunkanstalten ORF, ZDF und SRG, erstmals in Innsbruck stattfinden sollte, organisierten sich die Kritiker in einer Protestplattform unter der Bezeichnung „Szene Tirol“. Ihr Missmut richtete sich weniger gegen die Veranstaltung als gegen die ihrer Meinung nach missbräuchliche Verwendung des Be-

griffs „Volksmusik“ in einem Wettbewerb, der für sie der Inbegriff „banaler Massenkultur“ war. Dafür den Terminus „Volksmusik“ zu gebrauchen, sei „Eti-kettenschwindel“. An der Spitze des Protestes stand mit dem Musikpädagogen Josef Sulz, Professor am Mozarteum in Innsbruck, der Gründer des seit 1974 durchgeführten „Alpenländischen Volksmusikwettbewerbes“, dessen Anliegen in der jugendorientierten Vermittlung der traditionellen, alten Volksmusik besteht. Man organisierte eine Unterschriftenliste und ging mit einer Resolution an die Öffentlichkeit. Darin hieß es:

Wir fordern alle Politiker auf, gemeinsam mit uns, mit den kulturtragenden Verbänden und Vereinen, mit den Kulturschaffenden und den kulturbewussten Menschen in diesem Land, den Ruf Innsbrucks als Kultur- und Hochschulstadt, den Ruf Tirols als Land einer intakten und aktiven Volkskultur, zu verteidigen. Wir lassen uns nicht überrollen. Von (maskierten!) Geschäftemachern schon gar nicht.

Die volkstümliche Szene, und selbst ihr damaliger Kopf, der Münchener Medienmanager Hans R. Beierlein, reagierten verschnupft. Volksmusik sei „eine Musik, die allen gefällt“, lautete der Tenor der zum Teil scharf widersprechenden und vor persönlichen Beleidigungen nicht zurückschreckenden Gegenseite. Die volkstümlichen Macher hatten Grund zur Sorge, denn der ORF zeigte für die Forderung der Plattformbetreiber Verständnis. Und wirklich beschloss der ORF im Juni 1991, die österreichische Vorausscheidung dieses Musikwettbewerbes in Hinkunft „Grand Prix der volkstümlichen Musik“ zu nennen. Freilich wurde die Entscheidung nach einigen Jahren, nachdem sich die Wogen wieder geglättet hatten, stillschweigend revidiert.

Inzwischen hat sich der Konflikt zwischen Tradition und Unterhaltungsfolklore entschärft, weil sich die traditionelle Volksmusik im Zuge der Aufwertung vieler Traditionen seit der Globalisierung fest etabliert hat, und die „volkstümliche Musik“ aufgrund ihrer Entwicklung hin zur internationalen Popmusik der alpenländischen Volksmusik immer unähnlicher wurde. Dennoch bleibt vor allem in Tirol das Spannungsverhältnis von volkskultureller Tradition und folkloristischer Kommerzialisierung virulent, ja, man kann sogar mit Recht behaupten, dass der Gegensatz von musikalischer Tradition und ihrer Kommerzialisierung in keinem anderen österreichischen Bundesland so schroff ist wie in Tirol, zumal er eine lange Geschichte aufweist. Diese Geschichte beginnt mit den Tiroler Wanderhändlern Ende des 18. Jahrhunderts, die neben ihren Waren bald auch Alpenfolklore im Ausland verkauften, indem sie sich singend, jodelnd und tanzend vor einem rasch wachsenden Publikum produzierten.

## Die Tyroler sand often so lustig so froh

Verweilen wir kurz in der Zeit, als der Mythos von der Tiroler Wehrhaftigkeit entstand, als in den städtischen Zentren die „Tirolermode“ aufkam und die ersten „Tirolerlieder“ erschienen – Lieder, die selbst Ludwig van Beethoven als Liedbearbeiter veranlassten, die „Tirolische Nation“ als etwas musikalisch Eigenständiges anzuerkennen. Bis zum ersten Drittel des 19. Jahrhunderts waren in diesem Kontext zwei Aspekte bedeutsam: die Entdeckung Tirols als angeblich idyllisches Rückzugs- und Erholungsgebiet vor dem Hintergrund der Alpenbegeisterung, und zweitens die Folgen der Freiheitskämpfe im Jahr 1809, aus denen die Tiroler Aufständischen trotz ihrer militärischen Niederlage als moralische Sieger hervorgingen. Die Schlachten am Innsbrucker Bergisel schufen den Mythos vom freiheitsliebenden Tiroler und verstärkten zudem die Vorstellung von einem spezifischen Tiroler „Volksleben“. Musik und Tanz spielten, vor allem aus dem Blickwinkel der intellektuellen Elite, in diesem Prozess der Identitätskonstruktion und -findung eine große Rolle.

Bereits um 1775 trifft man in Europa auf das Phänomen der umherreisenden Tiroler Sängerguppen. Diese „Nationalsängergesellschaften“ oder „singing families“, wie sie später in England und in Amerika genannt wurden, in ihren wirklichen und vermeintlichen Volkstrachten wurden als Sendboten einer heilen Alpenwelt betrachtet und in den Salons der Adligen und gebildeten Bürger mitunter enthusiastisch gefeiert. Als das bekannteste Beispiel gelten die Geschwister Rainer aus Fügen im Zillertal, auf die wir noch näher eingehen werden. Gleichzeitig entwickelte sich an den Theatern der Metropolen so etwas wie eine „Tirolermode“. In Wien erreichte sie ihren ersten Höhepunkt 1796 durch das Singspiel „Der Tyroler Wastel“ von Emanuel Schikaneder, dem Librettisten der „Zauberflöte“, und dem Komponisten Johann Jakob Haibel. Im Mittelpunkt dieser in Wien bis 1818 erfolgreichen, zur Goethezeit auch am Weimarer Hof mehrmals aufgeführten komischen Oper, steht der aus dem Pustertal stammende Wastel, der zusammen mit seiner Frau Liesel den Bruder in Wien besucht und auf seine urwüchsigerbe und mitunter handgreifliche Art die familiären Verhältnisse seines Bruders ordnet. Er verkörpert die (angeblich) grundehrliche Tiroler Seele.

Das Stück ist auch musikethnologisch von Interesse, denn laut dem Musikethnologen Max Peter Baumann findet sich darin der früheste Beleg für den Begriff „jodeln“. So singt Wastel mit seiner Liesel in dem durch unzählige Bearbeitungen bekannt gewordenen Tirolerlied „Die Tyroler sand often so lustig so froh“: „Sie trinken ihr Weinell und tanzen a so / Sie jodlen und singen und thun sich brav um / Und hüpfen und springen wie die Gensn herum“. Jodeln wurde damals zum Synonym für tirolerisches Singen schlechthin und in anderen Sprachen dementsprechend umschrieben: „to sing in Swiss or Tyrolese style“; „chanter à la mani-

ère tyroliens“; „cantare alla maniera dei montanari tirolesi“. Ungeachtet der Tatsache, dass das Singen im effektvollen Wechsel von Brust- und Kopfregeister nicht nur in den Alpen bekannt ist und das traditionelle Singen in Tirol sich um 1800, wenn man den Darstellungen des Unterinntaler Landrichters Johann Strolz, einem der ersten Tiroler Ethnografen aus Leidenschaft, folgt, hauptsächlich auf das Singen von oft improvisierten Vierzeilern, genannt „Schnadahaggen“ oder „Schnaderhüpfeln“, beschränkte, entwickelte sich aus Bühnenliedern und nachweislich im Ausland komponierten Nationalsängerliedern das „Tirolerlied“ als ein spezifisches Genre und fand weltweite Verbreitung. Das Tirolerlied „Wann i in der Früh aufsteh“ beispielsweise, nach derzeitigem Wissen vermutlich 1785 auf dem Pressburger Theaterboden entstanden, wurde als tirolisches „Nationallied“ gesehen und von Dutzenden Komponisten und sogar von Beethoven bearbeitet. Besondere Popularität erlangte es als Einlage in der Wiener Posse „Rochus Pumpernickel“ im Jahr 1809 vor dem Hintergrund der Freiheitskämpfe. Wie eine Reihe anderer Theater- und Nationalsänger-Tirolerlieder ging auch dieses Lied in die heimische, insbesondere osttirolische, mündliche Liedüberlieferung ein und gilt dort heute als „Volkslied“.

„Volkslied“, „Nationallied“, „Bauernlied“, „Alpenlied“, und auf Tirol bezogen: „Tirolerlied“ – um 1800 wurden alle diese Begriffe synonym verwendet, auch waren ihre Konturen wesentlich unschärfer als heute. Als „Finder“ und „Erfinder“ des „Volksliedes“ gilt Johann Gottfried Herder (1744–1803), der den Begriff 1773 in seiner Sammelschrift „Von deutscher Art und Kunst“ in den deutschen Sprachgebrauch einführt. Das alte „Volkslied“, auch „Nationallied“, war in seinen Augen der Leitstern zur „Gesundung“ der deutschen „Nationalpoesie“. Aus den Liedern (vor allem Liedtexten) des unverbildeten „Landvolkes“ sollte die nationale, aus seiner Sicht von Überfremdung bedrohte Poetik neue Lebenskraft beziehen. Das Lied der Menschen unterer Schichten (dazu gehörten laut Herder „unverdorbene Kinder, Frauenzimmer, Leute von gutem Naturverstande“) wurde zum poetisch-musikalischen Inbegriff nationaler Identität.

Im Zuge der danach einsetzenden „Volksliedbegeisterung“ wurde das Nationale auch regional differenziert, es erschienen nach und nach regionale Liedersammlungen, zunächst nur hochdeutsche Texte, bald aber auch Lieder mit Noten und Mundarttexten. Österreich ist diesbezüglich ein Vorläufer. Schon 1819 wurde das erste österreichische Volksliederbuch mit zahlreichen Schnaderhüpfeln aus dem Schneeberggebiet in Druck gegeben. Im selben Jahr initiierte Joseph von Sonnleitner, der Sekretär der „Gesellschaft der Musikfreunde“ in Wien, eine auf die deutschen Sprachgruppen Österreichs beschränkte Volksmusik-Sammelaktion, der wir sehr frühe handschriftliche Quellen zur Volksmusik, auch in Tirol, verdanken. Als älteste Quelle zur Volksmusik in Tirol gilt die in den 1790er-Jahren verfasste „Passierer Liederhandschrift“, die erst im Jahr 1910 von einem Meraner Schuldirektor



in einem Bauernhaus in Tassach bei Platt im Passeier entdeckt wurde. Sie enthält Zeugnisse der kleinstädtisch-bürgerlichen Tanzkultur (Menuette, Deutsche, Ländler, Kontratänze, Monferrinen und eine auf Napoleon bezogene „Marche Buonebarde“) sowie Lieder für religiöse Anlässe wie Heiligenfeste, Weihnachten, Neujahr, die Fastenzeit oder Ostern. Die Schreiber waren wahrscheinlich Schullehrer und Dorfororganisten, die gelegentlich „Stadtluft“ schnupperten.

Um 1800, als man mit den neuen Begriffen des Volksmusikalischen auch die damit in Verbindung stehenden Objekte besser wahrnahm, erschienen da und dort erste sehr präzise musikethnografische Beschreibungen und bildliche Darstellungen von Volkstanz und Volksmusik, die nach und nach auch als Bausteine für die Schaffung einer nationalen und regionalen Identität nutzbar wurden. Gute Beispiele dafür finden sich aus Tirol. Die damaligen Zeugnisse zum Tiroler Tanz um 1800 vermitteln eine Mischung aus Fremdeinschätzung, Selbsteinschätzung und damit verbundenen Erwartungshaltungen. Während Johann Placidus Altmutter (1780–1819), bekannt geworden als Bildberichterstatter der Freiheitskämpfe, idealisierte Tiroler „Bauertanz“-Darstellungen unter freiem Himmel oder in einer schönen Wirtsstube vorlegte und damit ein Genre schuf, das Alois Gabl und Franz von Defregger später monumental ausmalten, während sich zugleich in den europäischen Salons das musikalische Genre der „Tyrolienne“ – laut einer Definition des Dresdener Tanzmeisters Bernhard Klemm von 1882 ein „der Polka entlehnter“ Tanz in gemächlichem Tempo – entwickelte, war der Schwazer Landrichter Johann Strolz (1780–1835) bemüht, die Wirklichkeit der bäuerlichen Tänze seiner Heimat zu vermitteln. Doch auch in seinen nüchtern anmutenden Beschreibungen findet eine Idealisierung der Heimat und ihrer Bewohner statt. In seiner Abhandlung „Schnodahagen. Unterinntalische Volksliedchen“ von 1807 schildert er seine Eindrücke von den Hochzeitstänzen im Zillertal:

„Oefter, besonders bey großen Zillerthalischen Bauernhochzeiten, bey denen oft über 300 geladene Gäste erscheinen [...], ist der Saal oder die Tanzbühne so voll gepfropft, daß sich kein Paar von der Stelle bewegen kann. Es ist sehr komisch für den Zuseher, wenn er wegen des vielen Fußgestampfes, beständigen Schnalzens mit der Zunge oder den Fingern, und lauten Jauchzens nichts von der Tanzmusik hört, und bloß den ganzen Klumpen wie kämpfende Hahnen vor einander aufhüpfen sieht. Bey größerm Spielraume hingegen machen sie verschiedene, selbst künstliche Bewegungen, Figuren und Sprünge. Im Zillerthale gewähren die leichten und weiten Röcke der Weibsbilder, die sich in einem großen Rade bey nahe bis über den Kopf drehen, dem wohlhüstigern Städter einen Anblick, der [ihn] nicht so wie den daran gewöhnten Landmann [in] ganz kaltblütiger Stimmung läßt.“

Noch mehr beeindruckt eine diesbezügliche Schilderung des aus Königsberg stammenden Schriftstellers August Lewald (1793–1871) von 1838. Für ihn ist der tanzende Tiroler die Verkörperung tirolischer Kraft und Natur und somit damals bereits gängiger tirolischer Fremd- und zum Teil auch Selbsteinschätzungen bzw. Klischees:

„Es ist ein ganz eigenes, kräftiges Element in diesen Tirolern eingezwängt, und es ist wunderbar, wie es sich so einzwängen lässt. Man sehe diese Menschen arbeiten, oder tanzen, singen oder raufen; [...] Noch stimmten die Musikanten, aber die Tänzerpaare zogen schon hinter einander her, dicht geschart im kleinsten Raum, und stampften, und drehten, und machten Luftsprünge, und jauchzten dabei [...]. Besonders bemerkte ich bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten ein convulsivisches, heftiges Zittern, welches sich der jungen Bursche bemächtigt, und beim Kopfe beginnt, dann in die Arme fährt, und zuletzt sich in den Waden zu entladen scheint, die blitzschnell und übervoll kräftig den Boden dabei zerstampfen. [...] Es war ein dichtes Gewirre springender und drehender Menschen; jeder trieb's auf seine Weise, jeder wollte recht austoben; in jedem sprach eine lodernde Flamme aus, die ihn verzehrt haben würde, wenn sie nicht Luft bekommen hätte. Der drehte sich wie toll und schrie dabei, dass er braun wurde und die Augen ihm zum Kopfe heraus schwellen; jener piff auf dem Finger, dass es gellte; ein dritter versuchte sich in Luftsprüngen; ein vierter wollte ihn darin überbieten, und alle hatten Platz zu diesen Uebungen und Evolutionen, und Niemand hinderte den Andern. Dazwischen drehten sich die starkbusigen Jungfrauen, mit hochrothen Gesichtern, aus denen Liebe und Lust leuchteten und obgleich kein Tänzer seiner Tänzerin den Arm reichte, und trotz des unsinnigsten Gedränges, des Lärms und der scheinbaren Verwirrung, kannte jeder Trabant die Sonne, um die er sich drehte [...]“

## **Anfänge der musikalischen Folklore und „Tyrolese Minstrels“**

Widmen wir uns noch einmal den interessanten Anfängen des Tiroler Export-Folklorismus, aus dessen Geist sich später die Tirolerabende, alpine Stimmungsduos und die mediale Alpfolklore des 20. und 21. Jahrhunderts entwickelten, nämlich den Anfängen der „Nationallieder“ singenden, jodelnden und „Nationaltänze“ aufführenden „Tiroler Nationalsängergesellschaften“. Als das bekannteste Beispiel gelten die Geschwister Rainer aus Fügen im Zillertal. Über ihre erste Zeit als umherreisende Folklore-Gesangsgruppe besitzen wir ein wertvolles Dokument, das laut Einschätzung des Münchner Juristen und Schriftstellers Ludwig

Steub (1812–1888) höchsten Authentizitätswert besitzt. Als die Rainers im Jahr 1827 erstmals in London eintrafen, wurden sie von William Ball, einem Londoner Musikkenner, interviewt. Ball veröffentlichte das achtseitige Gesprächsprotokoll, worin er stellenweise die Rainer-Geschwister zitiert, als Vorwort zu der von Ignaz Moscheles herausgegebenen Liedersammlung „The Tyrolese Melodies. Arranged for One or Four Voices with an Accompaniment for the Piano Forte“ (London, ca. 1827). Darin schildern die Geschwister, dass sie als Kinder schon gerne die überlieferten Lieder ihres Tales sangen und dass sie bei privaten Festen des in Fügen beheimateten Grafen Dönhof auftraten. Der Tiroler Freiheitskampf von 1809 habe eine Spur der Verwüstung hinterlassen, sodass in der Folge wirtschaftlich schwere Zeiten anbrachen. Und dann erzählen sie, dass sie um 1815 (möglicherweise 1822) eingeladen waren, vor Kaiser Franz I. und Zar Alexander I., die auf ihrer Durchreise beim Grafen Dönhof Halt machten, hinter einem Vorhang zu singen. Der begeisterte russische Zar habe sie anschließend eingeladen, doch einmal zu ihm nach St. Petersburg zu kommen.

Dieser Geschichte von den Anfängen der „Rainer Nationalsänger“, die in Details manche Unklarheiten birgt (zum Beispiel ist der Reiseaufenthalt des Zaren und des Kaisers beim Grafen Dönhof zwar theoretisch möglich, aber nicht nachgewiesen), stehen zwei weitere Versionen gegenüber, die weniger märchenhaft anmuten. Laut der Schilderung eines Nachkommens der ersten singenden Rainer-Generation soll Felix Rainer, der sich als Kuppelknecht bei einem schweizerischen Pferdehändler verdingte und anerkanntermaßen eine schöne Stimme besaß, auf die Idee gekommen sein, mit den Familienmitgliedern eine Musikgesellschaft zu gründen, da ihm dies finanziell lukrativ schien. Ein ähnliches Motiv birgt die andere Geschichte, wonach Joseph Rainer als wandernder Viehhändler in Leipzig „vier angebliche Tiroler Kinder“ hörte; da „dies maskierte Häuflein trotz seines schlechten Gesanges vielen Beifall gefunden,“ berichtet Steub, „so habe er seinen Geschwistern geschrieben, jetzt sei die Zeit gekommen, als echte Tiroler in alle Welt zu gehen und zu jodeln und das Glück zu erjagen“.

Der Erfolg blieb nicht aus. Zum Repertoire ihrer Anfangszeit zählten offenbar nicht nur Volkslieder aus dem Zillertal, sondern auch schon „salonfähige“ Tirolerlieder. Welche Lieder die Geschwister Rainer bereits aus der Tiroler Überlieferung kannten und welche sie im Zuge ihrer Reisen erst kennenlernten, ist nur in Einzelfällen feststellbar. So ist bezeugt, dass die Lieder „Der Alpen Jäger“ und „Der Tyroler Landsturm“ Schöpfungen des aus Tirol stammenden, aber in Weimar tätigen Schauspielers Max Johann Seidel sind, geschrieben exklusiv für die Geschwister Rainer, als sie 1825 am Weimarer Hof auftraten. Sie wurden später zu populären, mündlich weiter tradierten Volksliedern. Andere ihrer Lieder, wie „Steh nur auf, steh nur auf, lieber Schweizerbua“ und „Zu Lautersbach hab i mein Strumpf verlorn“, gehören noch heute zu beliebten Volksliedern in Tirol, doch

weiß man nicht, ob sie durch die Auftritte von Nationalsängergesellschaften und die Veröffentlichungen ihrer Lieder dazu wurden oder schon zuvor existierten.

In London nahm sich der aus Prag stammende Klaviervirtuose Ignaz Moscheles (1794–1870), Professor an der „Royal Academy of Music“, der Geschwister Rainer an. Er notierte und arrangierte nicht nur ihre Lieder in der schon genannten Sammlung „The Tyrolese Melodies“, welcher weitere Sammlungen mit Liedern der Geschwister Rainer folgten, sondern bearbeitete sie auch mit Vor-, Zwischen- und Nachspielen für sein potpourriartiges „Divertissement sur des Airs tiroliens pour le Piano-Forte“ (Kopenhagen, nach 1827). So wurden die „Tirolerlieder“ der Geschwister Rainer international. Doch schon damals begann sich an ihrer Art der Folklore und Vermarktung Kritik zu regen. So schrieb Heinrich Heine, der die Rainers in London sah, im Jahr 1828 missmutig:

„Der Tiroler hat eine Sorte von lächelndem, humoristischem Servilismus, der fast eine ironische Färbung trägt, aber doch grundehrlich gemeint ist. Die Frauenzimmer in Tirol begrüßen dich so zuvorkommend freundlich, die Männer drücken dir so derb die Hand und gebärden sich dabei so putzig herzlich, daß du fast glauben solltest, sie behandeln dich wie einen nahen Verwandten. Zu Hause üben die Tiroler diesen Servilismus gratis, in der Fremde suchen sie auch noch dadurch zu lukrieren. Sie geben ihre Persönlichkeit preis, ihre Nationalität. Diese bunten Deckenverkäufer, diese munteren Tiroler Buam, die wir in ihrem Nationalkostüm herumwandern sehen, lassen gerne ein Späßchen mit sich treiben, aber du mußt ihnen auch etwas abkaufen. Jene Geschwister Rainer, die in England gewesen, haben es noch besser verstanden, und sie hatten noch obendrein einen guten Ratgeber, der den Geist der englischen Nobility gut kannte. Daher ihre gute Aufnahme in the west end of the town. Als ich in den glänzenden Konzertsälen die Londoner fashionable Welt diese Tiroler Sänger, gekleidet in ihre heimatliche Volkstracht, das Schaugerüst betreten sah und von da herab jene Lieder hörte, die in den Tiroler Alpen so naiv und fromm gejodelt werden und auch ins norddeutsche Herz so lieblich hinab klingen – da verzerrte sich alles in meiner Seele zu bitterem Unmut, das gefällige Lächeln vornehmer Lippen stach mich wie Schlangen, es war mir, als sähe ich die Keuschheit des deutschen Wortes aufs roheste beleidigt und die süßesten Mysterien des deutschen Gemütlebens vor fremdem Pöbel profaniert. Ich habe nicht mitkatschen können bei dieser schamlosen Verschacherung des Verschmäh[h]testen, und ein Schweizer, der gleichfühlend mit mir den Saal verließ, bemerkte ganz richtig: „Wir Schwyzer geben auch viel fürs Geld, unseren besten Käse und unser bestes Blut, aber das Alphorn können wir in der Fremde kaum blasen hören, viel weniger es selbst blasen für Geld.“

Heine war bei weitem nicht der einzige, der die Problematik der folkloristischen Identitätsvermarktung erkannte. Nichtsdestotrotz gab der geschäftliche Erfolg den Rainers recht und bald schon tauschten sie ihr „hölzernes Bauernhaus oben im Dorfe zu Fügen“ (Steub) gegen große Höfe und Gasthäuser im ganzen Tal. Im Zillertal wurden sie zur Institution, zum Symbol einer aufstrebenden Zeit. Ihre Reisetätigkeit führte sie weit umher. Bereits 1839 findet man sie in den nordamerikanischen Großstädten.

In der amerikanischen Populärmusikforschung gelten die Rainers sogar als Mit-Schöpfer der Countrymusic, da sie das direkte Vorbild der „Hutchinson Family“ aus Milford, New Hampshire, waren. Denn ähnlich wie in Tirol, der Schweiz, Salzburg, der Steiermark und Kärnten fanden die Rainers auch in Amerika Nachahmer, die unverblümt als „Tyrolese Minstrels“ auftraten, wenngleich sie nie im Leben Tirol gesehen haben. Unbestritten ist, dass die Volksmusikforschung den reisenden Nationalsängern Schätze verdankt, zum Beispiel eine vor kurzem entdeckte Musikantenhandschrift aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, in der neben Zillertaler Stücken – darunter der durch die volkstümliche Zillertaler Musikgruppe „Schürzenjäger“ später berühmt gewordene „Zillertaler Hochzeitsmarsch“ – auch bürgerliche Gesellschaftstänze der nordamerikanischen Salons aufscheinen. Die Tiroler Nationalsängertradition hielt sich übrigens bis 1983. In jenem Jahr beendeten die von Toni Praxmair (1907–1991) gegründeten „Kitzbüheler Nationalsänger“ ihre Tätigkeit.

## Das „echte“ Tiroler Volkslied

Die Qualität des „Echten“ gehört seit Herder zum „Volkslied“. Im Gegensatz zu den „gedankenleeren, schmachtend-üppigen Operngesängen oder komponierten Trivialitäten der gemeinen Art“ (Herder) war das nationale „Volkslied“ angeblich „alt“, „schön“ und „echt“. Im 19. Jahrhundert gewann der Aspekt des „Echten“ zunehmend an Gewicht. Als zur Jahrhundertwende das bis dahin stets punktuelle Sammeln von Volksliedern in Österreich zu einer wahren Bewegung wurde, ging es den Volksliedsammlern in erster Linie darum, „echte“ und schöne Lieder aus mündlicher Überlieferung zu entdecken und zu veröffentlichen. Im Zentrum der österreichischen Volksliedsammlung und -pflege stand der aus der Steiermark stammende und in Wien lebende Gymnasialprofessor und deutschnationale Reichsratsabgeordnete Josef Pommer (1845–1918), Gründer des „Deutschen Volksgesangvereins in Wien“ (1890) und somit des ersten Volksliedchors in der Geschichte, Begründer der Fachzeitschrift „Das deutsche Volkslied“ (1899–1949), wesentlicher Mitgestalter des nationalen Sammelunternehmens „Das Volkslied in Österreich“ (1904–1918), aus dem letztlich die heutigen österreichischen Bundesländervolksliedwerke, auch



Abb. 17: Tiroler Volksmusik in Amerika. Titelblatt der Celebrated Melodies der Rainer Family aus dem Jahr 1841

das „Tiroler Volksliedwerk“, hervorgingen, und Herausgeber zahlloser Volksmusikalien. Der Volksliedenthusiast Pommer, oftmals im Mittelpunkt kulturpolitischer Polemiken und Fehden, und seine Mitstreiter erwarben sich zwar große Verdienste um die Sache, indem sie tausende „echte“ Volkslieder und Jodler aufzeichneten, publizierten und umgehend für die Pflege im Chor bearbeiteten, sie verwendeten die bäuerliche Musik allerdings auch zur Konstruktion deutschnationaler Identitätsmerkmale.

Zu Pommers Mitstreitern zählte (bis zum Zerwürfnis im Jahr 1905) der aus St. Valentin auf der Haide (Obervinschgau) stammende Hymenopterologe (Hautflüglerforscher) Franz Friedrich Kohl (1851–1924). Er ist der Doyen der Volksliedforschung und Volksliedpflege in Tirol, denn mit ihm beginnt die systematische Aufsammlung von Tiroler Volksliedern. Der Veröffentlichung seiner Tiroler Liedersammlungen ging eine jahrelange, vor allem in den Ferien betriebene Sammeltätigkeit voran. Ähnlich wie Pommer in der Steiermark durchwanderte Kohl, ausgerüstet mit Bleistift und Notenpapier, mehrere Tiroler Täler und zeichnete Volkslieder auf. Ein Ausgangspunkt vieler Südtiroler Wanderungen war die Schlerngegend, ein anderer St. Martin in Passeier. Viele Wanderungen in Nordtirol gingen von Hopfgarten im Brixental und St. Johann in Tirol aus. Das Zillertal, das Brixental, die Wildschönau, das Unterinntal, Pustertal, Leukental und Leutaschtal entdeckte er als besonders überlieferungsreiche Gegenden, während er im wirtschaftlich weniger gut entwickelten Vinschgau und Oberinntal nicht sehr fündig wurde. Zahlreiche Einsendungen von verschiedenen Personen bereicherten seine Liedersammlungen.

Im Jahr 1899 veröffentlichte er in Wien erstmals seine „Echten Tiroler-Lieder“ im Eigenverlag. Da diese Sammlung von 193 Liedern und 26 Jodlern reges Interesse hervorrief, folgten in den Jahren darauf drei „Nachlesen“ mit weiteren 113 Liedern sowie in den Jahren 1913 und 1915 die zweibändige Neuausgabe der „Echten Tiroler-Lieder“. Sie umfasste nun 554 Lieder und Jodler. Zwei weitere Sammlungen folgten 1908 („Heitere Volksgesänge aus Tirol“ und „Die Tiroler Bauernhochzeit. – Sitten, Bräuche, Sprüche, Lieder und Tänze mit Singweisen“).

In seiner Abhandlung „Das Tiroler-Volkslied. Ein Wort zum Verständnis und zur Würdigung des echten deutschen Volksliedes in Tirol“, welche die Sammlung

„Echte Tiroler-Lieder“ von 1899 einleitet, geht Kohl den zentralen Fragen nach den Kennzeichen des „echten“ Tirolerliedes und seiner authentischen Ausführung nach. Es lag in der Natur der beginnenden Volksliedforschung in Österreich, dass die Abgrenzung des so genannten „echten“ Volksliedes vom „volkstümlichen Lied“, vom modischen „Bänkelsingang“ und von den Liedern der Nationalsänger ein heiß diskutiertes und umstrittenes Anliegen war. Kohl steht in der Tradition seiner Zeit und beruft sich bei der Charakterisierung des „Echten“ auf die für ihn maßgebliche Autorität Josef Pommer, wenn er schreibt:

„Ein echtes Volkslied ist [...] nicht das Lied, das in erwerbsüchtiger Absicht, um des lieben Brotes willen, – vielleicht in Benutzung der Schwächen und bösen Triebe im Volke – gemacht und später als Gassenhauer geschrien wird, es ist nicht das Lied, das der Gebildete am Klaviere ersinnt, mag er als Wortlaut auch volksthümliche Dichtungen verwenden und sein Machwerk vielleicht selbst als Volkslied bezeichnen, es ist auch nicht jene Tondichtung, die wegen ihrer Einfachheit und Natürlichkeit die Herzenssaiten des Volkes getroffen hat und von ihm gerne gesungen wird.“

Und erläuternd findet sich eine im Grunde wenig eindeutige, für den Pommer-Kreis jedoch typische Volkslied-Definition, der ein hierarchisch-autoritäres Gesellschaftskonzept zu Grunde liegt: „Volkslieder im eigentlichen Sinne“ seien nur jene Lieder, „welche aus den Anschauungen und dem Sinne des Volkes selbst hervorgegangen, im Volke selbst entstanden sind“. Zum „Volk“ zählt, hier zitiert Kohl Pommer wörtlich,

„derjenige Theil der Gesammtheit, der der sogenannten höheren Bildung bar, in diesem Sinne ungebildet, aber auch noch nicht verbildet ist. Je weiter weg von den Stätten moderner Überkultur diese Menschen leben, desto besser. Je weniger sie nachgedacht haben über den Gegensatz zwischen hoch und nieder, zwischen arm und reich, zwischen den einzelnen Klassen und Ständen, desto unbefangener sind sie geblieben, desto harmloser ist ihr Herz, desto einfacher ihr Sinn.“

Ganz im Sinne dieser einschränkenden, eine gesellschaftspolitisch konservative und antimodernistische Geisteshaltung offenbarenden „Volk“-Bestimmung hält Kohl mit den Worten Pommers fest, dass das „moderne Proletariat“ der Städte nicht zum „Volk“ gehöre, weil es angeblich „an der Hervorbringung und Weiterbildung des Volksliedes keinen Antheil“ habe. Mit Pommer zählt Kohl zum „Volk“ nur die „Kleinbürger unserer Landstädte und Märkte“, den „Ackersmann“, den „Jäger“ und das „junge bäuerliche Volk“, die „Burschen und Dirndl“, „Sen-



nerinnen und Hirten“, denen das „neidvolle Grübeln über ihre engen Verhältnisse“ und somit die Infragestellung einer um die Jahrhundertwende schon beträchtlich ins Wanken geratenen autoritären, vom Herausgeber der „Echten Tiroler-Lieder“ jedoch verklärten, Gesellschaftsordnung fremd sei.

In seiner Ablehnung der so genannten „Salontirolerlieder“ und „volkstümlichen Gesänge“ der „Nationalsängergesellschaften“ und einer angeblich sentimental-verweichlichten städtischen Bildungsbürgerschicht setzt Kohl schließlich eine beträchtliche Zahl so genannter „Lieder im Volkston“ und „volkstümlicher Lieder“ regelrecht auf eine schwarze Liste. So nennt er nicht weniger als 111 zu seiner Zeit populäre Lieder, die zum Teil als „widerwärtig“ abzuklassifizieren, zumindest aber nicht als „echte Volkslieder“ zu bezeichnen seien. Penibel zerpfückt er auch die bislang erschienenen Tirolerliedersammlungen, um Stück für Stück das „Echte“ vom „Unechten“ zu trennen und rechnet gnadenlos mit dem auch in Tirol verbreiteten und beliebten „Wiener Bänkelgesang“ und dem „tirolischen Bänkelgesang“ der Nationalsänger ab.

Andererseits widmet sich Kohl in ebenso ausführlicher Breite den Merkmalen „echter“ Tirolerlieder, wobei er sie als Spiegel einer romantisch idealisierten tirolischen Identität kennzeichnet, wenn er formuliert:

„Tirolerlieder im engsten Sinne [...] sind die Gesänge, welche sich durch ihr ganzes Wesen und oft überdies durch den Inhalt der Worte als echte Kinder des Tirolerlandes ausweisen [...]. Für die ursprüngliche Eigenart des Tirolerliedes sind jene alten Tirolergesänge Vorbildisch [sic], welche J. Stolz schon im Jahre 1807 [...] bespricht, heutzutage aber kaum mehr noch von Jemand gekannt werden; sie stammen aus einer Zeit, wo noch keine verderblichen Einflüsse (wie Lieder im Volkstone, Bänkelgesänge) auf das Volkslied in Tirol wirkten [...]. Dem inneren Wesen nach ist das Tirolerlied [...] ganz besonders heiter, sonnig wie die Tiroler Berge [...]“

Diese verklärte Tiroler Identität äußert sich nach Kohl auch im Musikalischen. So weise das Tiroler Volkslied eine „viel bewegtere Vortragsweise und durchschnittlich höhere metronomische Zahlen“ als das Kärntnerlied auf und bevorzuge die Harmonien der ersten und fünften Stufe. „Empfindelnd“ sei das Tirolerlied nie, „auch nicht im Ernste“, und eben so müsse es vorgetragen werden. „Rauflust und Spott, das Wildschützenleben, die Verherrlichung der Almenfreuden, die Behandlung heiterer Vorfälle und bäuerlicher Witz“ stellen nach Kohl die wesentlichen Inhalte des „echten“ Tiroler Volksliedes dar. Entscheidend sei nicht, ob die Lieder in Tirol entstanden sind, sondern dass sie in Tirol in einer spezifisch tirolischen Vortragsart gesungen werden, weshalb auch Kärntnerlieder Eingang in seine Sammlungen fanden.



Nach dem bisher Gesagten spielten bei der Erstellung der Kohl-Liedersammlungen nicht wissenschaftliche, sondern ideologisch-pflegerische und subjektive Auswahlkriterien eine wesentliche Rolle. Auch angesichts der Fülle des gesammelten Materials aus intensiven Feldforschungen und zahlreichen Einsendungen können Kohls „Echte Tiroler-Lieder“ nur unter Einschränkungen als Ausdruck einer wie auch immer gearteten volksmusikalischen Tiroler Identität verstanden werden, zumal ein offenbar nicht unbeträchtlicher Teil des um 1900 in Tirol beliebten Liedrepertoires als minderwertig abgetan wurde und in den Sammlungen unberücksichtigt blieb.

Kohl war jedoch gewissenhaft genug, seine Auswahlkriterien offen zu legen und den Leser über den Zweck seiner Sammlungen zu informieren. So hält er im Vorwort des ersten Bandes seiner Neuausgabe von 1913 ausdrücklich fest, dass diese nicht „eine Veröffentlichung zu wissenschaftlichen Zwecken“ sei, sondern „ein Familienbuch für das Volk und die Pflege seines Liedes“. Sie stünde „ganz im Zeichen des Heimatschutzes und der heimatlichen Gemütspflege“. Und dass Kohl mit seinen Sammlungen offenbar ein brennendes Bedürfnis nach dem „Echtem“ stillte, beweisen begeisterte Zeitungsrezensionen. Der Rezensent des „Boten für Tirol und Vorarlberg“ vom 5. Mai 1899 bezeichnet die „Echten Tiroler-Lieder“ als „erlösende That“ gegen das „falsche Tirolerthum“ und den „blöden Singsang“ der Nationalsängergruppen; Emil Jung, Rezensent des in Wien erscheinenden „Deutschen Tagblattes“ vom März 1907, sah in den Sammlungen Kohls „unverfälschte tirolische Eigenart bewahrt“ und wertete sie als eine Antwort auf „die maßlos übertriebene Züchtung des Fremdenverkehrs“.

Unbehagen mit der kommerziellen Folklore und dem Merkantilismus einer als dekadent empfundenen Zeit war ein wesentlicher Beweggrund, Volkslieder zu sammeln, die Sehnsucht nach deutschnationaler Identität in einem monarchistischen Vielvölkerstaat ein weiterer. Deutschnationale Begeisterung spricht, wie selbstverständlich, auch aus Kohls Vorreden und Abhandlungen. Dabei ging es ihm vor allem um das Deutschtum in Tirol – also nicht um die Lieder der ladinischen Minderheit und der Welschtiroler in Südtirol, die er mit keinem Wort erwähnt. Die „Echten Tiroler-Lieder“ waren demgemäß auch als „kräftigere, stählende völkische Kost“ in „unserer schlaffen, abgespannten, culturmüden Zeit“ zu verstehen. An anderer Stelle ermahnt Kohl die Gesangsvereine, „ihrer völkischen Pflicht durch getreue Pflege des echten deutschen Volksliedes nachzukommen“; das Adjektiv „völkisch“ als Argumentationshilfe findet sich dort immer wieder.

## Tiroler Volksmusikpflege

Mehr als hundert Jahre nach Kohl haben sich manche Konstanten in der „Volksmusiklandschaft Tirol“ nicht verändert. Die Kenntnis der Tiroler Volksmusik ist

aber um ein Vielfaches gestiegen, was zum Teil als eine Nebenerscheinung der dramatischen Geschichte des seit 1919 geteilten Landes zu sehen ist. In den Jahren 1940–1942 unternahm der deutsche Musikwissenschaftler Alfred Quellmalz (1899–1979), damals Leiter der „Abteilung II (Volksmusik)“ des „Staatlichen Instituts für Deutsche Musikforschung“ (Berlin), im Auftrag der „Forschungs- und Lehrgemeinschaft ‚Das Ahnenerbe‘“ der SS eine wohl einzigartige musikethnologische Feldforschung in Südtirol vor dem Hintergrund der Option und Umsiedlung. Da sich rund 85 % der Südtiroler Bevölkerung dafür entschieden hatten, der Mussolini-Diktatur den Rücken zu kehren und in Hitlers „Deutsches Reich“ auszuwandern (für Deutschland zu „optieren“), war es notwendig geworden, neben den materiellen Kulturgütern der Optanten auch deren immaterielle Kultur zu erfassen. Das „Ahnenerbe“ gründete zu diesem Zweck eine in rund fünfzehn, hauptsächlich nach volkskundlichen Fachgebieten bezeichnete Arbeitsgruppen unterteilte „Südtiroler Kulturkommission“, der es oblag, neben den Volkssagen, Dialekten, Trachten, Bräuchen usw. auch die Volksmusik der vor der Auswanderung stehenden Südtiroler Bevölkerung zu dokumentieren.

Mit einem damals hochmodernen, rund 130 kg schweren Magnetophongerät, das nach dem erst 1933 entwickelten Magnettonverfahren funktionierte, im Gepäck bereisten Quellmalz und seine Mitarbeiter, unter ihnen der Gymnasiallehrer, Volksmusikforscher und nach dem Krieg wichtigste Volkstanzpfleger Karl Horak (1908–1992), ganz Südtirol und erstellten rund 3.000 Tonaufnahmen, zahlreiche Filme, hunderte Fotos und zigtausende handschriftliche Aufzeichnungen. Dabei gelangen Quellmalz, der, noch im Sinne der alten Volksmusik-„Schatzsucher“, fast ausschließlich die mündlich überlieferte und bis dahin unpublizierte Südtiroler „Bauernmusik“ suchte, bemerkenswerte Aufnahmen heute bereits verklungener Traditionen. Trotz der ideologischen Prämissen, unter denen die „Sammlung Quellmalz“ entstand – sie sollte ja das historische Alter der Südtiroler Volksmusik und ihren „deutschen Charakter“ bezeugen und später als Grundlage für die Südtiroler Volksmusikpflege im künftigen (nationalsozialistischen) Siedlungsgebiet funktionalisierbar sein –, gilt sie heute als eine wertvolle Quelle für eine verantwortungsbewusste, die historischen Entstehungsumstände nicht ausblendende Forschung und wegen der vielen darin enthaltenen Musikstücke und Lieder sogar für die Volksmusikpflege.

Die organisierte Volksmusikpflege setzte in Tirol – wie auch in anderen österreichischen Bundesländern – in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein und bezog ihre Motivation unter anderem daraus, der touristischen Folklore etwas entgegenzusetzen. Der „Tiroler Volksmusikverein“, gegründet 1966, organisiert seit 1974 den in Innsbruck biennial stattfindenden „Alpenländischen Volksmusikwettbewerb“, an dem jugendliche Musikgruppen aus dem gesamten deutschsprachigen Alpenraum teilnehmen. Dieser von Josef Sulz gegründete Wettbewerb mit hunderten Teilnehmern gilt als das wichtigste regelmäßige Ereignis der alpenländischen Volksmusik-

pflege. Kennzeichnend für den Traditionalismus des „Tiroler Volksmusikvereins“ ist das Hochhalten des Erbes von Franz Friedrich Kohl. Gemeinsam mit dem 1981 gegründeten Partnerverein „Südtiroler Volksmusikkreis“ gab er im Jahr 1999 alle Tiroler Liedersammlungen Kohls im Faksimile und kommentiert heraus.

Die Auseinandersetzung mit dem Spannungsfeld der musikalischen Traditionen in Tirol zwischen Überlieferung und Folklorismus ist eine fortwährende und auch notwendige Beschäftigung der Forschung und Wissenschaft, für die sich in Tirol Einrichtungen wie die „Musikalische Volkskunde“ am Innsbrucker Sitz der Universität Mozarteum Salzburg, das „Tiroler Volksliedarchiv“, das „Institut für Volkskultur und Kulturentwicklung“ sowie die Innsbrucker Universitätsinstitute für Musikwissenschaft und Europäische Ethnologie zuständig fühlen. Längst schon gilt in der Forschung ein „offener“, weit gefasster Volksmusikbegriff, der neben der traditionellen Überlieferung auch die touristische Folklore, die Populärmusik und Blasmusik mit einschließt. Moderne Feldforschungen zu Themen der Volksmusik in Tirol und ihrer Merkmale stellen sich dem Spannungsfeld von Überlieferung und Folklorismus und sind bestrebt, ideologische Reibungspunkte historisch zu erklären, auszuhalten und auszugleichen. Dies geschieht in regem Austausch mit Sängerinnen und Sängern, Musikanten und Personen und Vereinen der musikalischen Volkskulturpflege.

### Weiterführende Literatur:

- Haid, Gerlinde, „Volksmusik in Tirol im 18. und 19. Jahrhundert“, in: Musikgeschichte Tirols. Band 2, hg. von Kurt Drexel und Monika Fink (Schlern-Schriften 322), Innsbruck 2004, 729–732.
- Nußbaumer, Thomas, Alfred Quellmalz und seine Südtiroler Feldforschungen (1940–42). Eine Studie zur musikalischen Volkskunde unter dem Nationalsozialismus (Bibliotheca Musicologica, Band VI), Innsbruck u. a. 2001.
- Nußbaumer, Thomas, „Musikalische Volkskultur in Tirol zwischen Tradition und Kommerz: Die ‚Szene Tirol‘ gegen die Verwendung des Begriffes ‚Volksmusik‘ in einem volkstümlichen Schlager-Grand-Prix“, in: Die Volkskultur im Spannungsfeld von regionalem Bewusstsein und Kommerz, hg. vom Kärntner Volksliedwerk, Klagenfurt 2002, 67–79.
- Nußbaumer, Thomas, Volksmusik in Tirol und Südtirol seit 1900. Von „echten“ Tirolerliedern, landschaftlichen Musizierstilen, „gepflegter Volksmusik“, Folklore und anderen Erscheinungen der Volkskultur, Innsbruck u. a. 2008.
- Reiter, Martin, Die Zillertaler Nationalsänger im 19. Jahrhundert (Egger-Rieser, Fiechtl, Gänsluckner, Hauser, Holaus, Leo, Rainer, Scheiring, Siegler, Strasser und andere ...), Ried i.Z. 1989.

## 18. Swarovski – Vom Tiroler Edelweiß zum globalen Schwan

Swarovski als Identitätsbaustein. Worin besteht er, dieser Baustein, und was wird damit gebaut? Wenn wir das Bild des Bausteins aufnehmen, so ist die entscheidende Frage, in welche Richtung man diese Metapher entwickeln will: der Baustein als Element mit einem festen Platz in einem festgefügt Gebäude, das man in diesem Fall Tirol oder Tiroler Identität nennen wird? Oder die Bausteine als Spielklötze, mit denen immer wieder Neues gebaut wird? Unserer im historischen Vergleich bemerkenswert mobilen und bis ins abgelegenste Bergdorf global verknüpften Gegenwart ist die flexiblere Vorstellung angemessen und nicht die eines für die Ewigkeit errichteten und daher aus Sicht von uns Heutigen immer schon bestehenden Monuments Tirol. So zeigt sich Swarovski als Chiffre mit mehr als nur einer Bedeutung, von der anlass- und kontextbezogen unterschiedlicher Gebrauch gemacht wurde und wird.

Swarovski ist zum einen das umsatzstärkste Tiroler Industrieunternehmen und der weitaus größte private Arbeitgeber im Land. Wann immer von Tiroler Leitbetrieben die Rede ist, führt Swarovski die Liste an. Die Gruppe ist außerdem weltweit tätig, sie wird als „global player“ gehandelt. Dann ist da die Eigentümerfamilie, die Familie Swarovski. Erstens sind sie viele und zweitens tun sie vieles. Ihre Geschäfte beschränken sich nicht auf den Swarovski Konzern, zu nennen sind ebenso Wein in Argentinien und China oder Rosen in Rattenberg. An Startkapital mangelt es nicht, an Ideen sich unternehmerisch zu betätigen auch nicht. Nicht alles gelingt, aber wer wagt, gewinnt – oft genug zumindest. Aufmerksamkeit ist garantiert: Ob es eben Rosen sind oder ob neuerdings ein junges Familienmitglied als „Popsternchen“ durchstarten will. Der Name ist selbst in der Verkürzung auf das initiale S. ein Garant für heimisches Interesse. Für das obligate Musikvideo geben die Kristallwelten eine geeignete Szenerie.

Die 1995 eröffnete Erlebniswelt in Wattens aber ist Teil einer Transformation von Swarovski, die in den 1970er-Jahren ihren Anfang nahm und das Unternehmen erst so recht ins Licht der öffentlichen und medialen Aufmerksamkeit gerückt hat: Der Eigenname Swarovski steht seither auch für eine Konsumgütermarke mit globaler Strahlkraft. Wenn Swarovski in der Gegenwart Andockmöglichkeiten für Identitätsspiele bietet, so selbst in Tirol maßgeblich aus diesem Grund. Konsumgüter werden beworben, sie zeigen Präsenz in Schaufensterauslagen, und bei einem weltweiten Vertrieb gilt auch: Sie werden von Millionen Menschen gekauft. Das

macht sie zur Königsklasse der Industrieprodukte, und so eignet sich die Marke Swarovski, Made in Austria, Made in Tyrol, Made in Wattens, gleichermaßen als Objekt von nationalem, regionalem und lokalem Stolz.

## Die Unternehmensgeschichte

Daniel Swarovski, der Unternehmensgründer, kam 1862 im nordböhmischen Ort Georghthal [Jičetín] zur Welt. Nach Lehrjahren wagte er in den Achtzigerjahren mit Eduard Weis, seinem späteren Schwiegervater, den Schritt in die Selbstständigkeit. Die Geschäfte der Firma, die vor allem Hutnadeln und Broschen herstellte, ließen sich gut an, dann aber folgten einige Dürrejahre. Schließlich erfand Daniel Swarovski, ein begabter Bastler und stets auf der Suche nach Verbesserungen, einen Schleifapparat. Diese Innovation erlaubte es, regelmäßig geschliffene Steine günstig und in großer Zahl herzustellen. Um das Potential seiner Erfindung ausschöpfen zu können, suchte Swarovski einen Kapitalgeber und einen neuen Betriebsstandort. Ersterer wurde in einem Pariser Kunden gefunden, zweiterer in Wattens, wo er eine außer Betrieb stehende Lodenfabrik der Firma Rhomberg als Betriebsstätte erwarb. In Böhmen mit seiner langen Tradition der Glaserzeugung wollte Swarovski nicht bleiben, um seinen technologischen Vorsprung besser vor der Neugier der Mitbewerber schützen zu können. Dafür machte sich in Tirol alsbald der Mangel an qualifizierten Arbeitskräften unangenehm bemerkbar. Swarovski bekam diese Anfangsschwierigkeiten jedoch in den Griff, das Unternehmen wuchs und nahm rasch großindustrielle Dimensionen an. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs zählte es bereits rund 1000 Beschäftigte.

Die Unternehmensgeschichte zeigt seit über 100 Jahren wiederkehrende Muster. Die Schmucksteinerzeugung und die sich ihr anlagernden Geschäftsfelder sind starken Nachfrageschwankungen ausgesetzt, was periodisch zu schweren Krisen und Massenentlassungen führt. So war es, als 1912 der Absatz stockte, so war es u. a. in den 1930er-Jahren und im Gefolge des Ölshocks 1973, so war es zuletzt auch 2008 und 2009. Das Unternehmen hat jedoch bis dato Markterschütterungen gut überstanden, indem es auf technologische Innovationen und Diversifizierung der Produktpalette setzte.

Zweimal wurde die Grundlage für neue Produktionszweige im Rahmen der Anpassung an Kriegserfordernisse geschaffen. Im Ersten Weltkrieg wandte sich Swarovski der Erzeugung von Schleifmitteln zu, im Zweiten Weltkrieg der Herstellung optischer Geräte. Als Rüstungsgut erfuhr auch die Schleifmittelerzeugung eine wesentliche Erweiterung. Da die Wehrmacht immer größere Teile der männlichen Erwachsenen in Beschlag nahm, behalf man sich in der Industrie (und der Landwirtschaft) mit der Ausbeutung von Zwangsarbeitern, ein nach 1945 vie-

le Jahrzehnte lang „vergessener“ Umstand. Swarovski bildete da keine Ausnahme. Führende Familienmitglieder waren Anhänger des Nationalsozialismus und traten der NSDAP bei. Alfred, einer der Söhne des Gründers, fungierte als Präsident der Innsbrucker Handelskammer und der Gauwirtschaftskammer Tirol-Vorarlberg. Nach dem Krieg wurde er als „begeisterter Nazi“ eingestuft, doch das Eigentum an Produktionsmitteln bot Unternehmern Schutz vor harten Entnazifizierungsmaßnahmen, so auch den Swarovski.

Wesentlich besser zum friedlichen Image eines Unternehmens, das die Schönheit von geschliffenem Glas in den Mittelpunkt seines Wirkens gestellt hat, passt eine Produkteinführung aus 1976: Die Firma lancierte eine Kristallmaus. Swarovski produzierte nun erstmals unter eigener Marke für die Konsumenten. Neben den überaus erfolgreichen Glastieren führte man bald auch Modeschmuck und Designobjekte im Repertoire. Zehn Jahre später standen die Markenartikel bereits für ein Drittel des Konzernumsatzes.

Die Unternehmensgruppe organisiert ihre Aktivitäten in drei Gesellschaften: den Tyrolit Schleifmittelwerken in Schwaz, der in Absam beheimateten Optik und der Firma D. Swarovsky KG mit Sitz in Wattens. Sie bündelt den „Geschäftsbereich Kristall“ und erzielt mit Abstand den meisten Umsatz. Die relative Bedeutung der einzelnen Bereiche drückt sich gut in den Beschäftigtenzahlen aus: Am kleinsten ist die Optik mit etwas unter 700 Beschäftigten Ende 2010. Tyrolit hält gegenwärtig bei weltweit fast 4500 Mitarbeitern. Der größte Konzernteil ist aber Daniel Swarovsky & Co. mit 23.400 Beschäftigten.

Gerade in den letzten zwei Jahrzehnten hat Swarovski enorm expandiert. Seit man 1991 in Paris eine erste Boutique eröffnete, ist die eigene Einzelhandelschiene zur weltumspannenden Präsenz gediehen. 2002 hielt man bei rund 350 eigenen Shops und Konzessionen, 2010 waren es schon fast 1100, dazu kamen noch rund 900 Partner-Boutiquen. Innerhalb eines Jahrzehnts hat sich auch die Belegschaftszahl mehr als verdoppelt: 2000 zählte Swarovski „erst“ 11.000 Beschäftigte, heute sind insgesamt rund 28.600 Mitarbeiter für die Gruppe tätig. Diese Expansion hat sich aber vor allem als Internationalisierung vollzogen. Zur Jahrtausendwende hatte Swarovski 6000 Mitarbeiter in Österreich, hauptsächlich natürlich in Tirol, das die Hälfte der Konzernbelegschaft stellte. Ende 2010 hatte Swarovski in Tirol 7300 Mitarbeiter. Das ist zwar erheblich mehr als zehn Jahre zuvor, steht aber nur mehr für ein Viertel aller Beschäftigten des Konzerns.

## Globalisierung

Wenn sich in den Jahrzehnten nach 1945 Fachblätter mit Swarovski beschäftigten, so betonten sie, dass die Firma zu den wichtigen Devisenbringern Österreichs ge-

höre. Auch fehlte es nicht an dem Hinweis, dass Swarovski technisch innovativ sei. Swarovski war hinsichtlich seines Absatzes immer schon am Weltmarkt orientiert. Freilich stellte Swarovski Produkte her, die entweder, so die Schleifmittel von Tyrolit, völlig unglamourös waren, oder zwar glitzerten, doch als Material gehandelt wurden, das andere zu einem für den Endverbraucher teuren Produkt, ob Schmuck oder Kristallluster, veredelten. So war Swarovski das Paradebeispiel eines „hidden champion“, eines weltweit agierenden Marktführers ohne klingenden Namen.

Als der Name in den 1980er-Jahren bei den Konsumenten dann doch zu klingen begann, bereitete das den Boden für das Interesse einer breiten Öffentlichkeit an der Internationalisierung des Konzerns. Einen Quantensprung bildete in dieser Hinsicht die Übernahme der US-amerikanischen Schmuckhandelskette Zale im Jahr 1987. In der österreichischen Presse hieß es, der Swarovski-Konzern habe den „Durchbruch zum Weltunternehmen“ geschafft. Zale erwies sich bald als Reif und Rückschlag für die Pläne, den Vertrieb bis zur Einzelhandelsstufe selbst in die Hand zu nehmen. Doch der Misserfolg verhinderte nicht nachhaltig die Expansion des Konzerns, der sich nun als Tiroler „Multi“ in der medialen Wahrnehmung etabliert hatte. Damit konnte Swarovski eine tragende Rolle in der Inszenierung eines Phänomens spielen, für das in den 1990er-Jahren „Globalisierung“ als zugkräftiges Schlagwort eingeführt wurde.

Die wirtschaftliche Basis der Globalisierung ist gut in Zahlen zu fassen. Man kann z. B. von den österreichischen Direktinvestitionen ausgehen: 1980 waren laut den Daten der Nationalbank österreichische Firmen in 610 ausländischen Unternehmen maßgeblich engagiert, 1990 waren es 1127 und 2008 hielten heimische Firmen Beteiligungen an über 4000 Unternehmen im Ausland. Swarovski bot eine auffällige Erfolgsstory, die solchen Zahlen ihr Gesicht geben, wenngleich das Wattener Unternehmen insofern aus dem österreichischen Rahmen fällt, als es nicht vordringlich die genutzten Chancen der Ostöffnung repräsentiert. Als „Weltkonzern“ oder „global player“ wird Swarovski als Objekt des nationalen wie regionalen Stolzes gehandelt, als leuchtendes Beispiel, wie ein heimisches Unternehmen Globalisierung nicht erleidet, sondern gewinnbringend vorantreibt: „Ein Stück Tirol im Reich der Mitte“ freut sich die „Tiroler Tageszeitung“ 2010 über Fertigungsstätte und Shops von Swarovski in China.

Eine solche Freude ist nicht ohne Ambivalenz, denn im Geschäftsbereich Kristall hatte Swarovski die längste Zeit nur in Tirol produziert. „Spüren Sie den Druck der Billiganbieter aus Asien?“, lautete 2007, noch vor Einsetzen der globalen Wirtschaftskrise, die bange Frage an den Konzernsprecher Markus Langes-Swarovski. Das 2009 errichtete Werk in der chinesischen Hafenstadt Qingdao gab die Antwort. Auch wenn 2004 die „Tiroler Krone“ den „tollen Erfolg“ der Optik-Sparte feierte, weil sie nicht in „Billiglohnländern“ produziere, schwebte unausgesprochen die Einschränkung „noch“ über solchen Darstellungen. Noch wurde am

Standort Tirol produziert, noch erwehrte man sich der Mitbewerber. „Während die deutsche Konkurrenz unter dem stagnierenden Weltmarkt stöhnt, ist Swarovski-Optik in Absam weiter auf rasantem Wachstumskurs.“ Deutsche stöhnen, Tiroler jubeln. So durfte es sein. Es lag aber der Gedanke nicht fern, dass in Zukunft auch Tiroler stöhnen könnten. Die Verlagerung von Betriebsstätten in Länder mit niedrigeren Lohnkosten oder schlicht Standortrochaden innerhalb weltweit agierender Konzerne haben seit den 1990er-Jahren oft genug für Aufsehen gesorgt. Im unteren Inntal traf es 2003 die schon lange kränkelnde Elektra Bregenz. Sie wurde vom türkischen Eigentümer geschlossen. Die Biochemie Kundl wiederum hatte als Teil von Sandoz im Jahr zuvor eine große Zahl hochqualifizierter Arbeitsplätze verloren, nicht ins Ausland zwar, aber doch nach Wien.

Das Verhältnis des Landes Tirol und seines Paradeunternehmens drückt sich daher rhetorisch auf Seiten der Repräsentanten der Landespolitik in Formeln des Danks und der Hoffnung aus. Dem stehen auf Seiten der Exponenten von Swarovski Treuebekundungen, Forderungen und manchmal eine leise Drohung gegenüber. „Swarovski ist in der Welt zu Hause, aber in Tirol dahoam. Unsere starken, lokalen Wurzeln werden wir nie verlassen“, ließ Konzernsprecher Markus Langes-Swarovski 2009 wissen. „Unendlich dankbar“ sei er Unternehmerfamilien wie den Swarovski, die aus Patriotismus in Tirol produzieren, meinte Herwig van Staa 2006 im Landtag. „Die würden auch um ein Drittel billiger produzieren in der Slowakei oder gar in Indien.“ Er schloss mit der Aufforderung: „Haben wir doch einmal den Mut, uns bei diesen Unternehmerinnen und Unternehmern zu bedanken.“

## **Die Marke Swarovski – global und/statt Tirol**

Um die Konsumgütermarken österreichischer Herkunft zu zählen, die sich weltweiter Bekanntheit erfreuen, benötigt man weniger als eine Hand. Genau gesagt genügen zwei Finger: einer für Red Bull und einer für Swarovski. Laut dem vom European Brand Institute veröffentlichten Ranking der teuersten europäischen Marken schafft es allerdings 2010 Swarovski nicht unter die ersten 25, während Red Bull immerhin an zehnter Stelle aufscheint. Das European Brand Institute publiziert aber auch ein rein österreichisches Ranking und hier figuriert Swarovski als die eindeutige Nummer zwei. „Red Bull liegt vor Swarovski“ rapportiert dann z. B. die „Tiroler Tageszeitung“. Das Ranking des European Brand Institute ist eines von vielen, das weltweit am meisten beachtet wird von der Firma Interbrand erstellt. In dieser Liste schafft es aber selbst Red Bull nicht unter die Top 100 der „best global brands“, obwohl der Stier nach dem vom European Brand Institute errechneten Markenwert im vorderen Drittel landen müsste. Die Berechnungsmethoden unterscheiden sich, ebenso der Standort des Listenerstellers: Interbrand





Abb. 18: Tiroler Schwan brilliert in Tokyo. Boutique im Geschäftsviertel Ginza

aus New York mit einem rund um den Globus verstreuten Netz von Büros steht dem regional orientierten European Brand Institute mit Sitz in Wien gegenüber. Solchen Rankings mögen komplizierte Bewertungen und viel Überlegung zugrunde liegen, sie entspringen gerade deshalb einer Perspektive auf die Welt, bei der es selbst im Zeitalter globaler Markenartikler nicht gleichgültig ist, ob man diese von New York, Wien oder Innsbruck aus in den Blick nimmt.

Red Bull und Swarovski sind „unsere“ einzigen Fixsterne am globalen Markenhimmel, jedoch trennt sie Entscheidendes: Red Bull ist bloß eine Marketingabteilung, die Firma produziert ihr Getränk nicht selbst. Swarovski war und ist hingegen ein Industrieunternehmen, das bei aller Lebensstil-Kommunikation seine besondere Kompetenz in der Herstellung propagiert. Die Marke Swarovski trägt die Behauptung einer unnachahmlichen Präzision als wesentliches Argument an die Konsumenten heran. Die Swarovski Optik, die nur in Absam produziert, bindet diese Botschaft auch an Österreich als Herstellungsland. Der Willkommensgruß auf der Website kündigt von „bester österreichischer Ingenieurskunst“ und das in acht Sprachen. Bodenständigkeit zu kommunizieren macht Sinn für den Erzeuger von Ferngläsern, die dem Naturerlebnis dienen.

Der im Konzern dominante Geschäftsbereich Kristall aber definiert sich in Werbung und Public Relations nicht vordringlich über Österreich oder Tirol. Viele Jahrzehnte verwendete Swarovski zwar ein Markenzeichen, das eine alpine

Herkunft unterstrich: Der Firmengründer hatte einst das Edelweiß als Firmensymbol ausgewählt. Doch 1988 passte so viel Lokalkolorit nicht mehr in das Konzept des Unternehmens. Man ersetzte die Blume durch einen stilisierten Schwan. „Das biedermännisch bescheidene Edelweiß mauserte sich zum prachtvollen Schwan“, interpretierte die Schriftstellerin Gertrud Fussenegger, als sie 1995 aus Anlass des Hundertjahrjubiläums dem Konzern huldigte. Der Schwan ist ein weltweit verständliches Symbol von Eleganz, in diesem Fall zugleich Symbol einer ‚Entösterreicherung‘ oder ‚Enttirolisierung‘ der Unternehmenskommunikation.

An das Material Glas, wenn es zum Produkt „Kristall“ geadelt wird, lassen sich zwar Assoziationsketten knüpfen, die über Berge und Wasser nach Tirol führen. Die Kristallwelten tun das auch nicht nur metaphorisch, sondern buchstäblich, indem sie Touristen nach Wattens bringen. Man höre aber die Einschätzung des bedeutenden Markenforschers Sidney Levy, 2010 Swarovski-Gastprofessor an der Universität Innsbruck. Im Interview mit der „Tiroler Tageszeitung“ hielt er fest, dass Swarovski in den USA zwar bekannt sei, aber nicht mit Tirol oder Österreich assoziiert werde. Laut dem Blatt regte Levy jedoch an, dass eine Verbindung von Swarovski mit Tirol marketingtechnisch für beide profitabel sein könnte. Auffällig ist, wie die „Tiroler Tageszeitung“ diese Einschätzung für ihre Leserschaft rahmt: „Niemand weiß, woher Swarovski kommt“, kündet (und klagt) die Schlagzeile. „Verbindung zu Tirol fehlt“, lautet der Zwischentitel zur entsprechenden Passage. Dass den Nicht-Tirolern das Tirolertum des Paradebetriebs verborgen bleibt, ist offenbar kein angenehmer Gedanke.

## Kristallwelten

Was aber macht Swarovski als Marke aus? Das ist schwierig zu beantworten, wenn man nicht den Weg beschreiten will, den die Ratgeberliteratur für Manager und solche, die es gerne wären, häufig geht: Sie sammelt Selbstdarstellungen der Unternehmen, um sie nachzuerzählen und als Erklärung des Erfolgsgeheimnisses zu verkaufen. Es ist dies eine der vielen Varianten, Mythen unter dem Deckmantel von Aufklärung weiterzutragen. Um Mythen geht es freilich tatsächlich. Nicht nur, weil Swarovski danach trachtet, aus Glas das mit geheimnisvoller Aura ausgestattete Kristall zu machen, sondern weil es sich bei Marken um die der Konsumgesellschaft eigene Form der Mythenproduktion handelt: Marken sind Zeichen, die man genau zu verstehen meint, und auch ein Inventar an Kernbedeutungen ist rasch angelegt, doch bleibt ihre Anziehungskraft für jene, die außerhalb des Glaubens stehen, ein Stück weit rätselhaft.

Dem Produkt „Kristall“ kann man kaum eine klar umrissene Funktionalität zuschreiben. Ein wesentlicher Bestandteil der Marketingaktivitäten von Swarovski

ist es deshalb, das Produkt mit Bedeutung aufzuladen, indem auf die Orte verwiesen wird, an denen es anzutreffen ist, und auf die Menschen, die es besitzen. So erhält Swarovski viel Medienaufmerksamkeit vermittels der prominenten Träger seiner Produkte: Von Marilyn Monroe (strassbesetztes Kleid bei Kennedy-Geburtstag) über Romy Schneider (Kaiserkrone in Sissi) und Michael Jackson (Handschuh) bis hin zu Gülcan Kamps (Kleid bei ihrer Dokusoap-Traumhochzeit).

„We will keep the world glittering“, versicherte eine Abgesandte des Swarovski-Konzerns 1996 dem Publikum einer US-Fernsehshow. Erzeugnisse aus Kristallglas sollen der Welt noblen Glanz als leicht zu konsumierendes Produkt bieten. Mindestens für einen Teil der Produktpalette drängt sich das böse Wort Kitsch auf. Kristalltiere, Halsketten, Bilderrahmen decken sich in ihrer Orientierung am Gefälligen mit den Botschaften der heimischen Fremdenverkehrswerbung. Sie provozieren ästhetisch ebenso wenig wie die ins Museale entrückte Kunst vergangener Jahrhunderte, auf die sich die (kultur-)touristische Vermarktung Österreichs konzentriert.

Als Volltreffer haben sich in dieser Hinsicht die Kristallwelten erwiesen. Ihre Eröffnung markierte den Höhepunkt der Feierlichkeiten, mit denen 1995 des hundertjährigen Bestehens von Swarovski in Wattens gedacht wurde. Das Jubiläum war von langer Hand vorbereitet worden. Schon 1991 referierte ein für das Unternehmen tätiger betriebspsychologischer Berater bei einer Tagung grundsätzliche Überlegungen hinsichtlich des runden „Geburtstages“: Man plane einige Aktivitäten für die Sammler, die zunehmend das Bedürfnis verspürten, das „Mekka des Kristalls“ in Wattens zu besuchen. Der Wandel vom Fabrikstandort zum Ort kultureller Begegnung müsse daher vorangetrieben werden. Mit der Verwirklichung dieses Anspruchs betraute man André Heller, einen Großmeister von medienwirksamen Inszenierungen, die zwischen Kitsch und Kunst changieren. Heller konzipierte die Kristallwelten, in deren Errichtung Swarovski laut Medienberichten 140 Millionen Schilling investierte. Wattens erhielt eine Touristenattraktion ersten Ranges.

Mit den Kristallwelten betrat Swarovski Neuland. Kein österreichischer Industriebetrieb hatte sich zuvor selbst in einer ähnlichen Weise zelebriert. Das große Fest aus Anlass des hundertjährigen Firmenjubiläums, das am ersten Oktober 1995 stattfand, folgte zwar etablierten Mustern. Bei einem Unternehmen aus dem heiligen Land Tirol musste ein „pompöser Gottesdienst“ am Anfang stehen, wie die „Salzburger Nachrichten“ bemerkten. Die Kristallwelten aber sind selbst ein Gottesdienst, ein Ort der Anbetung. Die „Tiroler Tageszeitung“ erkannte in dem Themenpark denn auch einen „Wallfahrtsort für Kristallliebhaber“ und die „Kronenzeitung“ sprühte vor Begeisterung ob der Möglichkeit einer „Wallfahrt ins Licht und in die Finsternis“. In Medienberichten wurde außerdem die Bedeutung der Kristallwelten als „Grotte der Phantasie“ und als Verwirklichung eines Traums hervorgehoben. Sowohl die Rede vom Wallfahrtsort als auch die Betonung des Märchenhaften verweisen auf den entscheidenden Punkt: In den Kristallwelten

stellt sich die Firma keinem anderen Betrachter als dem oft bemühten „staunenden Kind“ oder dem zum „staunenden Kind“ geläuterten Erwachsenen.

Swarovski reagierte mit dem Themenpark auf das Stumpfwerden klassischer Werbeinstrumente. Die Zahl der Produkte wächst unaufhaltsam, jene der gleichartigen Werbeauftritte ebenso. Keine gute Basis für Markenloyalität. Als Kaufreiz werden daher zunehmend Erlebnisangebote eingesetzt, die man mit dem Kauf und Besitz einer Ware zu verknüpfen sucht. Solche Überlegungen standen auch am Anfang des Projekts, das zum Bau der Kristallwelten führte. Den Sammlern der Produkte von Swarovski sollte etwas Besonderes geboten werden, um ihre Bindung an die Marke zu erhöhen. Schon der Name „Kristallwelten“ signalisiert, dass der Besucher Zutritt zu einem vom Alltag getrennten, eigenständigen Universum erhalten soll.

Der Wattener Themenpark ist ein hervorragendes Exemplar der Spezies „Künstlerische Freizeitwelt“, deren Wesen es ist, ein Bedürfnis nach kulturell angereicherten Gütern zu befriedigen, ohne durch hochkulturelle Bildungsansprüche soziale Barrieren einzuziehen. Für die Kristallwelten wurden zwar namhafte internationale Künstler eingeladen, ästhetisch avancierte Projekte umzusetzen, aber der Besuch setzt keine Kennerschaft voraus. Der Themenpark stellt auf ein gegenwartsbezogenes sinnliches Erleben ab. Der massierte Einsatz moderner Technologie verleiht künstlichen Freizeitwelten eine Perfektion, die der realen Welt fehlt. Die Freizeitindustrie übernimmt Aufgaben, die früher der Religion und quasi-religiösen „großen Erzählungen“ zukamen. Sie macht Glücksversprechungen, stellt Traumwelten und Paradiese bereit. Welche Heilserwartungen die Kristallwelten auf sich ziehen, lässt schon die gängige Apostrophierung des Themenparks als Wallfahrtsort erahnen – oder um Heller zu zitieren: Er sei „als Vatikan des Funkelns“ gedacht. Brandlands oder wenigstens opulente Flagship-Stores sind inzwischen keine Seltenheit mehr, die Kristallwelten aber in Österreich nach wie vor ihre eigene Klasse.

Rasch hat sich der Swarovski-Themenpark in jeder Hinsicht als gutes Geschäft erwiesen. Der Zuspruch des Publikums übertraf alle Erwartungen. Schon in den ersten drei Betriebsjahren statteten insgesamt 1,8 Millionen Menschen den Kristallwelten eine Visite ab. Die Eintrittskarten selbst sind nicht billig, dazu kommen Konzerte und Veranstaltungen, die Gewinne aus dem Merchandising, die Vermietung für Firmenpräsentationen. Da sich die Investitionskosten schnell amortisiert hatten, wurden die Kristallwelten seither immer wieder ausgebaut. Das Unternehmen ließ bestehende „Wunderkammern“ umgestalten und neue hinzufügen. Der Verkauf von Swarovski-Produkten darf nicht zu kurz kommen. 2003 wurde ein neuer Shop mit 800 m<sup>2</sup> Fläche seiner gewinnträchtigen Bestimmung übergeben.

Seit ihrem Bestehen zählen die Kristallwelten zu den beliebtesten Ausflugszielen Österreichs. 580.000 Besucher sahen 1997 den Themenpark, 2009 waren es 700.000. Dass die Kristallwelten damit nach Schloss und Tierpark Schönbrunn bun-

desweit die meistfrequentierte Sehenswürdigkeit wären, stimmt zwar nicht (obwohl man es häufig liest), doch in Tirol ist das Kristall-Mekka konkurrenzlos und liegt klar vor anderen Anziehungspunkten wie dem Alpenzoo, der Hofkirche oder Schloss Ambras. Statistisch gesehen hat – laut Auskunft von Swarovski – auch bereits jeder dritte Tiroler dem Themenpark einen Besuch abgestattet. Bei einer 2009 vom Unternehmen in Auftrag gegebenen Erhebung stimmten außerdem 85 % der befragten Tiroler der Aussage zu, man könne stolz auf die Kristallwelten sein.

## **Bürger, Brotväter und Patrioten**

Auflage- und reichweitenstarke Massenmedien nehmen sich häufig des Themas Swarovski an – und das nicht nur im Rahmen der Wirtschaftsberichterstattung, sondern ebenso in den sich multiplizierenden Society-Formaten. Dieser Zustand ist allerdings in der gut 115 Jahre langen Unternehmensgeschichte eine relativ junge Entwicklung. Erst seit den 1980er-Jahren sind Firma und Familie Größen, mit denen ganz Österreich Vorstellungen von Reichtum und Erfolg verbindet. Noch 1979 hatte die „Neue Zürcher Zeitung“ geurteilt, Swarovski genieße außerhalb der engeren Standortregion nur geringe Bekanntheit.

Während der vielen Jahrzehnte, in denen sich Swarovski lokaler oder allenfalls regionaler Beachtung erfreute, dominierte eine Perspektive, die in den Exponenten von Unternehmen und Familie die gutbürgerlichen Industriellen, Wohltäter und Honoratioren erblickte. Dieses Bild war von persönlichen Erfahrungen getragen, die man mit den Swarovski als Arbeitgeber, im Rahmen von Gemeinde und Vereinswesen machen konnte. Es fand seinen Ausdruck in einer Festkultur, mit denen eine von Honoratioren dominierte Öffentlichkeit gestaltet wurde. Ihre Rituale waren im bürgerlichen 19. Jahrhundert etabliert worden, ohne mit dessen Ende zu verschwinden.

1960 fand in Wattens ein großes Fest zu Ehren des vier Jahre zuvor verstorbenen Firmengründers statt. Ihm wurde ein drei Meter hohes Denkmal gesetzt. „Die Rechte öffnet sich, die Vaterhand // die gütige, die auch so gerne gab // die Linke hält die Rolle der Patente [...]“, erläuterte der Bildhauer die Geste des bronzenen Daniel. Herrscher werden oft mit einem Gesetzespatent in Händen dargestellt und Schriftstellern wird gern eines ihrer Werke beigegeben. Das Denkmal für Daniel Swarovski ist am Schnittpunkt solcher Assoziationen angesiedelt: Es zeigt uns sowohl den „König von Wattens“, dessen Wort Gesetz ist, als auch den Erfinder, dessen Werk den Ort zum Erblühen brachte.

Am Vortag der Denkmalenthüllung fand ein Festkommers statt. Hugo Rahner, Theologieprofessor an der Universität Innsbruck, betonte, man müsse das Denkmal als Dankmal verstehen:

„Und wenn die Hüllen des Denkmals morgen fallen, dann möge unser Herz anfangen zu sprechen. Dann möge unser Herz sagen: ‚Dank dir, Daniel Swarovski, dass du immer geblieben bist, was du in der Not der Anfänge gewesen bist! Dank deinem Herzen, Dank für die Nächte der Arbeit und der Not, Dank für das Durchhalten, wo andere verzweifeln wollten, Dank für alles, was du für die Arbeiter und Mitarbeiter gedacht, gefühlt, geschaffen und, vor allem, gelitten hast. ‘ Solange, meine Freunde, diese Verbundenheit mit dem Herzen des Brotvaters von Wattens lebendig bleibt, solange bleibt dein Denkmal, Daniel Swarovski, sinnvoll. Dann ist dein Denkmal wahrhaftig der Inbegriff deiner Vergangenheit, die wir in die Gegenwart hereinversetzen, dann braucht uns auch nicht bange sein für die Zukunft deines Werkes und deiner geliebten Heimat in Wattens, die da lebt von deinem großen Herzen.“

Die Passage brachte Leitlinien für die geziemende Rede über den *pater familias* von Wattens zum Ausdruck. Bürgerliche Öffentlichkeit zeigt sich hier als Vexierspiel aus Sakralisierung weltlicher Herrschaft und Säkularisierung religiöser Sinnstiftung. Daniel Swarovski sollte in seinem Dankmal unsterblich werden, der Brotvater wurde symbolisch ein Stück näher an den Gottvater herangerückt. Ohnehin hatte er diesen in Wattens zu Lebzeiten leicht überbieten können, wenn man bei der Präsenz als schützende und strafende Macht Maß nimmt. Die Metapher vom Arbeitgeber als (Gott)Vater unterläuft das formalisierte Lohnarbeitsverhältnis, selbst wenn dieses den vertraglichen Kern der Beziehung bildet. Respekt und Gehorsam sind die unabdingbaren Pflichten der Kinder, dafür gilt umgekehrt: „Ein Familienvater will ja auch, dass alles in Ordnung ist, dass seine Kinder gut lernen und etwas werden und dass ihnen nichts passiert.“ So sah Daniel II., ein Enkelsohn des Gründers, noch in den späten 1980er-Jahren sein Verhältnis zur Belegschaft. In der Geschäftsführung war er freilich schon in den 1970er-Jahren von einer jüngeren Generation, der vierten gemäß der mit dem Stammvater Daniel I. ansetzenden Zählung, abgelöst worden.

Dem patriarchalen Selbstverständnis entsprach auch das Bemühen, die Beschäftigten der Firma bei der Erwerbung eines Eigenheims zu unterstützen. Hatte Swarovski zunächst Werks- und Mietwohnungen in größeren Einheiten gebaut, konzentrierte man sich nach 1945 auf die Förderung des Baus von Einfamilienhäusern. Dieses Ansinnen entsprang dem Kontext bürgerlicher Wohnreform, der es um die „Verkleinbürgerlichung“ und damit die Befriedung der Arbeiterschaft zu tun war. Jedem Arbeiter sein Einfamilienhaus, lautete nun das Ziel. Man dachte an „Gartenheime“, damit die Bewohner Gemüse anpflanzen und Kleintiere halten konnten. So weit, so idyllisch. Wer allerdings immer schon den Verdacht hegte, dass in Kleingartenvereinen der Wille zum totalitären Zwangsstaat schlummert,

dem bieten die Schriften von Daniel II. reiche Nahrung. Es ist noch eine milde Einschätzung, die Fantasien des angesehenen Unternehmers autoritär zu nennen. Von der Öffentlichkeit wurden sie wohlwollend *übersehen*, vielleicht aber auch mit Wohlwollen *gesehen*. Beide Interpretationen sind denkbar und verweisen auf die Untiefen einer konservativ gestimmten Bürgerlichkeit und darauf, wie diese in den Nationalsozialismus hinein-, andererseits auch wieder aus diesem herausführen konnte.

Dem bürgerlichen Repertoire der freien Gemeinde des 19. Jahrhunderts verdanken wir ein weiteres, bis heute gepflegtes Ritual: die Verleihung von Ehrenbürgerschaften. Bei jenen Familienmitgliedern, die eine Führungsrolle im Unternehmen innehaben, ist es eine logische Folge ihrer Tätigkeit, dass sie schließlich zu Ehrenbürgern von Wattens ernannt werden; oder auch von Schwaz oder Absam. Auszeichnungen des Landes gehören ebenfalls zum festen Bestandteil der Laufbahn eines Swarovski, der sich im Konzern maßgeblich engagiert. Der herausragende Unternehmer der Urenkelgeneration ist Gernot Langes-Swarovski. Am 20. Februar 1998, dem 188. Todestag von Andreas Hofer, verehrte ihm Landeshauptmann Wendelin Weingartner das „Ehrenzeichen des Landes Tirol“. 2007 erhielt er gar als höchste Auszeichnung den „Ring des Landes Tirol“. Die Verleihung ist per Gesetz auf 15 lebende Personen beschränkt. 2007 gab es nur drei Träger des Rings: Alois Partl, Silvius Magnago und Reinhold Stecher. Den zwei Altlandeshauptleuten von Tirol und Südtirol und dem Altbischof, den Repräsentanten der weltlichen und geistlichen Macht, gesellte sich also ein Exponent wirtschaftlicher Verfügungsgewalt hinzu. 2009 erhielt als fünfte mit Hilde Schwarzkopf auch eine Frau den Ehrenring. Als Leiterin der Plansee-Werke stand sie für ein Unternehmen, dessen Name ebenso unvermeidlich wie jener von Swarovski fällt, wenn von Tiroler Paradebetrieben die Rede ist.

Die Verleihung des Ehrenrings ist die offiziöse Arbeit an der Prägung von Vorbildern. Dank der medialen Üppigkeit unserer Gegenwart ist es keine Schwierigkeit, sich einen Eindruck von dem Festakt zu verschaffen, ohne dabei gewesen zu sein. Die Abteilung Öffentlichkeitsarbeit des Landes Tirol stellt kurze Filme von solchen Ereignissen ins Internet. Die Inszenierung kennt man zwar, ohne sie gesehen zu haben. Die Ingredienzien sind ein festlicher Rahmen, hier der Landtagsaal, viele ältere Männer in Anzügen, Pathosformeln nicht zu knapp, Rührung des Geehrten, befriedigte Feststellung dieser Rührung durch die Anwesenden. Dennoch lohnt es, auf Details zu achten.

Für jeden Menschen lassen sich abseits des Eigennamens viele Benennungen finden, die auf verschiedene soziale Rollen verweisen. Ausgangspunkt ist bei Gernot Langes-Swarovski zwar die Benennung als Unternehmer; die gedankliche Figur, um die das Ritual kreist, ist jedoch die des „echten Tiroler Patrioten“, als den ihn Landeshauptmann van Staa in seiner Laudatio bezeichnet. Damit sind Kon-



ventionen verbunden, denen sich alle Beteiligten, von festlicher Freude erfüllt, gerne unterwerfen. Was die Ehrung für ihn bedeute, fragt der Interviewer der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit den frischgebackenen Ringträger: Sie bedeute ihm Herausforderung, „für die Zukunft, das Optimale für unsere Heimat“ zu tun. Der „Heimat“ hängt er nach dem Hauch eines Zögerns ein präzisierendes „-Land“ an, dieses „Heimatland“ wiederum spezifiziert er als Tirol, und dazu ergänzt er nach neuerlichem kurzen Stocken noch Südtirol und Osttirol. „Tirol isch lei oans“, und ein Träger des Ehrenrings fühlt sich gedrängt, nicht auf die anderen Landesteile zu vergessen, selbst wenn seine unternehmerischen Interessen primär im unteren Inntal ihren fabrikgewordenen Ausdruck finden.

„Einheit“ ist eines der Schlüsselwörter, die uns erklären sollen, was Tirol ist und wofür auch der Träger des Ehrenrings zu stehen hat. „Familie“ und „Harmonie“ sind weitere zentrale Vorstellungen. Gernot Langes-Swarovski betont in seiner Dankesrede: „Die Harmonie ist ein äußerst wichtiger und wesentlicher Punkt, um erfolgreich arbeiten zu können. Wo man streitet, geht das leider nicht. Oder Gott sei Dank nicht.“ Das Unternehmen ebenso wie das Land werden als Familie gedacht und sind sich darin gleich. Was tut man im Konfliktfall? Man streitet nicht, sondern besinnt sich darauf, dass man einander doch liebt. Die Verleihung des Ehrenrings ist zweifellos als republikanische Tradition aufgesetzt: Der Ring wird vom Landtag auf Vorschlag der Landesregierung verliehen, mithin von einer demokratisch legitimierten Instanz. Der Festakt findet im Landtag vor den Abgeordneten statt. Im Mittelpunkt aber steht ihre Fähigkeit zur Einstimmigkeit, nicht die Möglichkeit der kontrollierten Meinungsverschiedenheit. Die „Einheit des ganzen Landes“ sei in der Feier spürbar gewesen, resümiert van Staa.

Gefeiert wird Langes Swarovski für seine persönliche Leistung, aber auch stellvertretend für das Unternehmen, die Firmentradition, den „Swarovski Geist“. Geehrt wird ein weiteres Mal der Brotvater: „20.000 Familien in der Welt, davon der Großteil in Tirol,“ gebe Langes-Swarovski „Arbeit und Existenz“, erklärt der ebenfalls bei der Verleihung anwesende und für den Film befragte Altlandeshauptmann Partl. Allerdings war es auch die Arbeit von 20.000 Menschen, die den Gewinn jener Unternehmensgruppe erwirtschaftete, an der GLS, wie er oft in den Medien abgekürzt wird, ein Fünftel der Anteile hält.

Zwar macht einen die Betrachtung von außen zum Spielverderber, der an einer patriotischen Gefühlsaufwallung herumnörgelt, die wohl von den Beteiligten als authentisch erlebt wird. Eben letzteres soll jedoch nicht negiert werden. Das analytisch aufgedröselte Spiel funktioniert für die Mitspieler, die überkommenen Rituale des Ehrens und Gedenkens fabrizieren trotz ihrer Durchschaubarkeit wirkungsvoll Identitätsbausteine. Sie verbriefen den Vorbildcharakter des Geehrten und suchen ihn gleichzeitig an diese Vorbildrolle zu binden. Wenigstens im Moment des Festakts funktioniert das, vermutlich aber auch darüber hinaus.



## „Reich und schön auf Österreichisch“

Zu den fixen Bestandteilen eines Porträts der Familie Swarovski gehört die Feststellung, dass sie diskret sei. Jedoch gibt es Clan-Mitglieder, die das Spiel mit der Medienaufmerksamkeit exzessiv betreiben. Das Unternehmen hütet, was seine Eigentümer als ihre Privatsphäre betrachten. Aber die heutige Medienlandschaft entzieht sich der dichten sozialen Kontrolle, mit der man in einer Landgemeinde wie Wattens die Akzeptanz solcher Grenzen erzwingen konnte und kann. So produziert eine große Familie in zunehmendem Rampenlicht unweigerlich Skandale, Tragödien, Aufregungen aller Art. Während diese bei Krethi und Plethi bloß den Tratsch unter Nachbarn und Bekannten beleben, verwandeln sie sich bei den Swarovski in Medienereignisse.

Als das Thema Swarovski in den 1980er-Jahren über die Wirtschaftsspalten hinauszuwachsen begann, ergab sich das Bedürfnis nach neuen Maßstäben, mit denen sich das Interesse der Medienkonsumenten wecken ließ. Man benötigte Metaphern, die auch jene neugierig machen, die sich nicht für das Lesen von Bilanzen (deren Details Swarovski ohnehin nicht veröffentlicht) begeistern. Zwei US-Fernsehserien kamen gerade recht, um Muster für eine neue mediale Aufbereitung von Unternehmerdynastien zu liefern: 1981 lief im ORF „Dallas“ an, 1983 folgte „Dynasty“. Beide Serien waren auch hierzulande ein großer Erfolg und so genügte es, von Swarovski als „Dallas“ oder „Dynasty“ in Tirol zu sprechen, um damit eine Verheißung zu verbinden: spannendes Business statt fader Buchhaltung, Intrigen, Machtspiele, schöne Frauen, unermesslich viel Geld und ein luxuriöses Leben. Anstelle biederem Bürgertums, das die gepflegte Langeweile kleinstädtischen Honoratiorentums verströmt, erhielt man mit einem Schlag eine Soap Opera, deren besonderer Reiz darin lag, dass sie erstens bei „uns“ in heimischen Gefilden spielte und zweitens von sich behauptete, nicht fiktiv zu sein. Noch die immer wieder festgestellte Ereignislosigkeit konnte man auf diese Weise zum Ereignis machen: „Bislang waren die eher scheuen, auf Eintracht und Geschlossenheit nach außen hin bedachten Swarovskis alles andere als eine Fundgrube für ‚Dallas‘ und ‚Dynasty‘-Autoren“, schrieb die „Kronen-Zeitung“ 1993. Anlass dieser Beobachtung war andererseits ein Vorfall, der bestens ins Seifenoper-Format passte: Andreas Schiestl-Swarovski, Kommunikationsleiter des Unternehmens, hatte seiner Gattin und dann sich selbst schwere Schussverletzungen zugefügt. Sogar eine um Seriosität bemühte Wirtschaftsberichterstattung positionierte sich mit Hilfe des Dallas/Dynasty-Koordinatennetzes: „Für Seifenopern à la ‚Dallas‘ oder ‚Denver-Clan‘ taugt die Familie Swarovski kaum,“ meinte die „Wochenpresse“ 1988, während sie 1991 von Positionskämpfen und Intrigen im Familienkonzern schrieb, „gegen die das Drehbuch von Dallas oder Dynasty eine matte Provinzposse“ sei. Beide Serien sind inzwischen mehr Fernsehgeschichte als ak-

tuelle Referenzen. Doch sie stellen Variablen innerhalb eines Referenzsystems dar, das uns erhalten geblieben und selbstverständlich geworden ist: „Reich und schön auf Österreichisch“, kommentierte die „Kronen-Zeitung“ 2005 die Liaison von Finanzminister Karl-Heinz Grasser mit Fiona Swarovski.

Wenn mit dem Verweis auf weltweit erfolgreiche Fernsehserien eine Tiroler Familie beschrieben wird, so ist das Teil einer globalen Zirkulation von Vorstellungen, die von suggestiven sprachlichen Etiketten oder materiellen Bildern aufgerufen werden. Dieses Spiel hat sich mit den elektronischen Medien beschleunigt – und ist auch leichter rekonstruierbar geworden. So schrieb das US-Wirtschaftsmagazin „Forbes“ über Nadja Swarovski, ihr Familienname bedeute in Österreich so viel wie Rockefeller in den USA. Der Vergleich, der dem englischsprachigen Leser erklären sollte, mit wem er es zu tun hatte, wurde 2004 in der „Welt“ zitiert. Die deutsche Zeitung brachte ebenfalls ein Porträt von Nadja Swarovski, die sich um die Verbindungen der Firma zu Designern und der Modebranche bemühte und dadurch zu den international bekanntesten Familienmitgliedern avancierte. „Sie sind die Rockefellers der Republik“, leitete 2007 das „Profil“ sein „Sippengemälde“ der Swarovski ein, wohl als implizites Zitat von „Forbes“. 2009 veröffentlichte der Journalist Wolfgang Fürweger das Buch „Die Swarovskis“. Auf den ersten Seiten erfährt man in einer kühnen Übersetzung des „Forbes“-Zitats, das Wirtschaftsmagazin habe geurteilt, der Name Swarovski besitze in Österreich einen höheren Stellenwert als Rockefeller in den USA – „und hat damit völlig recht“.

Die ältere Stilisierung der Swarovski als bürgerliche Honoratioren teilt mit der jüngeren als Tycoons im US-Stil, dass beide in Inszenierungen von Familie eingebettet sind. In der Honoratioren-Perspektive geraten die Firma und noch das Land Tirol zur Großfamilie, die von wohltemperierter Harmonie beherrscht wird. Das Dallas/Denver-Etikett meint hingegen die Familie und das von ihr nicht zu trennende Unternehmen als Rahmen für verschlungene Intrigen und beinharten Kampf nach Hollywood-Art. Mit Fiona Swarovski tritt ein drittes Muster der Inszenierung hinzu. Zwar wurde sie in den Medien nach dem „Reich und Schön“-Schema – siehe der zitierte Artikel aus der „Kronen-Zeitung“ – als Prominenz etabliert, doch an ihr interessiert nicht mehr primär ihr Agieren in Bezug auf den Swarovski-Clan, sondern die Selbstvermarktung als Prominenz, die begeisterte Unterwerfung unter den Voyeurismus der „Seitenblicke“-Öffentlichkeit, die auch vor Lächerlichkeit nicht halt macht.

Das Wohl und Wehe von Fiona und ihrem Gatten verfolgen österreichweit Medienkonsumenten in großer Zahl. Es gibt aber eben noch viele andere Familienmitglieder und hier gilt nach wie vor: Die mediale Aufmerksamkeit wächst mit der räumlichen Nähe. Was die Swarovski tun und lassen, interessiert in Tirol noch immer mehr als anderswo. „Gernot Langes-Swarovski und Universitätsprofessor

Dieter zur Neden hatten aufgrund eines heftigen Windstoßes Müh ihre Krawatten im Zaum zu halten“, erfuhr man am 21. Juni 2005 aus der „Tiroler Krone“. Die anderen regionalen Ableger der Tageszeitung schwiegen über das Ereignis.

### **Weiterführende Literatur:**

Ein Denkmal für Daniel Swarovski, hg. von der Gemeinde Wattens (Wattens 1960).

Helmut Alexander, Geschichte der Tiroler Industrie. Aspekte einer wechselvollen Geschichte (Innsbruck 1992).

Wolfgang Fürweger, Die Swarovskis. Das Porträt einer schillernden Dynastie (Wien 2009).

Oliver Kühschelm, Swarovski. Österreichischer „Multi“ und Tiroler „Weltmarke“, in: Emil Brix, Ernst Bruckmüller und Hannes Stekl (Hg.), Memoria Austriae III. Unternehmer, Firmen, Produkte (Wien 2005) 131–168.

Horst Schreiber, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Nazizeit in Tirol (Innsbruck 1994).

## **19. Europa der Regionen: Gesamttirol als Zukunftsmodell?**

Tirol isch lei oans? Isch a Landl a kloans? Ist dem wirklich so? Die Zweifel werden sich in Grenzen halten, wenn es um die Größe des Landes geht, da reicht ein scheuer Blick nach Bayern. Aber „lei oans“? Von welchem Land reden wir denn? Vom Bundesland Tirol? Von Nord- und Südtirol? Oder müsste man Tirol heute gleich in drei Teile gliedern und Osttirol eine eigene Identität zugestehen? Die scheinbar einfache Frage nach Tirol und seinen Grenzen würde zu den unterschiedlichsten Antworten führen; ohne Zweifel wäre auch eine Bestätigung des Liedtextes im Sinne eines „Gesamttirols“ eine davon. Und vielleicht handelt es sich dabei nicht nur um ein revisionistisches Geschichtsbild, das auf Dornenkrone und Andreas Hofer aufbaut, sondern um ein zukunftssträchtiges Projekt: die Idee einer Europaregion. Doch höchstwahrscheinlich wäre die Antwort dann von einem Politiker gekommen, denn dem Großteil der Tiroler Bevölkerung – ob nördlich, südlich oder östlich des Brenners – ist nicht wirklich bewusst, in einer sogenannten Europaregion zu leben. Und das seit vielen Jahren, auch wenn es schwer fällt, das Entstehungsdatum der Europaregion exakt festzumachen – handelt es sich doch bis heute mehr um ein Gedankenkonstrukt denn um eine gelebte Struktur geschweige denn einen etablierten institutionellen Rahmen.

### **Die Entstehung der Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino**

Bereits früh wurden die Europäischen Gemeinschaften und in der Folge dann die Europäische Union mit dem Vorwurf konfrontiert, man agiere zentralistisch und bürgerfern. Zweifel wurden laut, ob ein derartig bürokratisches „Monstrum“ nicht völlig an den Bedürfnissen vorbei verwalte und sich dadurch den Unwillen der Bevölkerung zuziehe. Bereits 1980 war durch das im Rahmen des Europarates unterzeichnete Abkommen zwischen Gebietskörperschaften (Madriider Abkommen) die Grundlage geschaffen worden, grenzüberschreitend Staatsverträge mit Nachbarregionen abschließen zu können. Doch auch Brüssel reagierte und schuf das „Europa der Regionen“, das in erster Linie Schlagwort und Beruhigungsspiel sein sollte, durch die Versammlung der Regionen, in der Folge dann durch den Ausschuss der Regionen aber zumindest einen institutionellen Rahmen bekam,

wenn auch ohne Kompetenzen. Der Ausschuss der Regionen konzentriert sich auf nationalstaatlich definierte Regionen und fördert daher höchstens indirekt die grenzüberschreitende Zusammenarbeit. Das Selbstbewusstsein der Regionen wurde durch diese Maßnahmen zwar gestärkt, doch das durchaus richtig erkannte Bedürfnis der Bevölkerung nach kleinräumigeren Strukturen konnte in der Praxis nicht befriedigt werden, auch in Tirol nicht.

Hier hatte die grenzüberschreitende Zusammenarbeit schon lange Tradition: Bereits am 19. Juni 1970 hatte in Bozen nach über 50 Jahren wieder eine Landtagssitzung stattgefunden, an der Abgeordnete aus dem Bundesland Tirol und aus Südtirol teilnahmen. Im nächsten Jahr fand ein weiteres Treffen im historischen Sitzungssaal im Alten Landhaus von Innsbruck statt. 1972 wurde außerdem auf Tiroler Initiative die Arge Alp unter Mitwirkung der österreichischen, deutschen, italienischen und Schweizer Alpenregionen gegründet. Anfang der Neunzigerjahre sprang man dann auf den Zug der Zeit auf und entdeckte, dass die ansonsten so ungeliebte EU vielleicht doch auch eigenen Zwecken dienen könnte: Das Schlagwort einer Europaregion Tirol wurde geboren. Die ersten Erwähnungen scheinen eher auf ein Duett Nord- und Südtirol abgezielt zu haben und der Versuch einer Lösung der „Südtirol-Frage“ unter dem Deckmantel der europäischen Integration gewesen zu sein. Dies musste natürlich Kritik hervorrufen, und man erkannte schnell, dass eine rückwärtsgewandte Politik sich dem Vorwurf des Grenzrevisionismus aussetzen musste und keinen Erfolg haben würde. Man wehrte sich dagegen, indem man Vorarlberg und das Trentino zur Zusammenarbeit einlud. 1991 und 1993 traf sich der sogenannte Vierer-Landtag. Bei der Sitzung im Jahr 1993 wurden die Landesregierungen aufgefordert, „auf die konkrete verfassungs- und kompetenzrechtliche Lage der Länder Südtirol, Tirol und Trentino zugeschnittene sowie die zwischen Österreich und Italien bestehenden völkerrechtlichen Verträge [...] berücksichtigende Modellvereinbarungen zur Schaffung einer europäischen Region auszuarbeiten und Möglichkeiten zur Mitwirkung Vorarlbergs vorzusehen ...“ Daraus wird klar, dass sich Vorarlberg bereits aus dem Projekt zu verabschieden begonnen hatte und bald auch nur mehr als Beobachter am nunmehrigen „Dreierlandtag“ teilnahm.

Aus Sicht des Bundeslandes Tirol ist der Zusammenschluss mit dem Trentino vielleicht nicht im ersten Moment verständlich, doch historisch war das stets vor allem von Italienern bewohnte Trentino seit 1804 Teil der Grafschaft Tirol. Durch das Inkrafttreten des Vertrages von Saint-Germain 1920 wurden Südtirol und Trentino zu Teilen Italiens und dort schließlich in der Region Trentino-Südtirol vereint, die aus den autonomen Provinzen Trient-Trentino und Bozen-Südtirol besteht. Doch nicht immer läuft die Beziehung zwischen Südtirol und dem Trentino vollkommen spannungsfrei ab – und wenn man sich der historischen Wirklichkeit stellt, so sind seit 1848 die Autonomiebestrebungen des Trentino und die Idee ei-

nes Anschlusses an das Königreich Italien ein Teil davon. Trentino war nicht immer glücklich, ein Teil Tirols zu sein. Und in den Neunzigerjahren strebte man wiederum von Südtiroler Seite danach, sich aus dem Verband mit dem Trentino zu lösen. Im Trentino ist man sich bewusst, dass man die eigene Einbindung in die Europaregion auch politischen Überlegungen zu verdanken hat, die sich gegen den Vorwurf eines revisionistisch-ethnonationalen Geschichtsbildes wehren wollen. Dass man auf Tiroler Seite auch mit einem Zweierlandtag ohne dem Trentino ganz gut leben könnte, machte der damalige Tiroler Landtagspräsident (und in dieser Funktion auch Präsident im Dreierlandtag) Helmut Mader 2001 in einem Interview klar: Der Zweierlandtag sei nie ganz aufgegeben worden und könne jederzeit wieder belebt werden. Einen gewissen Unmut kann man allerdings auch verstehen, wenn man den politischen Willen zur Umsetzung der Beschlüsse des Dreierlandtages im Trentino betrachtet und feststellt, dass dort weniger als 50 % der Beschlüsse ihren Weg in die Umsetzung finden. Trentino konnte seine Rolle allerdings stärken, indem offiziell nicht mehr von einer Europaregion Tirol die Rede ist, sondern von der Europaregion (oder auch Euregio) Tirol-Südtirol-Trentino.

Die Europaregion sollte beim dritten Treffen des nunmehrigen Dreier-Landtages am 31. Mai 1996 in Riva durch Schaffung einer öffentlichen Körperschaft mit Rechtspersönlichkeit institutionalisiert werden. Man scheiterte mit dieser ambitionierten Idee aber auf ganzer Linie. Einerseits gab es verfassungsrechtliche Bedenken beider Zentralregierungen, was die Rechtsetzungskompetenzen der beteiligten Regionen bzw. des beteiligten Bundeslandes betrifft. Darüber hinaus wird die Europaregion in Rom als Anschlag auf die Einheit des italienischen Staates und als überholt geglaubter Pangermanismus verstanden. Und daran tragen die Protagonisten selbst wohl auch Schuld: Die Innsbrucker Festumzüge zu den Andreas-Hofer-Gedenkjahren 1959 und 1984 mögen lange zurückliegen, doch in Rom hat man noch nicht vergessen, dass man damals in erster Linie die Landeseinheit und Wehrhaftigkeit Gesamttirols zelebrierte und die Dornenkrone als Symbol für den Schmerz um den Verlust des südlichen Landesteils vor sich her trug. Eine ähnliche Politisierung wollte man beim Festumzug 2009 vermeiden, dennoch konnte man es nicht lassen, die Dornenkrone wieder durch die Stadt zu tragen, geschmückt mit 2009 Rosen – ein etwas plumper Versuch, das Symbol zu entschärfen und es allen recht zu machen, ohne wirklich Stellung zu beziehen. Damit scheint man dem Willen der Nordtiroler Bevölkerung auch entsprochen zu haben, denn eine Umfrage im Jahr vor dem Festumzug hatte ergeben, dass ein Drittel der Bevölkerung für ein Mittragen der Dornenkrone, ein Drittel dagegen war – dem Rest war es schlichtweg egal. Auch die Südtiroler Schützen entsprachen den im Vorfeld geäußerten Befürchtungen, doch ihre „Los von Rom“ Parolen verhallten weitgehend ungehört. Kein Wunder, dass man in Rom die Bestrebungen einer formellen Annäherung über die Brennergrenze hinweg genau beobachtet.



Abb. 19. Das ist ein Blindtext. Das ist ein Blindtext. XXXX

Auch die 1995 in Brüssel über den Weg der Handels- und Wirtschaftskammern eingerichtete gemeinsame Vertretung des Landes Tirol und der autonomen Provinzen Südtirol und Trentino erregte den Unwillen der italienischen Regierung, und 1997 wurde ihr zunächst die Rechtmäßigkeit vom italienischen Verfassungsgerichtshof abgesprochen. Rom verhielt sich aber nicht nur stur: Eine Gesetzesänderung und eine Adaption der Verträge retteten das gemeinsame Büro, das sich in erster Linie mit Lobbytätigkeiten beschäftigt. Der Widerhall seiner Tätigkeiten in der Bevölkerung hält sich aber in sehr engen Grenzen.

Der Gedanke einer Europaregion überlebte dennoch – zumindest in den Köpfen der Politiker, und auf Basis einer Vereinbarung der drei Regionen über die grenzüberschreitende Zusammenarbeit aus dem Jahr 1998 wurde die Kooperation aufrechterhalten. Diese Vereinbarung ist recht allgemein gehalten und ohne verbindliche Wirkung, wird aber von einigen als offizieller Beginn der Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino angesehen. Schließlich wurde der Sehnsucht nach einem klaren institutionellen Rahmen durch Brüssel wieder neues Leben eingehaucht: Die EU bietet seit 2006 durch den Europäischen Verbund für Territoriale Zusammenarbeit (EVTZ) regionalen und lokalen Gebietskörperschaften verschiedener Mitgliedstaaten die Möglichkeit, einen Kooperationsverbund mit eigener Rechtspersönlichkeit zu gründen. Ein solcher EVTZ schafft ohne größere bürokratische Hürden ein institutionelles Dach, unter dem gemeinsame Projekte zu realisieren

sind, aber auch Fördergelder beantragt werden können. Entsprechend euphorisch forderten die drei Landtage bei ihrem Treffen 2009 die jeweiligen Landesregierungen auf, einen Entwurf zu formulieren. Getragen von dieser neuerlichen Aufbruchsstimmung wurde Ende 2009 in Bozen das „Gemeinsame Büro der Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino“ eröffnet. Die jeweiligen Gesetzesentwürfe zur Realisierung des EVTZ wurden im Herbst 2010 an die Regierungen übermittelt, doch auch hier kam es zunächst zu einem Veto Roms, das sich insbesondere an der Formulierung „Euregio“ stieß. Doch schließlich war es soweit: Die italienische Regierung hatte Anfang Mai 2011 ihre Widerstände aufgegeben, sodass am 14. Juni 2011 Tirol, Trentino und Südtirol den Vertrag für den „Europäischen Verbund für territoriale Zusammenarbeit“ unterzeichnen und damit endlich die lang ersehnte Rechtspersönlichkeit für die Europaregion schaffen konnten.

## **Das Scheitern der Europaregion**

Das zähe Ringen der Politik um einen institutionellen Rahmen hat somit ein Ende gefunden. Doch abseits der politischen Spielwiese und der teilweise anachronistisch anmutenden Worte bei den Dreierlandtagen? Die Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino erscheint in erster Linie als ein politisches Produkt, entwickelt am Schreibtisch und durchdrungen von der „Vitalität“ formeller Beschlüsse der Dreierlandtage, aber wirklich Leben eingehaucht bekommen hat sie nie. Das mag einerseits damit zu tun haben, dass speziell in Tirol die EU-Skepsis immer wieder deutliche Ausmaße angenommen hat. Und in einer Europaregion steckt nun mal EU drin, das lässt sich nicht leugnen. Aber vielleicht träumen auch nur mehr die wenigsten von einem GesamtTirol? Vielleicht ist das Bedürfnis einfach nicht so groß, wie es die politischen Reden vermuten lassen? Eine Umfrage aus dem Jahr 1996 von Günther Pallaver und Rainer Nick hatte wenig überraschend ergeben, dass in allen Teilen der Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino eine besondere Verbundenheit zu den jeweiligen Nachbarregionen besteht. Die Tiroler fühlen sich v. a. Südtirol, Bayern und Salzburg verbunden, die Südtiroler v. a. Nord/Osttirol und Trentino und das Trentino v. a. dem Veneto und Südtirol. Eine besondere Nähe der jeweiligen Bewohner der Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino zueinander kann daraus aber nicht abgelesen werden. Aus dieser Perspektive wäre etwa eine Europaregion Tirol-Bayern genauso denkbar. Eine solche gibt es ja auch bereits in kleineren Dimensionen, die Euregio Inntal, welche die Bezirke Kufstein und Kitzbühel sowie die Landkreise Rosenheim und Traunstein umfasst.

Ist die gemeinsame Vergangenheit also völlig in Vergessenheit geraten und der Beliebigkeit anheimgefallen? Tiroler Politiker jedenfalls haben ihr Bestes getan, um dies zu verhindern: 1997 etwa trafen sich der damalige Innsbrucker Bürger-



meister Herwig van Staa und der damalige Landeshauptmann Wendelin Weingartner mit ehemaligen Südtiroler Aktivisten und Bombenattentätern und sprachen ihnen ihren Dank für den Kampf um die Einheit Tirols aus. Damit machte man sich nicht nur in Rom keine Freunde, auch in Südtirol betrachtete man diese Aktion mit gemischten Gefühlen – ebenso wie die Aufstellung und Weihe der Dornenkrone in Telfs. Die Tiroler Politiker hatten zunächst eine Aufstellung vor der Innsbrucker Hofburg geplant, waren aber am Widerstand der eigenen Bevölkerung und der Südtiroler Politik gescheitert. Die Südtiroler Volkspartei (SVP) blieb auch dem Festakt in Telfs fern und warnte vor der Anziehungskraft für Rechtsextreme. Doch die Tiroler Politik ließ sich ihre Trauer um das leidende Brudervolk in Not und Besatzung nicht nehmen – dass dies nichts mehr mit dem Südtiroler Selbstbild zu tun hat, wird gerne übersehen. Die Tiroler Politik betrachtet sich noch immer gerne als Schutzmacht für die südlichere Region und beobachtet die zunehmende Emanzipation und Selbstsicherheit Südtirols mit einem gewissen Bedauern. Dort ist man der ewigen Opferrolle müde und muss sich nicht mehr hinter Nordtirol verstecken. Einmischungen werden als Bevormundungen wahrgenommen und nicht mehr gerne gesehen. So ist es auch bezeichnend, dass sich in der Präambel der Tiroler Landesordnung aus dem Jahr 1989 ein Verweis auf die „geistige und kulturelle Einheit des ganzen Landes“ findet, während man ähnliche programmatische Ansätze in Südtiroler Rechtsquellen vergeblich sucht. Die Gründung einer eigenen Universität 1997 in Bozen und der – aus Südtiroler Sicht – erfolgreiche Kampf um den Fundort von Ötzi 1991 bezeugen, dass die geistige und kulturelle Einheit des Landes schon längst nur mehr ein Lippenbekenntnis ist – das manchmal passt, manchmal aber dann eben doch nicht.

Ist die Europaregion also gescheitert? Wenn man damit Hoffnungen auf eine Form der Wiedervereinigung verbindet und die Geschichte neu schreiben will, wenn man sich eine neue Verbrüderung erhofft, dann muss sie scheitern. Aber nicht nur am Widerstand der Zentralregierungen oder Brüssels, sondern vielmehr daran, dass es sich dabei nur um eine Kopfgeburt einer kleinen Elite handelt, welche die Masse der Bevölkerung nicht erreicht. Denn „Gesamttirol“ ist längst keine Vision der breiten Öffentlichkeit mehr. Man hat sich auseinandergeliebt, Michael Gehler stellt sogar in Frage, ob man jemals eine Einheit gebildet hätte, ob Tirol nicht schon vor 1918 zersplittert und von Vielfalt gekennzeichnet gewesen wäre. Bereits vor dem Vertrag von St. Germain sprach man im Alltag von den einzelnen Landesteilen als autonomen Einheiten, von Welschtirol, Süd-, Ost- und Nordtirol. Diese Tiroler Subidentitäten wurden natürlich nach 1918 verstärkt, und gerade in Südtirol musste es zu einem eigenen „Nationsbildungsprozess“ kommen. Der Autonomiestatus hat Südtirol eine weitgehende Selbständigkeit gebracht, die auf einem finanziell sicheren Fundament ruht. Das Südtiroler Modell dient als Vorbild für andere Regionen mit Minderheitenproblematiken – auch

wenn immer wieder vergessen zu werden scheint, dass die Sprachgruppen teilweise in Parallelwelten ohne Berührungspunkte zu leben scheinen und dies vielleicht nicht nur wünschenswert ist. Jedenfalls hat man sich gut eingerichtet in Südtirol, und Umfragen der letzten Jahrzehnte belegen, dass der Wunsch nach Wiedervereinigung mit dem österreichischen Bundesland Tirol immer mehr verschwindet. Es herrscht nachbarschaftliche Normalität. Und eine enge emotionale Verbindung zwischen Tirol und dem Trentino herstellen zu wollen, bedeutet jedenfalls eine künstliche Umdeutung von Geschichte und Gegenwart.

Natürlich gibt es immer wieder Versuche, sei es von Seiten rechtgerichteter Parteien wie der „Union für Südtirol“, Teilen der Schützen, aber auch anerkannter Wissenschaftler, die Sehnsucht nach einer einheitlichen Gesamttiroler Identität durch eine Europaregion abzudecken. Universitätsprofessor und Föderalismusexperte Peter Pernthaler erklärt die Vision einer interethnischen Identität in Südtirol für gescheitert und die italienische Volksgruppe von rund 20 bis 25 % der Bevölkerung für „in Politik, Kultur und Wirtschaft nicht mehr ausschlaggebend“. Dies ruft zumindest bei der Autorin ein gewisses Unbehagen hervor und erinnert an die ersten Gedanken zu einer Europaregion Tirol, als man die Italienisch sprechenden Einwohner Südtirols in eigene Enklaven umsiedeln wollte, da eine Durchmischung gescheitert und sie nicht Teil der Vision einer Europaregion seien. Laut Pernthaler sei der Entfremdungsprozess zwischen Norden und Süden noch nicht so weit gediehen, es gäbe noch keine eigene Identität in Südtirol und wenn wäre diese nur eine „Willensidentität“, ähnlich der historischen Situation in Österreich, „wo unter dem Schlagwort einer ‚Österreichischen Nation‘ eine Abkapselung von der deutschen Volks- und Kulturgemeinschaft stattfand, allein aufgrund des Diktums einer ‚Willensnation‘, ebenfalls unter gänzlichem Fehlen von sprachlichen, ethnischen oder kulturellen Differenzierungsmerkmalen zu Deutschland.“ Eine Gesamttiroler Identität ist für Pernthaler nicht nur opportun, sondern unausweichlich, einer natürlichen Entwicklung gleich.

Lassen wir doch mal jene, um die es geht, selbst zu Wort kommen: In einer groß angelegten Umfrage wurde 1988 das „Landesbewusstsein in Südtirol“ unter deutschsprachigen und ladinischen Südtirolern abgefragt: Darin geben nur rund 10 % der Befragten an, dass sich die Südtiroler von der Nordtiroler Bevölkerung in ihrer Lebensart und Mentalität eher nicht unterscheiden, circa die Hälfte der Befragten geht von einem sehr starken oder starken Unterschied aus. Bemerkenswert ist auch, dass gerade die jungen Personen bis 25 Jahre überdurchschnittlich einen sehr großen Unterschied feststellten – dass sich diese Tendenz in den letzten zwei Jahrzehnten noch verstärkt hat, erscheint eine angebrachte Schlussfolgerung. Mehr als die Hälfte der Südtiroler fährt auch nur seltener als ein- bis zweimal im Jahr nach Nordtirol. Aus Sicht der meisten Befragten wird für die Landeseinheit auch ausreichend viel getan.

Warum kann die Politik diese nachbarschaftliche Normalität nicht akzeptieren, sondern ergeht sich in schwülstigen Anspielungen auf die historische Landeseinheit. Warum hält man an Klischees fest, die fernab der Lebensrealität der Bevölkerung liegen? Dazu muss man in die Neunzigerjahre zurückgehen: Als 1992 der seit den Sechzigerjahren bei der UNO anhängige Streit zwischen Österreich und Italien über die Südtirolfrage beigelegt worden war, brauchte die SVP plötzlich neue Themen, um sich weiter als Sammelpartei für deutschsprachige und ladinische Südtiroler präsentieren zu können – man musste die plötzlich entstandene Leere mit einem neuen Programm füllen. Und in Österreich war die Tiroler Volkspartei darauf bedacht, sich von der zu diesem Zeitpunkt in der Krise steckenden Bundes-ÖVP abzuheben und die herrschenden Anti-Wien-Ressentiments zu bespielen. Tirol tut sich schwerer als Südtirol, von der Geschichte zu lassen: Südtirol hat sich kulturell, ökonomisch und politisch emanzipiert, während Tirol mit seiner „Schutzmachtfunktion“ zugleich die Gelegenheit verliert, „Außenpolitik“ zu machen und sich großzügig gegenüber dem zu schützenden Bruder zu verhalten. Aber wenn man ehrlich ist, sind die Aufhebung der Brennergrenze und die Durchführung gemeinsamer grenzüberschreitender Projekte ein Produkt der europäischen Einigung sowie der Demokratisierungsprozesse in Österreich und Italien und weniger ein Erfolg der Regionalpolitik.

In der Regionalpolitik dagegen wurden viel weniger Grenzen abgebaut: Man nahm sich zwar an der EU ein Beispiel und versuchte, die wirtschaftliche Integration voranzutreiben – auch in der Hoffnung, dass in der Folge die emotionale Identifizierung der Bevölkerung von selbst erfolgen werde. In der EU war man bei der wirtschaftlichen Integration erfolgreich, scheiterte aber beim zweiten Schritt. In der selbsternannten Europaregion steckt jedoch bereits die wirtschaftliche Zusammenarbeit noch in den Kinderschuhen. Nachdem schon vor Jahren der Versuch einer Fusion der Hypo Tirol mit der Südtiroler Sparkasse nach medialen Schlachten und politischen Scharmützeln gescheitert war, musste kürzlich auch die Kooperation zwischen der angeschlagenen Tirol Milch und der Südtiroler Milkon abgeblasen werden. Und auch im Energiebereich ist man über den Verhandlungsstatus bisher noch nie hinausgekommen. Es herrscht Konkurrenz am Markt und da sind grenzüberschreitende Visionen schnell vergessen.

Der Befund muss lauten: Viele Reden wurden geschwungen, viele Seiten gefüllt und Aktenordner angelegt, viele Politiker und Festtagsredner beschäftigt gehalten, doch die Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino ist ein Gefäß ohne Inhalt geblieben. Und damit an den in sie gesetzten, hohen Erwartungen letztlich gescheitert.

## Tiroler Identitäten

Vielleicht war dieses Scheitern zu erwarten gewesen, weil die Politik von falschen Voraussetzungen ausgegangen war und ein darauf erbautes Fundament nicht wirklich tragfähig sein kann? Fokus der Herangehensweise, jedenfalls von Tiroler Seite, war die Idee der „kulturellen und geistigen Einheit“. Doch wie oben bereits angesprochen ist es zweifelhaft, ob es *eine* Tiroler Identität überhaupt gibt. Dem Trentino eine eigene Identität abzusprechen, wäre kurzfristig; dass zu dieser Trentiner Identität auch eine Geschichte als Teil der Grafschaft Tirol gehört, ist aber natürlich auch zu berücksichtigen. Doch zumeist zielt man, wenn von Landeseinheit gesprochen wird, ohnehin nur auf Nord-, Ost- und Südtirol ab.

Kann es hier noch eine einzige gemeinsame Identität geben, vorausgesetzt es gab sie überhaupt jemals? Der Vertrag von St. Germain und seine Umsetzung mussten zu einer Zersplitterung des Landes führen: Nicht nur Südtirol (und Trentino) mussten sich einer neuen Realität stellen, auch Osttirol fand veränderte Bedingungen vor: Plötzlich war man in einer isolierten Randlage, in der man automatisch näher an Kärnten heranrückte. Mit Kärnten teilte man im „Gau Kärnten“ die Erfahrungen der Zeit des Nationalsozialismus und der Besatzung nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Briten Osttirol regierten, während in Nordtirol die Franzosen waren. Die Abgelegenheit Osttirols, namentlich der zahlreichen Land- und Berggemeinden, führte zu einer (selbst für Tiroler Verhältnisse) konservativen Haltung, die sich stark an der katholischen Kirche und traditionellen Werten orientierte. Durch den Bau der Felbertauernstraße 1967 wurde die Isolation aufgehoben, und der Wegfall der Grenzen durch das Inkrafttreten des Schengener Abkommens sollte Osttirol von seiner Randlage befreien. Auch die Geschichte Osttirols der letzten 90 Jahre war also eine andere als die Nordtirols. Dazu kommt, dass Osttirol ursprünglich als Teil des Pustertals, d. h. als östlichster Teil Südtirols, betrachtet worden war. Man pocht immer wieder auf die Eigenständigkeit und fühlt sich von Nordtirol stiefmütterlich behandelt. Aus Osttiroler Sicht hat Tirol drei Landesteile mit unterschiedlichen historischen Verläufen in den letzten 90 Jahren. So versucht auch die 1992 neu eingerichtete „Osttirol Werbung“, Osttirol nach innen und außen eine eigene Identität zu verleihen. Geschichte prägt Identität und wohl auch Mentalität – die vielbeschworene Landeseinheit neigt dazu, die verschiedenen historischen Erfahrungen seit dem Ersten Weltkrieg zu ignorieren.

Nicht nur Geschichte beeinflusst, sondern natürlich ebenso Medien: Und zumindest die Printmedien ziehen klare Grenzen zwischen Nord-, Ost- und Südtirol: Die „Tiroler Tageszeitung“ erreicht heute angeblich rund 60 % der Tiroler Bevölkerung; es ist allerdings anzunehmen, dass man – trotz einer Osttiroler Lokalredaktion – in erster Linie Nordtiroler Leser anspricht, da der „Osttiroler Bote“ von einer 95-prozentigen Haushaltsabdeckung in Osttirol ausgeht und nur eine Min-

derheit der Haushalte zwei regionale Tageszeitungen beziehen wird. Auch die lokale Reichweite der Südtiroler Tageszeitung „Dolomiten“ ist beeindruckend: Es wird bei deutschsprachigen LeserInnen über 14 Jahren von 93 % ausgegangen. Wie die SVP richtet sich übrigens auch die Tageszeitung nicht an die italienischsprachigen Teile der Bevölkerung und bezieht diese nicht einmal in ihre Mediendaten ein. Eine Umfrage aus dem Jahr 1988 ergab, dass 86 % der Südtiroler nie die „Tiroler Tageszeitung“ und 94 % der Nordtiroler nie die „Dolomiten“ lesen; es ist nicht anzunehmen, dass sich diese Zahlen groß verändert haben. Die starke Präsenz der jeweiligen Tageszeitungen gibt ihnen eine wichtige Rolle im Meinungsbildungsprozess der Öffentlichkeit. Die Sicht auf die Welt, aber auch die Innensicht wird durch den jeweiligen Blickwinkel des gelesenen Printmediums geprägt – auch hier müssen sich durch die unterschiedlichen Medienlandschaften und die quasi-Monopolstellungen der jeweiligen regionalen Tageszeitungen verschiedene Einflüsse in Nord-, Ost- und Südtirol ausgewirkt haben. Das nicht vorhandene Interesse an den Printmedien der anderen Regionen könnte auch als fehlendes Interesse an den lokalen Geschehnissen gedeutet werden – doch dem widersprechen die erfolgreichen Landessendungen des ORF. Seit der ORF in Südtirol ausgestrahlt wird, erfreute sich die Bundeslandsendung „Tirol Heute“ dort großer Beliebtheit. Überraschend aber, dass sich dies durch die Einführung von „Südtirol Heute“ im ORF Tirol, einer Nachrichtensendung des ORF mit finanzieller Unterstützung von Südtirol, nicht geändert hat und dass sich auch 40 % der Tiroler, die zur Sendezeit fernsehen, für „Südtirol Heute“ entscheiden. Hier darf von einem gelungenen grenzüberschreitendem Projekt gesprochen werden, das – wie auch immer man zum Sendungsinhalt stehen mag – ohne großes Pathos Information und Wissen über nationale Grenzen hinausträgt.

Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass die Bewohner Nord-, Ost- und Südtirols in den vergangenen 90 Jahren verschiedene Lebensrealitäten kennengelernt haben und unterschiedlichen Einflüssen ausgesetzt waren. Da können auch die regionalpopulistischen Aktivitäten der Volksparteien nicht darüber hinwegtäuschen, so wie die „Wir Tiroler Feste“, die in den Neunzigerjahren für Nord-, Ost- und Südtiroler veranstaltet wurden. Allein dass auf der Einladung die drei Teile Tirols explizit angesprochen wurden, zeigt, dass es schon längst nicht mehr klar ist, wer denn „wir Tiroler“ sind. Noch weniger ist klar, *wie* denn „wir Tiroler“ sind. Auch wenn der ehemalige Tiroler Landeshauptmann Wendelin Weingartner es zu wissen scheint und beim SVP-Parteitag in Meran im November 1996 erklärte: „Das Tirolerische war immer etwas anderes. Die Tiroler sind nicht etwas Besseres, aber etwas Besonderes sind sie schon. [...] Die Tiroler sind ja weder eine Nation noch eine Rasse, aber sie sind ohne Zweifel ein Menschenschlag.“

Das scheint jedenfalls alle Tiroler, ob nördlich, südlich oder östlich des Brenners, auszuzeichnen: Ein wohl mehr als gesundes Selbstbewusstsein und eine starke Identität.

tifizierung mit dem eigenen Landesteil/Bundesland. Die Ablehnung der Zentralregierung und der Hauptstädte eint Norden und Süden. So meinte Hans Weigel, dass es gerade die Ablehnung Wiens sei, welche die Zugehörigkeit des Tirolers zu Österreich belege. „Wie und wo könnte er sonst so ausdauernd, so intensiv – und so ungestraft – gegen Wien sein?“ (in Hans Weigel/Paul Flora, Tirol für Anfänger, 1991).

Doch was kennzeichnet sonst noch den Tiroler? Was ist seine Identität? Das vorliegende Buch zeigt das Puzzle der verschiedenen Bausteine, die gemeinsam wohl so etwas wie ein Fundament der Tiroler Identität bilden. Doch eine Zusammenfassung in wenigen Sätzen kann sich immer nur im Klischee- und Topoihaften ergehen. Es gibt eine Vielzahl an Tiroler Identitäten, begonnen mit den Unterschieden zwischen Nord-, Ost- und Südtirol bis hin zu den individuellen Prägungen durch Herkunft (z. B. Bildungsschicht) und Wohnort (Stadt/Land). Allerdings wäre es auf der anderen Seite feige, sich der Frage nicht zu stellen, denn natürlich gibt es Eigenschaften, die dem Tiroler als typisch zugeordnet werden. Wie schwierig die Frage nach der Tiroler Identität auch heute noch ist, zeigen die langen Diskussionen, welche Ausstellungsstücke als Symbole der Tiroler Identität in dem neuen Tiroler Museum, dem „Tirol Panorama“ am Bergisel, gezeigt werden sollten: Persönlich hat es mich beruhigt, dass man sich am Ende dann doch dagegen entschieden hat, eine der Hauben von DJ Ötzi zu präsentieren.

Was kennzeichnet wohl den „Idealtypus“ des Nordtirolers? Bereits angesprochene Aspekte einer Tiroler Identität sind das ausgeprägte Landes- und fehlende Nationalbewusstsein, das einhergeht mit einer Ablehnung Wiens. Genauso wurde und wird Brüssel als Ort der Verschwörung gegen Tirol betrachtet. Bei der EU-Abstimmung erzielte man in Tirol mit 56,66 % Befürwortern die niedrigste Zustimmung zum EU-Beitritt. Das Hervorheben der Eigenständigkeit, der Andreas Hofer'sche Kampf gegen Fremdbestimmung, aber auch gegen Veränderung sowie das Beharren auf der Landeseinheit waren und sind wichtige Elemente einer politischen Identitätsfindung. Das stolze Betonen der eigenen Bodenständigkeit hat den überdurchschnittlichen Einfluss des Bauernbundes ermöglicht, und vielleicht führt auch dies dazu, dass es in Tirol seit Jahren die niedrigsten Scheidungsraten Österreichs gibt. Allerdings steht dem Innsbruck als Stadt gegenüber, die sich einen modernen Anstrich gibt und sich auch gerne mal als „Weltstadt“ sieht – oder zumindest als „Herz der Alpen“. Und natürlich der Topos des „Heiligen Landes“. Wie überall hat die Volksfrömmigkeit in den letzten Jahren stark abgenommen und die Zahl der Austritte aus der römisch-katholischen Kirche zugenommen – dennoch gibt es traditionell eine, selbst für österreichische Verhältnisse enge Verflechtung von Religion und Politik. So findet sich in der Präambel der Tiroler Landesverfassung „die Treue zu Gott“ als zu schützende Grundlage des Landes Tirol. Historisch mag dies aus der in Tirol besonders konsequent durchgeführten Gegenreformation, den die Alltagswelt durchdringenden Formen der Volksfrömmigkeit

und das durch 1809 entstandene Selbstbild als Beschützer und Bewahrer einer antirevolutionären, katholischen Welt zu erklären sein. Aber auch hier gab es Wandlungen, teilweise durch die römisch-katholische Kirche selbst, die sich seit Altbischof Reinhold Stecher ein modernes progressives Antlitz gibt. So bezog man in der Diskussion um das Telfser Minarett klar und mutig Stellung und befürwortete seinen Bau als Zeichen des Glaubens, wenn auch eines anderen. In dieser Frage war der Einfluss der Kirche dann aber doch zu gering, um eine vernünftige und emotions- und angstfreie Diskussion zu ermöglichen. Natürlich ist der Tiroler aber nicht nur stolz auf die unzähligen Kirchtürme, die aus den blumengeschmückten Dörfern aufragen, sondern insbesondere auch auf die ihn umgebende Landschaft. Die meisten Tiroler erklären, ohne die Berge nicht leben zu können (was umgekehrt wohl sehr gut ginge). Unbestritten geht eine hohe Qualität mit dem Leben im Gebirge einher – dass sie manchmal auch den Blick begrenzen, scheint aber auch nahezuliegen. So verweist der aktuelle Kulturveranstaltungsfolder des Landes Tirol explizit darauf: „Keine Berge – trotzdem Tirol“.

Die konservativen Aspekte der Tiroler Identität stehen aber in einem Spannungsfeld zum Tourismus, der wesentlich zum Wohlstand beigetragen hat: Nordtirol war nie eine isolierte Region und durch den Fremdenverkehr sind selbst die entlegensten Täler mit Fremden konfrontiert. Dies dürfte aber überraschend wenig zu einer geistigen und kulturellen Öffnung geführt haben. Im Gegenteil, das Misstrauen gegenüber Fremden ist geblieben. Die Tourismusedwicklung dürfte allerdings auch zu einem Erhalt des Brauchtums und zum Bewahren von Traditionen beigetragen haben. Und inzwischen gilt die Tracht wieder als schick und die Blaskapelle als in. Der Landestrachtenverband vergibt an Jugendliche bronzene, silberne und goldene volksculturelle Leistungsabzeichen, für welche man eine umfassende Prüfung in den Themengebieten Tracht, Volkstanz, Brauchtum sowie Haus- und Hoflandschaft und Wohnkultur ablegen muss. Und schon über 1000 Jugendliche haben ein solches Abzeichen bekommen. Brauchtum lebt in Tirol. In Vereinen, in Festen und Umzügen. So zeigte auch die oben erwähnte Umfrage unter deutschsprachigen und ladinischen Südtirolern, dass vier Fünftel Brauchtumsveranstaltungen befürworten (während übrigens die meisten dem Schützenwesen gleichgültig gegenüberstehen). Tirol bewahrt sich dadurch ein lebendiges Gemeindebewusstsein, das wohl wichtig ist, um nicht wirklich irgendwann als alpines Disneyland für Touristen, vor dem Altbischof Reinhold Stecher einmal gewarnt hat, zu enden. Zugleich drückt es Heimweh nach einer heilen Welt aus, die es in dieser Form nie gegeben hat. Die Herausforderung für das Brauchtum wird darin liegen, sich der historisch-sentimentalen Fesseln zu befreien, und die alten Traditionen in eine neue Zeit mitzunehmen, sie aber nicht in einen Gegensatz zu ihr zu stellen. Der ehemalige EU-Kommissar Franz Fischler beweist, dass dies möglich ist: Er warnte stets vor einer Mentalität „Tirol den Tirolern“ und einer



Südtirolnostalgie und doch war er Präsident des Landesverbandes der Tiroler Blasmusikkapellen.

Der Tiroler kann sich seine Identität durchaus bewahren und in die Zukunft mitnehmen, doch vielleicht sollte er gewisse Aspekte einer kritischen Neuorientierung unterziehen. Vielleicht sollte man den Topos des „Bruders in Not“, den Schmerz um die verlorene Landeseinheit in eine positive, zukunftsorientierte Stimmung umzuwandeln versuchen. Vielleicht sollte er nicht mehr der künstlichen Verbrüderung mit einem Südtirol nachlaufen, das sich der Umarmung gerne entzieht und dessen Italienisch sprechende Bevölkerungsteile diese sowieso nur als Zwangsbeglückung auffassen können. Denn oft wird vergessen, dass Südtirol heute nicht mehr nur den deutschsprechenden oder ladinischen Bürger und dessen Identität beinhaltet. Auch dieser Realität muss sich Nordtirol endlich stellen – in Südtirol ist dies zwangsläufig längst erfolgt. Eine Europaregion wird und soll es nicht ohne den italienischen Teil Südtirols und dessen Akzeptanz geben.

### **Eine Europaregion der Identitäten – Verständigung statt Verbrüderung**

Vielleicht wäre es besser, nicht der verlorengegangenen „geistigen und kulturellen Landeseinheit“ hinterher zu trauern, sondern die Unterschiede endlich einmal als Chance wahrzunehmen. Und damit bekäme auch die Kooperation mit dem italienischsprachigen Teil Südtirols und dem Trentino im Rahmen der Europaregion endlich einen Sinn.

Doch soweit scheint man noch nicht zu sein. Bei der letzten Sitzung des Dreierlandtags am 30. März 2011 wurde auch ein Beschluss zur „Zielsetzung Zweisprachigkeit 2020“ gefasst. So lobenswert die darin genannten Initiativen wie der Austausch zwischen den Universitäten auch sein mögen, so machen die einleitenden Worte doch klar, dass „die gegenseitige Verständigung in der eigenen Sprache innerhalb derselben Gemeinschaft, ohne auf andere Sprache ausweichen zu müssen, und die erfolgreiche Vermittlung von Kommunikationsinhalten in der eigenen Muttersprache [...] entscheidende Mittel sind, um die Identitäten und die Gemeinschaften einander näher zu bringen und zu stärken.“ Dadurch wird der Vorrang der gemeinsamen Muttersprache als identitätsstiftendes Element festgeschrieben, was das Trennende in Südtirol selbst, aber natürlich auch in der Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino betont. Auch ein anderer Beschluss des Landtages vom selben Tag (Beschluss Nr. 16 betreffend Wahrung der gemeinsamen Erinnerung) zeigt die rückwärtsgewandte Ausrichtung: „Das Thema der Wahrung und der Förderung der Erinnerung – als unabdingbares Instrument zum Schutze der Identität der Völker und der Gebiete angesichts des aufdringlichen Wachstums der globalen Dynamik –



ist mittlerweile Teil des kollektiven Bewusstseins ganz Europas, wie auch der Alpenbewohner, und insbesondere der Menschen, die diesseits und jenseits des Brenners leben, wo die Identitäten, vielleicht mehr als anderswo, aus geschichtlichen Gründen vielschichtig sind und die Erinnerung facettenreich ist.“

Es fällt schwer, in diesen Worten eine Zukunftsvision zu erblicken. Gesamt-Tirol als Zukunftsvision? Nein danke, so nicht. Die Politik übersieht immer wieder, dass die Menschen ganz woanders stehen, ganz andere Probleme haben. Und hier müsste man ansetzen, um die Menschen zu erreichen und eine Europaregion tatsächlich mit Leben zu erfüllen. Europaregion als Zukunftsvision? Ja bitte, aber mit einer Konzentration auf die Probleme, die vor uns liegen, mit einer Ausrichtung auf die Zukunft. Transit, Naturschutz, Wirtschaft – statt einer künstlichen Verbrüderung braucht es hier Verständigung und gemeinsame Lösungsansätze.

Es spielt keine zentrale Rolle, ob die Europaregion nun tatsächlich einen institutionellen Rahmen bekommen hat oder nicht – sehr wohl aber, ob die Bevölkerung sie mitträgt bzw. überhaupt wahrnimmt. Dazu muss die Bevölkerung informiert werden; Interesse darf man erst erwarten, wenn tatsächlich Lösungsansätze präsentiert werden, welche die Lebensrealität der Öffentlichkeit betreffen. Bei den seltenen gemeinsamen Sitzungen der Landtage, die kontroverse Themen meist bewusst ausklammern, ist es aber schwer, auf aktuelle Probleme zu reagieren. Und selbstverständlich müssen auch endlich die Italienisch sprechenden Südtiroler mit ins Boot geholt werden. Ansonsten erscheint die Europaregion als weiterer bürokratischer Baustein in einer ohnehin durchadministrierten Welt.

Die Südtiroler haben es längst vorgemacht: Sie fühlen sich als Südtiroler, als deutschsprachige Europäer, als Italiener. Warum sollte es nicht eine weitere Ebene geben, die einer Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino. Eine Erweiterung der Identität, die als eine Öffnung zur Welt hin verstanden werden sollte und nicht als Sehnsucht nach einer längst untergegangenen Welt.

Es bleibt zu hoffen, dass die Politik allen Bewohnern der Tiroler Länder die Chance gibt, Teil einer mit Leben und Zukunftsvision erfüllten Europaregion zu werden und damit zu einem neuen Bewusstsein für unser Land und uns selbst zu finden. Aber bitte ohne politische und ideologische Instrumentalisierung, ohne den tollpatschigen Versuch einer Umkehrung der Geschichte und einer auf Umwegen erreichten Wiederausführung des 1918 geteilten Landes. Der Schlagbaum am Brenner wurde nicht entfernt, um neue Grenzen zu errichten. Die Europaregion sollte im Rahmen des europäischen Integrationsprozesses eine pragmatische, aber durchsetzungsstarke Form der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit entwickeln und allen beteiligten Regionen sowie allen darin lebenden Gruppen nützen. Denn unbestritten sind Lebensqualität und Wohlstand Tirol, Südtirol und dem Trentino überdurchschnittlich hoch; dies zu erhalten, wäre wohl Aufgabe genug für eine Europaregion.

## Weiterführende Literatur:

Gehler, Michael, Tirol im 20. Jahrhundert: Vom Kronland zur Europaregion, Innsbruck 2008.

Pallaver, Günther, Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino, in: Die Verfassung der Südtiroler Autonomie. Sonderordnung der Autonomen Provinz Bozen/Südtirol, hg. von Joseph Marko, Baden-Baden 2005, 493–510.

Hämmerle, Kathrin / Plaikner, Peter (Hg.), Tiroler Jahrbuch für Politik 2008/2009. Wien 2009.

Karlhofer, Ferdinand / Pelinka, Anton (Hg.), Politik in Tirol, Innsbruck 2004.

Pernthaler, Peter, Die Identität Tirols in Europa, Wien 2007.

# Abbildungsnachweis:

- Abb. 1: Zeichnung von Andreas Blaickner.
- Abb. 2: Handschrift der Universitäts- und Landesbibliothek Innsbruck, ohne Signatur.
- Abb. 3: Anton Prock
- Abb. 4: Foto des Autors.
- Abb. 5: Cover der Kulturzeitschrift „Sturzflüge“ vom Frühjahr 1984 zum 175. „Gedenkjahr“ nach 1809.
- Abb. 6: Briefmarke, 7 S, Republik Österreich, Serie 1996: Volksbrauchtum und Volkskundliche Kostbarkeiten.
- Abb. 7: Plakat der Tirolwerbung von 1987.
- Abb. 8: Portrait des Osttiroler Malers Oswald Kollreider in der Kapelle des Geburtshauses in Oies.
- Abb. 9: Foto: Florian Puff, FTB.
- Abb. 10: Plakat der Südtirol-Werbung.
- Abb. 11: Franz X. Winterhalter, Kaiserin Elisabeth von Österreich (Ausschnitt), 1865, Hofburg, Wien.
- Abb. 12: Archiv Verlagsanstalt Tyrolia
- Abb. 13: Beide Fotos aus: Berge, eine unverständliche Leidenschaft, Innsbruck.
- Abb. 14: Karikatur von Dietmar Kainrath, in: Hahnenkamm. Chronik eines Mythos, Gütersloh/München 2003, 143.
- Abb. 15: Küche
- Abb. 16: Antoine de Sain-Exupéry, Der klugene Prinz. Tirolerisch. Verlag M. Naumann, 2003.
- Abb. 17: Johns Hopkins University, Levy Sheet Music Collection
- Abb. 18: © Swarovski AG
- Abb. 19: Archiv Verlagsanstalt Tyrolia

# Verzeichnis der Autoren

[Kurzbiographien auf zwei Seiten?]

